Hilmar Schäfer (Hg.)

Praxistheorie

Ein soziologisches Forschungsprogramm

[transcript] sozialtheorie

Hilmar Schäfer (Hg.)
Praxistheorie

Sozialtheorie

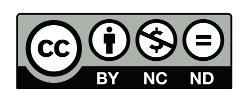
Hilmar Schäfer (Hg.)

Praxistheorie

Ein soziologisches Forschungsprogramm

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Korrektorat: Maria Mitschke, Bielefeld
Satz: Justine Haida, Bielefeld
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Print-ISBN 978-3-8376-2404-5
PDF-ISBN 978-3-8394-2404-9
https://doi.org/10.14361/9783839424049

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Affektivität und Sinnlichkeit sozialer Praxis

Darstellungs- und Erkenntnispraktiken

Arbeitspraktiken

Einleitung

Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie

Hilmar Schäfer

Die Praxistheorie ist in den Sozial- und Kulturwissenschaften angekommen. Als vergleichsweise junge Entwicklung im Feld der Sozialtheorie trifft sie gegenwärtig in einer Reihe von Disziplinen auf große Resonanz und erweist sich in vielen Forschungsbereichen als äußerst fruchtbare Analyseperspektive. Fünfzehn Jahre nach der programmatischen Konstitution einer praxeologischen Theoriebewegung als »practice turn« (Schatzki et al. 2001) sowie nach ihrer intensiven Rezeption und Weiterentwicklung in der Soziologie will der vorliegende Band eine Zwischenbilanz der aktuellen Diskussion ziehen. Dabei wird die Praxistheorie als ein Forschungsprogramm vorgestellt, das die Soziologie in theoretischer, methodologischer und analytischer Hinsicht bereichert und neu ausgerichtet hat. Ziel des Bandes ist es, die praxistheoretische Debatte in ihrer Breite abzubilden, unterschiedliche Positionen innerhalb der Theoriebewegung zu markieren sowie Desiderata der Praxistheorie aufzuzeigen, die sich sowohl aus konzeptuellen Überlegungen als auch aus empirischen Analysen ergeben. Der Schwerpunkt liegt auf der deutschsprachigen soziologischen Rezeption; darüber hinaus sind mit den Beiträgen von Theodore R. Schatzki und Elizabeth Shove (mit Mika Pantzar) auch zwei zentrale Positionen aus dem US-amerikanischen und britischen Raum vertreten, die hier in deutscher Erstübersetzung publiziert werden.

Einleitend wird die Praxistheorie im Folgenden als eine heterogene, aber dennoch definierbare Theoriebewegung vorgestellt, um anschließend einen Überblick über aktuelle Themenkomplexe der praxeologischen Debatte zu geben, die in diesem Band verhandelt werden. Praxistheorie wird dabei als ein Feld verstanden, dessen Konturen sich umreißen lassen, dessen Grenzen jedoch fließend sind. Spricht man also von *der* Praxistheorie, betont man die Einheit des theoretischen Feldes; ist die Rede dagegen von Praxistheorien, werden die Differenzen zwischen den einzelnen Ansätzen hervorgehoben. Wenn in

diesem Band die Praxistheorie als ein soziologisches Forschungsprogramm vorgestellt wird, so soll damit die Dynamik hervorgehoben werden, die sie in der Forschungslandschaft als theoretische Bewegung entwickelt hat. Dabei soll nicht vernachlässigt werden, dass auch die Differenzen der einzelnen Ansätze auszuloten sind. Für die hier verfolgte Zielsetzung erscheint es jedoch gewinnbringender, ihre Gemeinsamkeiten zu betonen.

1. Grundlagen

Praxistheorie ist eine von Beginn an interdisziplinäre Denkbewegung und Forschungshaltung, deren sozialtheoretische Perspektive auch philosophische Wurzeln aufweist. Ihre Quellen liegen unter anderem im marxistischen Praxisbegriff (Lefebvre 1972; Hillebrandt 2014: 31-35), im US-amerikanischen Pragmatismus (Bogusz 2009; Hilmar Schäfer 2012), in Martin Heideggers fundamentalontologischem Verständnis des Daseins als In-der-Welt-sein (Koppetsch 2001) sowie in Ludwig Wittgensteins sprachanalytischer Philosophie (Schatzki 1996; Gebauer 2009). Während der Praxisbegriff bei Marx allgemein die »sinnlich menschliche Tätigkeit« (Marx 1978: 5) bezeichnet, heben die anderen drei Ansätze in je spezifischer Form die Bedeutung von Kompetenzen und Hintergrundwissen für das Lösen alltäglicher Handlungsprobleme und – fundamentaler noch – für das Verstehen des Sozialen überhaupt hervor. Die Praxistheorie schließt mit ihrer Einbettung des Handelns in sozial zirkulierende und inkorporierte Wissensordnungen an diese Positionen an.

Die Entwicklung der praxeologischen Theoriebewegung ist durch jene Kulturtheorien angestoßen worden, die eine kritische Reaktion auf das einst hegemoniale funktionalistische Paradigma in Soziologie und Anthropologie darstellen. Gegen eine funktionalistische Verkürzung auf die Frage nach der Funktion eines Teilelements für das Bestehen eines Ganzen (etwa der Gesellschaft) richten sich in den 1960er und 1970er Jahren etwa die symbolische Anthropologie von Clifford Geertz und die strukturalistische Ethnologie von Claude Lévi-Strauss, die kulturelle Ordnungen ins Zentrum ihrer Erklärung stellen (Ortner 2006). Die Praxistheorie lässt sich als Integration interpretativer und strukturalistischer Kulturtheorien begreifen (Reckwitz 2000), in denen insbesondere zwei Fragen offen bleiben. Erstens: Welchen Spielraum, welche Handlungsmöglichkeiten haben Akteure innerhalb der kulturellen Ordnungen, von denen ihre Sinnstiftung abhängig ist? Sind sie bloß Marionetten von Wissensordnungen und mentalen Strukturen, die ihr Handeln zwingend vorschreiben? Und wie entwickeln sich zweitens die kulturellen Ordnungen, die sich zwar bestimmen lassen, aber deren Reproduktion und Transformation ungeklärt bleibt? Diesem theoretischen Problem stellen sich in den 1970er Jahren Pierre Bourdieu und Anthony Giddens, die das Zentrum

der praxeologischen Debatte bilden. Bourdieu prägt 1972 mit seinem *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle* den Begriff »Theorie der Praxis« (dt. Bourdieu 1976), mit der er zwischen subjektivistischer (Existenzialismus und Phänomenologie) und objektivistischer (Strukturalismus) Perspektive vermitteln möchte. Als theoretisches Scharnier führt er das Konzept des Habitus ein, dessen sozial angeeignete Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata gleichermaßen strukturiert sind und strukturierend wirken: Sie bilden sich kollektiv heraus und werden daher mit anderen geteilt und sie vereinheitlichen das Handeln einer sozialen Gruppe bzw. Klasse, ohne es vollständig zu determinieren (Bourdieu 1982; 1987). Auf diese Weise lässt sich erklären, dass das Soziale geordnet und regelmäßig ist, ohne dass die Akteure bewusst Regeln folgen würden (Bourdieu 1992b: 86).

Anthony Giddens (1979; 1995) formuliert seine Überlegungen im angloamerikanischen Paradigma einer Dichotomie von *agency* und *structure* und zielt auf deren Überwindung ab. Er begreift Handeln und Struktur als einander rekursiv konstituierende Dimensionen, wobei die Akteure die Bedingungen für ihr Handeln in ihrer Praxis reproduzieren. Neben diesen beiden zentralen Autoren werden auch die Arbeiten von Charles Taylor, Harold Garfinkel bzw. der Ethnomethodologie, Michel Foucault, Judith Butler, Bruno Latour bzw. der Akteur-Netzwerk-Theorie, Michel de Certeau, den Vertreter/innen der Cultural Studies und anderen als Teil des praxeologischen Paradigmas aufgefasst.[1]

Grundsätzlich lassen sich jene Ansätze als Praxistheorie begreifen, in denen »Praktiken« die fundamentale theoretische Kategorie bilden und die damit eine Reihe etablierter philosophischer und soziologischer Dichotomien zu überwinden suchen, wie etwa die Differenz zwischen Struktur und Handlung, einer Regel und ihrer Anwendung, der Makro- und der Mikroperspektive sowie zwischen Gesellschaft und Individuum (Schatzki 1996). Mit dem Praxisbegriff werden alternative analytische Konzepte ersetzt, um ausgehend von einem revidierten Basisvokabular eine neue Perspektive auf das Soziale zu entwickeln. Die praxeologische Perspektive zeichnet sich dadurch aus, dass sie Handlungen nicht isoliert betrachtet, sondern als einen Zusammenhang begreift, der bei Theodore Schatzki etwa als »field of practices«, »total nexus of interconnected human practices« (Schatzki 2001: 2) oder »organized nexus of actions« (Schatzki 2002: 71) bezeichnet wird. Die Identität einer Praxis ist demnach abhängig von ihrem Verhältnis zu anderen (auch vergangenen) Praktiken und vom sozialen Kontext, in dem sie auftritt. Daher lässt sich schon die Frage, was *eine* Praxis ist, nur relational beantworten.

1 | Vgl. für einen Überblick über das Feld der Praxistheorien in leicht divergierenden Zuschnitten insbesondere Schatzki (2001), Reckwitz (2003), Hörning und Reuter (2004a), Rouse (2007), Hilmar Schäfer (2013) und Hillebrandt (2014).

Praktiken sind das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können. Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur *von uns* ausgeführt, sie existieren auch *um uns herum* und historisch *vor uns*. Sie zirkulieren unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen aus- und aufgeführt zu werden.

Ohne die bestehende Praxis des Heiratens kann beispielsweise niemand den Wunsch entwickeln, eine Ehe einzugehen. Auch wenn nicht jede/r Einzelne heiratet, besteht die soziale Praxis des Heiratens weiter. Sie ist allerdings davon abhängig, dass sie wieder und wieder ausgeführt wird, und zwar bestimmten – rechtlichen, religiösen, kulturellen – Konventionen gemäß, die man erfüllen muss, wenn man (im sozial akzeptierten Rahmen) heiraten möchte. Zwar könnte jemand auf die Idee kommen, in einem selbst gewählten Ritual einem Geist, einem Baum oder einem Stofftier die Treue zu versprechen und dies dann »Ehe« zu nennen. Auf gesellschaftliche Anerkennung kann eine solche Verbindung jedoch nicht hoffen. Einzelne können eine Praxis nicht beliebig umdefinieren, die Bedingungen einer Praxis können sich aber schleichend oder dynamisch ändern, wie sich etwa an der Schaffung der eingetragenen Partnerschaft oder an der Debatte um die Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare illustrieren lässt. Wenn sich die Praxis des Heiratens transformiert, ändert sich das Wesen und das Verständnis der Ehe selbst. Nicht jede soziale Praxis ist dabei so stark konventionalisiert, rechtlich kodifiziert und interkulturell so weit verbreitet wie die Ehe, da die Stabilität und die Verbreitung von Praktiken erheblich variieren. Die Differenzen zwischen sozialen Praktiken herauszuarbeiten, ist eine der Kernaufgaben der Praxistheorie.

Zurückgewiesen wird von der Praxistheorie sowohl die Perspektive, dass es »die Gesellschaft« bzw. »Strukturen« sind, die das Individuum in seiner Entwicklung hemmen und einschränken, als auch die Auffassung, dass sich das Soziale aus individuellen Handlungen zusammensetzt. Vielmehr resultieren sowohl Sozialität als auch Individualität aus Praktiken: »By virtue of the understandings and intelligibilities they carry, practices are where the realms of sociality and individual mentality/activity are at once organized and linked. Both social order and individuality, in other words, result from practices« (Schatzki 1996: 13). Gesellschaft erscheint nicht mehr als eine dem Individuum äußerlich gegenüberstehende Totalität, sondern beide konstituieren sich gleichermaßen auf der »flachen« Ebene der Praxis (Schatzki in diesem Band). Sie werden durch diese anti-essentialistische Perspektive als beständige Hervorbringungen erkennbar: Verändern sich die Formen von Praktiken (histo-

risch oder lokal), so verändert sich das »Wesen« der Individualität respektive der Gesellschaft.

Die Anerkennung der *Kontextualität* und *Relationalität* des Handelns ist ein wesentliches Charakteristikum des Praxisbegriffs. »Sinn« ergibt eine Praxis für uns wie für andere Teilnehmer/innen unserer Kultur nur, weil ein Verhältnis besteht zwischen dem Aspekt ihres Vorkommens, ihrer Verteilung und ihrer Erfahrbarkeit und dem Aspekt ihrer Aneignung, Ausführung und Erfahrung. Wir können mit einer Praxis niemals vollständig allein sein. Selbst wenn wir beispielsweise meditieren, um ganz bei uns selbst zu sein, greifen wir Techniken auf, deren Geschichte mehr als zwei Jahrtausende zurückreicht, die schriftlich und mündlich überliefert worden sind und sich dabei auf spezifische Weise weiterentwickelt und in verschiedene Schulen ausdifferenziert haben, die ebenso von uns direkt Bekannten wie von gänzlich Fremden praktiziert werden, um die sich soziale Kreise von Praktizierenden bilden oder die von der Fitness- und Wellnessindustrie beworben und zum »Trend« erklärt werden. Von der vermeintlich lokalen und privaten Handlung des Meditierens führen Verbindungen an andere Orte und andere Zeiten. Die Praxistheorie verortet das Soziale in dem Dazwischen vielfältiger Beziehungen in Raum und Zeit, die sich weder auf Normen noch auf rationale Wahlen reduzieren lassen.

Einen weiteren Schwerpunkt praxeologischer Ansätze bildet die fundamentale Berücksichtigung der *Zeitlichkeit* des Sozialen. Soziale Ordnung wird als ein Prozess verstanden, der in seinem Verlauf analysiert werden muss (Giddens 1995). Die Praxistheorie fragt entsprechend nach der beständigen Hervorbringung des Sozialen, die insbesondere bei Giddens sowie in der Ethnomethodologie im Zentrum der Betrachtung steht.

In diesem Zusammenhang spielt die *Körperlichkeit* des Sozialen, die in soziologischen Theorien oftmals ausgeblendet worden ist, eine zentrale Rolle. Das präreflexive Verstehen einer Praxis oder einer sozialen Situation sowie die kompetente Ausführung situativ angemessener Praktiken werden in praxeologischen Ansätzen auf ein inkorporiertes »implizites Wissen« bzw. *tacit knowledge* (Polanyi 1985) zurückgeführt. So stellt Bourdieu mit dem Habituskonzept explizit »leibhaftige[] Akteure« (Bourdieu 1992a: 28) ins Zentrum seiner Soziologie. Das Soziale vollzieht und reproduziert sich auf dieser Grundlage wesentlich nicht-bewusst, so dass den Akteuren die Mechanismen ihres Handelns nicht vollständig transparent und ihrer Selbstreflexivität körperliche Grenzen gesetzt sind. Auch Foucault (2004) fokussiert Körperlichkeit, wenn er etwa in seiner historischen Analyse von Subjektivierungsweisen die Entwicklung mannigfaltiger Praktiken der Sorge um sich untersucht.

Darüber hinaus ist die Praxistheorie in der Lage, die *Materialität* des Sozialen umfassend zu berücksichtigen. Nicht nur die Ebene sprachlicher Bedeutungen (»diskursive Praxis«), sondern auch die materiellen Aspekte des Sozialen, also die Relevanz und der Gebrauch von Artefakten, Technologien,

Räumen, Medien und Bildern, lassen sich im Rahmen einer praxistheoretischen Perspektive analysieren (Knorr Cetina 2001). Hier zeigt sich der Einfluss der Cultural Studies, Science and Technology Studies sowie insbesondere der Akteur-Netzwerk-Theorie auf das praxeologische Forschungsprogramm.

In der Überwindung etablierter sozialtheoretischer Dichotomien und in der Vereinigung dieser und anderer Analysedimensionen, die in dem vorliegenden Band diskutiert und von den Beiträger/innen miteinander in Beziehung gesetzt werden, liegt das heuristische Potenzial der Praxistheorie, das offensichtlich gegenwärtig von vielen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen wahrgenommen wird. Es trifft auf ein zunehmend interdisziplinär ausgerichtetes Interesse an übergreifenden Forschungsfragen, deren Perspektiven sich auf die – nicht unumstrittenen – Begriffe des *cultural, body, performative, material, spatial, iconic* und jüngst *affective turn* bringen lassen (Bachmann-Medick 2006). Als Forschungsprogramm ist die Praxistheorie zudem durch ihre enge Verschränkung von Theorie, Methodologie und Empirie gekennzeichnet (Schmidt 2012: 24). Ihre analytische Stärke, die ihre gegenwärtige Konjunktur begründet, besteht vor allem darin, dass sie durch die konzeptuelle Offenheit ihres Vokabulars vielfältige Forschungsfragen bearbeiten und miteinander in Beziehung setzen kann, lediglich geringe theoretische Vorannahmen an die von ihr betrachteten Gegenstände heranträgt und sich von ihren empirischen Befunden irritieren lässt (vgl. dazu auch Kalthoff et al. 2008). Praxeologische Ansätze können dabei leicht divergierende, aber stets eng verbundene Perspektiven einnehmen, die entweder stärker die Verteilung von Praktiken (etwa in einem Diskurs oder einem Feld) oder die körperliche Aneignung und kompetente Ausführung von Praktiken fokussieren. Doch unabhängig davon, ob die zirkulierende Dimension von Praxis oder – etwa mit dem Begriff des »impliziten Wissens« – die inkorporierte Dimension von Praxis betont wird, hängen diese stets zusammen und sind nicht ohne Bezug aufeinander denkbar. Auch die methodologischen Gemeinsamkeiten der praxeologischen Positionen werden in diesem Band ausgelotet.

2. Rezeption

In der deutschsprachigen Rezeption hat sich die Praxistheorie nach zentralen fundierenden Arbeiten (Reckwitz 2000; 2003; Hörning/Reuter 2004b) gegenwärtig etabliert: in Tagungen, Studienbüchern (Schmidt 2012), Einführungen (Hillebrandt 2014), methodologischen Reflexionen (Franka Schäfer et al. 2015; Jonas et al. i.E.) sowie empirischen Analysen.[2] Besonders breit ist die Praxis-

2 | Interessierte, die die weitere Entwicklung verfolgen und sich an ihr beteiligen möchten, können die Mailingliste Praxistheorie abonnieren. Sie erhalten dann Informa-

theorie in der Soziologie rezipiert und diversen Studien als theoretische Perspektive zugrunde gelegt worden. Beiträge finden sich etwa im Bereich der Affekt- und Emotionssoziologie (Scheer 2012; Wetherell 2012), der Arbeitssoziologie (Schmidt 2008; Lengersdorf 2011; Krämer 2014), Bildungssoziologie (Röhl 2013; Kemmis et al. 2014; Alkemeyer et al. 2015), Geschlechterforschung (Hirschauer 2001; Poggio 2006), Interkulturalitätsforschung (Reuter 2013), Konsumsoziologie (Shove 2003; Warde 2005; Jonas/Littig 2015), Körpersoziologie (Hirschauer 2004; Meuser 2006; Schindler 2011)[3], Kultursoziologie (Reckwitz 2006; Bennett et al. 2009; Reckwitz 2012), Kunstsoziologie (Zembylas/Dürr 2009; Zembylas 2012; Prinz/Schäfer 2015), Mediensoziologie (Göttlich 2004; 2006), Organisationssoziologie (Miettinen et al. 2009; Gherardi 2012; Nicolini 2012; Wilz 2015), Professionssoziologie (Green 2009; Salomon 2014), Religionssoziologie (Heinrich Schäfer 2009), Soziologie der Sinne und der Wahrnehmung (Prinz 2014; Göbel/Prinz 2015), Stadt-, Raum- und Architektursoziologie (Gieryn 2000; Löw 2008; Göbel 2015), Techniksoziologie (Pickering 1995; Hörning 2001; Passoth 2011), Umwelt- und Infrastruktursoziologie (Røpke 2009; Brand 2011; Shove/Walker 2014; Shove et al. 2015), Wirtschafts- und Finanzsoziologie (Hillebrandt 2009; Kalthoff/Vormbusch 2012) sowie der Wissenschaftssoziologie (Knorr Cetina 2002).[4] Daneben existiert eine Reihe von Reflexionen der Charakteristika, theoretischen Bezüge und analytischen Perspektive der Praxistheorie (Reckwitz 2008; Hillebrandt 2011; Schmidt/Volbers 2011; Shove et al. 2012; Hilmar Schäfer 2013).

Auch außerhalb der Soziologie gewinnt die Praxistheorie in angrenzenden sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen an Einfluss. In der US-amerikanischen Kulturanthropologie ist Sherry B. Ortner (1984; 2006) schon früh eine Vertreterin einer praxeologischen Perspektive gewesen. Daneben wird die Praxistheorie in der Geschichtswissenschaft (Füssel 2003; Reichardt 2004; 2007; Brendecke 2015), der Medien- und Kommunikationswissenschaft (Raabe

tionen über Call for Papers, Tagungen, aktuelle Publikationen etc. und können diese auch über die Mailingliste versenden. Um der Liste beizutreten, senden Sie eine E-Mail an listserv@listserv.dfn.de mit dem Kommando SUBSCRIBE PRAXISTHEORIE im Text der E-Mail. Alternativ können Sie der Mailingliste über die Website des Listservers vom Deutschen Forschungsnetz beitreten unter http://www.listserv.dfn.de/cgi-bin/wa?SUBED1=praxistheorie&A=1.

3 | In der Körpersoziologie ist die Praxistheorie besonders intensiv rezipiert worden. Für einen umfassenden Überblick vgl. Alkemeyer (2015).

4 | Diese Aufzählung will selbstverständlich nicht erschöpfend sein, sondern nur einen Einblick in die Vielfalt der bestehenden Ansätze vermitteln. Sie konzentriert sich zudem auf Positionen, die Praxistheorie als übergreifendes Forschungsprogramm auffassen. Daneben ließe sich noch auf die große Anzahl an Arbeiten verweisen, die beispielsweise ausschließlich auf Bourdieu, Garfinkel, Giddens etc. rekurrieren.

2008; Gentzel 2015), der Politikwissenschaft (Neumann 2002; Pritzlaff/Nullmeier 2009; Adler/Pouliot 2011), der Politischen Theorie (Stahl 2013; Jaeggi 2014) sowie der Human- und Sozialgeografie (Simonsen 2007; Wille 2014) rezipiert. Auch in einer Reihe weiterer, teils interdisziplinär ausgerichteter Kulturwissenschaften stößt die Praxistheorie auf Interesse (Elias et al. 2014). Einen produktiven Rahmen für diverse Fallstudien bildet hier der Ansatz und der Forschungszusammenhang um das Konzept »materialer Textkulturen« (Hilgert 2014). Schließlich wird die Praxistheorie auch in der Erziehungswissenschaft aufgegriffen (Schatzki 2012; Budde 2013; Herbert/Kraus 2013).

3. Forschungsperspektiven

Die Beiträge zum vorliegenden Band spiegeln den gegenwärtigen Stand der praxeologischen Debatte in der Soziologie wider: Sie loten die analytische Perspektive und die Grundbegrifflichkeiten der Praxistheorie aus, situieren sie im Kontext anderer Paradigmen, fokussieren spezifische Praktikenkomplexe und ihre gesellschaftliche Verteilung, beleuchten Transformationsprozesse und analysieren soziale Phänomene. Dabei arbeiten die meisten Autor/innen explizit an einer theoretischen Verknüpfung der körperlichen und materiellen Dimension des Sozialen. Weitere übergreifende Schwerpunkte der Beiträge sind etwa die Emotionalität und Affektivität sozialer Praxis sowie die Relevanz alltäglicher Artefakte und digitaler Technologien. Auch das Verhältnis der Praxistheorie zur Akteur-Netzwerk-Theorie wird in einer Reihe von Beiträgen diskutiert.

Eröffnend behandeln zwei Beiträge das Verhältnis der Praxistheorie zur Leitunterscheidung zwischen Mikro- und Makroperspektive. *Theodore R. Schatzki* verortet Praktiken grundsätzlich jenseits dieser vermeintlichen Differenz und weist ihre ontologische Bedeutung zurück. Werden soziale Phänomene dagegen im Rahmen einer »flachen Ontologie« als Verbindungen von Praktiken und Arrangements in Raum und Zeit begriffen, zwischen denen lediglich Größendifferenzen in Bezug auf ihre Ausdehnung bestehen, so lassen sich mit der Praxistheorie auch sogenannte Makrophänomene betrachten. *Stefan Hirschauer* situiert den Praxisbegriff im Kontext der Konzepte »Verhalten«, »Handeln« und insbesondere »Interaktion« und verweist auf die analytische Leistung des mikrosoziologischen Vokabulars. Die Beiträge stimmen in der Einschätzung überein, dass sich der Praxisbegriff besonders dazu eignet, je nach Forschungsfrage zwischen Mikro- und Makroperspektive zu »zoomen«, wie Hirschauer formuliert.

Die Aufsätze des zweiten Abschnitts widmen sich der eingehenden Diskussion praxeologischer Charakteristika und tragen so zur Positionsbestimmung des Forschungsprogramms bei. *Frank Hillebrandt* verklammert die Dimensio-

nen der Körperlichkeit und Materialität sozialer Praxis in einer Diskussion der theoretischen Positionen von Pierre Bourdieu und Bruno Latour, die auf eine praxeologische Neubestimmung des Körper- und des Dingbegriffs abzielt. *Elizabeth Shove* und *Mika Pantzar* verfolgen am Beispiel von Digitalfotografie und Floorball, einem hockey-ähnlichen Sport, die Mechanismen der Reproduktion von Praktiken in Raum und Zeit. Sie kehren provokativ den üblichen handlungstheoretischen Blickwinkel um und fragen danach, wie Praktiken ihre »Träger« rekrutieren. Dieser Perspektive liegt eine analytische Differenzierung der (miteinander verbundenen) Aspekte von Praxis-als-Entität und Praxis-als-Performance zugrunde, an die *Thomas Alkemeyer* und *Nikolaus Buschmann* anschließen. Sie greifen sie für eine Unterscheidung zwischen praxeologischen Positionen auf, plädieren für ihre Verbindung durch »systematisch-methodische Perspektivwechsel« und zeigen abschließend Konsequenzen für das Verständnis von Subjektivität auf. *Hilmar Schäfer* schlägt vor, den in diesen beiden Beiträgen beleuchteten Doppelcharakter der Praxis vom Konzept der Wiederholung her zu erschließen. Ausgehend von einem poststrukturalistischen Verständnis dynamischer Wiederholung entwickelt er methodologische Prinzipien und mögliche Analyseperspektiven praxeologischer Forschung.

Im Abschnitt »Affektivität und Sinnlichkeit des Sozialen« vertritt *Andreas Reckwitz* einleitend die gegen einen blinden Fleck der Soziologie gerichtete These, dass die Diagnose der Affektneutralität der Moderne ein Fehlurteil sei. Stattdessen gelte es, im Rahmen einer praxeologischen Perspektive die Affektivität jeglicher Form von Sozialität zu analysieren und dabei insbesondere die Verbindung mit Artefakten zu untersuchen. *Sophia Prinz* entwickelt auf der Grundlage einer eingehenden Diskussion und Verbindung der Positionen von Michel Foucault und Maurice Merleau-Ponty eine Praxeologie der Wahrnehmung, die es ermöglicht, die Wechselbeziehungen zwischen der Ordnung der materiellen Kultur und inkorporierten Wahrnehmungsschemata zu erfassen. *Hanna Katharina Göbel* rekurriert auf das Konzept der Atmosphäre, um sich dem Komplex der Sinnlichkeit des Sozialen empirisch zu nähern, und analysiert die praktisch-sinnliche Bearbeitung von Gebäuden mit einem Schwerpunkt auf Umnutzungen.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen fokussiert spezifische Praktiken der Darstellung, die mit der Produktion von Wissen und Erkenntnis verbunden sind. *Herbert Kalthoff* untersucht ökonomische Darstellung als eine Praxis des Artefakt-, Ding- und Zeichengebrauchs und legt einen Schwerpunkt auf das Verhältnis zwischen Praxis und Handeln sowie auf die Materialität des Sozialen. *Robert Schmidt* diskutiert zunächst die epistemologischen Grundlagen einer Soziologie der Praxis, um dann konkrete Praktiken des Theoretisierens als epistemische Verfahren zu beleuchten und schließlich auf deren Relevanz in sozialen Feldern außerhalb der Wissenschaft zu verweisen. *Larissa Schindler* verbindet die Untersuchung von Mobilitätspraktiken mit einer Reflexion eth-

nografischer Praxis. Sie schlägt vor, das Verhältnis, in dem letztere zu ihrem jeweils erforschten Gegenstand steht, als eine Verknüpfung und Verschränkung von Praktiken zu begreifen und zu analysieren.

Im Abschnitt »Arbeitspraktiken« untersucht *Stefan Laube* Call-Center und Finanzhandel ausgehend von einer praxeologischen Relektüre von Erving Goffmans Unterscheidung zwischen Vorder- und Hinterbühne. Er fokussiert dabei den Anteil, den Kommunikationsmedien und digitale Technologien an der Verbindung und am Wechsel zwischen Vorder- und Hinterbühne haben. *Hannes Krämer* hebt im Rahmen der empirischen Untersuchung von Kreativarbeit die analytische Leistung des praxeologischen Forschungsprogramms für die Arbeitssoziologie hervor. Er arbeitet die Mechanismen der routinierten Produktion von Kreativität heraus und verweist auf die Relevanz der Materialität, etwa von Dokumenten, für den Gestaltungsprozess.

Den Abschluss des Bandes bilden Beiträge, in denen die alltägliche Produktion und Reproduktion des Sozialen im Vordergrund steht. *Tobias Röhl* erweitert mit der Praxistheorie den Blickwinkel auf den Schulunterricht und betrachtet ihn als eine transsituative Praxis der Wissensproduktion, an der auch Artefakte teilhaben. Er zeigt unter anderem auf, wie der Beitrag dieser Objekte in didaktischen Praktiken sichtbar und unsichtbar gemacht wird. *Michael Jonas* entwickelt eine relationale Perspektive auf (nachhaltigen) Konsum, die von Individuen abstrahiert, soziomaterielle Ordnungen einbezieht und Konsumpraktiken in den Kontext anderer Alltagspraktiken aus den Bereichen Freizeit und Mobilität einbettet. *Julia Reuter* und *Diana Lengersdorf* bestimmen zunächst das komplexe Verhältnis zwischen Soziologie und Alltag, diskutieren die alltagssoziologische Ausrichtung praxistheoretischer Positionen und heben insbesondere die Bedeutung der Arbeiten von Michel de Certeau und Jean-Claude Kaufmann hervor.

Allen Autorinnen und Autoren sei herzlich für ihre Beiträge und die konstruktive Zusammenarbeit gedankt. Michael Volkmer und Christine Wichmann vom transcript Verlag danke ich für ihr Vertrauen und die professionelle Unterstützung, den Herausgeber/innen der Zeitschrift *Human Affairs* für ihre Zustimmung zur Übersetzung des Textes von Elizabeth Shove und Mika Pantzar, die Michael Schmidt erstellt hat.

Literatur

Adler, Emanuel/Pouliot, Vincent (2011): »International practices«, in: International Theory 3 (1), S. 1-36.

Alkemeyer, Thomas (2015): »Verkörperte Soziologie – Soziologie der Verkörperung. Ordnungsbildung als Körper-Praxis«, in: Soziologische Revue 38 (4), S. 470-502.

Alkemeyer, Thomas/Kalthoff, Herbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.) (2015): Bildungspraxis. Körper – Räume – Objekte, Weilerswist.
Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek.
Bennett, Tony et al. (2009): Culture, Class, Distinction, London/New York.
Bogusz, Tanja (2009): »Erfahrung, Praxis, Erkenntnis. Wissenssoziologische Anschlüsse zwischen Pragmatismus und Praxistheorie – ein Essay«, in: Sociologia Internationalis 47 (2), S. 197-228.
Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (1992a): »›Fieldwork in Philosophy‹«, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt a.M., S. 15-49.
Bourdieu, Pierre (1992b): »Von der Regel zu den Strategien«, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt a.M., S. 79-98.
Brand, Karl-Werner (2011): »Umweltsoziologie und der praxistheoretische Zugang«, in: Matthias Groß (Hg.), Handbuch Umweltsoziologie, Wiesbaden, S. 173-198.
Brendecke, Arndt (Hg.) (2015): Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte, Köln.
Budde, Jürgen (Hg.) (2013): Unscharfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld, Wiesbaden.
Elias, Friederike et al. (Hg.) (2014): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Materiale Textkulturen 3, Berlin.
Foucault, Michel (2004): Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82), Frankfurt a.M.
Füssel, Marian (2003): »Die Rückkehr des ›Subjekts‹ in der Kulturgeschichte. Beobachtungen aus praxeologischer Perspektive«, in: Stefan Deines/Stephan Jaeger/Ansgar Nünning (Hg.), Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte, Berlin, S. 141-159.
Gebauer, Gunter (2009): Wittgensteins anthropologisches Denken, München.
Gentzel, Peter (2015): Praxistheorie und Mediatisierung. Grundlagen, Perspektiven und eine Kulturgeschichte der Mobilkommunikation, Wiesbaden.
Gherardi, Silvia (2012): How to Conduct a Practice-based Study. Problems and Methods, Cheltenham.
Giddens, Anthony (1979): Central Problems in Social Theory. Action, Structure, and Contradiction in Social Analysis, London.

Giddens, Anthony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M./New York.

Gieryn, Thomas F. (2000): »A Space for Place in Sociology«, in: Annual Review of Sociology 26, S. 463-496.

Göbel, Hanna Katharina (2015): The Re-Use of Urban Ruins. Atmospheric Inquiries of the City, London.

Göbel, Hanna Katharina/Prinz, Sophia (Hg.) (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur, Bielefeld.

Göttlich, Udo (2004): »Kreativität in der Medienrezeption? Zur Praxis der Medienaneignung zwischen Routine und Widerstand«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 169-183.

Göttlich, Udo (2006): Die Kreativität des Handelns in der Medienaneignung. Zur handlungstheoretischen Kritik der Wirkungs- und Rezeptionsforschung, Konstanz.

Green, Bill (Hg.) (2009): Understanding and Researching Professional Practice, Rotterdam.

Herbert, Anna/Kraus, Anja (Hg.) (2013): Praxeology as a challenge. Modelling the tacit dimension of pedagogy, Münster.

Hilgert, Markus (2014): »Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen. Zum heuristischen Potential der materialen Textkulturforschung«, in: Friederike Elias et al. (Hg.), Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Materiale Textkulturen 3, Berlin, S. 149-164.

Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität, Wiesbaden.

Hillebrandt, Frank (2011): »Cultural Studies und Bourdieus Soziologie der Praxis. Versuch einer überfälligen Vermittlung«, in: Daniel Šuber/Hilmar Schäfer/Sophia Prinz (Hg.), Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens, Konstanz, S. 133-154.

Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung, Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2001): »Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung«, in: Bettina Heintz (Hg.), Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 41, S. 208-235.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 73-91.

Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens, Weilerswist.

Hörning, Karl H./Reuter, Julia (2004a): »Doing Culture: Kultur als Praxis«, in: dies. (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 9-15.

Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.) (2004b): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld.

Jaeggi, Rahel (2014): Kritik von Lebensformen, Berlin.

Jonas, Michael et al. (Hg.) (i.E.): Methodological Reflections on Practice Orientied Theories, Dordrecht.

Jonas, Michael/Littig, Beate (2015): »Sustainable Practices«, in: James D. Wright (Hg.), International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences. Bd. 23, Oxford, S. 834-838.

Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.) (2008): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M.

Kalthoff, Herbert/Vormbusch, Uwe (Hg.) (2012): Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld.

Kemmis, Stephen et al. (2014): Changing Practices, Changing Education, Singapur.

Knorr Cetina, Karin (2001): »Objectual practice«, in: Theodore R. Schatzki/Karin Knorr Cetina/Eike v. Savigny (Hg.), The Practice Turn in Contemporary Theory, London/New York, S. 175-188.

Knorr Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen, Frankfurt a.M.

Koppetsch, Cornelia (2001): »Heidegger und die Theorie der Praxis«, in: Johannes Weiß (Hg.), Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft, Konstanz, S. 345-370.

Krämer, Hannes (2014): Die Praxis der Kreativität. Eine Ethnografie kreativer Arbeit, Bielefeld.

Lefebvre, Henri (1972): »Der Praxis-Begriff bei Marx«, in: ders., Soziologie nach Marx, Frankfurt a.M., S. 25-51.

Lengersdorf, Diana (2011): Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur, Wiesbaden.

Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte, Frankfurt a.M.

Marx, Karl (1978): »Thesen über Feuerbach« [1845], in: ders./Friedrich Engels, Werke. Bd. 3, Berlin, S. 5-7.

Meuser, Michael (2006): »Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers«, in: Robert Gugutzer (Hg.), body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld, S. 95-115.

Miettinen, Reijo/Samra-Fredericks, Dalvir/Yanow, Dvora (2009): »Re-Turn to Practice: An Introductory Essay«, in: Organization Studies 30 (12), S. 1309-1327.

Neumann, Iver B. (2002): »Returning Practice to the Linguistic Turn: The Case of Diplomacy«, in: Millennium. Journal of International Studies 31 (3), S. 627-651.
Nicolini, Davide (2012): Practice Theory, Work and Organization. An Introduction, Oxford.
Ortner, Sherry B. (1984): »Theory in Anthropology since the Sixties«, in: Comparative Studies in Society and History 26 (1), S. 126-166.
Ortner, Sherry B. (2006): »Updating Practice Theory«, in: dies., Anthropology and Social Theory. Culture, Power, and the Acting Subject, Durham, S. 1-18.
Passoth, Jan-Hendrik (2011): »Fragmentierung, Multiplizität und Symmetrie. Praxistheorien in post-pluraler Attitüde«, in: Tobias Conradi/Heike Derwanz/Florian Muhle (Hg.), Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen, München, S. 259-278.
Pickering, Andrew (1995): The Mangle of Practice. Time, Agency, and Science, Chicago/London.
Poggio, Barbara (2006): »Editorial: Outline of a Theory of Gender Practices«, in: Gender, Work & Organization 13 (3), S. 225-233.
Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen, Frankfurt a.M.
Prinz, Sophia (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung, Bielefeld.
Prinz, Sophia/Schäfer, Hilmar (2015): »Die Öffentlichkeit der Ausstellung. Eine Dispositivanalyse heterogener Relationen des Zeigens«, in: Dagmar Danko/Olivier Moeschler/Florian Schumacher (Hg.), Kunst und Öffentlichkeit, Wiesbaden, S. 283-302.
Pritzlaff, Tanja/Nullmeier, Frank (2009): »Zu einer Theorie politischer Praktiken«, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 38 (1), S. 7-22.
Raabe, Johannes (2008): »Kommunikation und soziale Praxis: Chancen einer praxistheoretischen Perspektive für Kommunikationstheorie und -forschung«, in: Carsten Winter (Hg.), Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden, S. 363-381.
Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist.
Reckwitz, Andreas (2008): »Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 188-209.

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.

Reichardt, Sven (2004): »Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis, Bielefeld, S. 129-153.

Reichardt, Sven (2007): »Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung«, in: Sozial.Geschichte 22 (3), S. 43-65.

Reuter, Julia (2013): »Doing Science – Doing Culture. Interkulturelles Forschen als Gegenstand Interkultureller Forschung«, in: Interculture Journal. Zeitschrift für Interkulturelle Studien 12 (20), S. 11-24.

Röhl, Tobias (2013): Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis, Stuttgart.

Røpke, Inge (2009): »Theories of practice – New inspiration for ecological economic studies on consumption«, in: Ecological Economics 68, S. 2490-2497.

Rouse, Joseph (2007): »Practice Theory«, in: Stephen P. Turner/Mark W. Risjord (Hg.), Handbook of the Philosophy of Science. Philosophy of Anthropology and Sociology, Amsterdam/Boston, S. 639-681.

Salomon, René (2014): »Praktiken der Repräsentation von wissenschaftlichem Wissen und Praxiswissen in sozialen Situationen«, in: Ursula Unterkoffler/Elke Oestereicher (Hg.), Theorie-Praxis-Bezüge in professionellen Feldern. Wissensentwicklung und -verwendung als Herausforderung, Opladen, S. 93-110.

Schäfer, Franka/Daniel, Anna/Hillebrandt, Frank (Hg.) (2015): Methoden einer Soziologie der Praxis, Bielefeld.

Schäfer, Heinrich (2009): »The praxeological square as a method for the intercultural study of religious movements«, in: S. Gramley/R. Schneider (Hg.), Cultures in Process: Encounter and Experience, Bielefeld, S. 6-20.

Schäfer, Hilmar (2012): »Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus«, in: Udo Göttlich/Ronald Kurt (Hg.), Kreativität und Improvisation. Soziologische Positionen, Wiesbaden, S. 17-43.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social, Cambridge

Schatzki, Theodore R. (2001): »Practice Theory«, in: ders./Karin Knorr Cetina/Eike v. Savigny (Hg.), The Practice Turn in Contemporary Theory, London/New York, S. 1-14.

Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.

Schatzki, Theodore R. (2012): »A Primer on Practices. Theory and Research«, in: Joy Higgs et al. (Hg.), Practice-Based Education. Perspectives and Strategies, Rotterdam, S. 13-26.

Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike v. (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, London/New York.

Scheer, Monique (2012): »Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuian Approach to Understanding Emotion«, in: History and Theory 51, S. 193-220.

Schindler, Larissa (2011): Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens, Stuttgart.

Schmidt, Robert (2008): »Praktiken des Programmierens. Zur Morphologie von Wissensarbeit in der Software-Entwicklung«, in: Zeitschrift für Soziologie 37 (4), S. 282-300.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Schmidt, Robert/Volbers, Jörg (2011): »Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme«, in: Zeitschrift für Soziologie 40 (1), S. 24-41.

Shove, Elizabeth (2003): »Converging Conventions of Comfort, Cleanliness and Convenience«, in: Journal of Consumer Policy 26 (4), S. 395-418.

Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes, London.

Shove, Elizabeth/Walker, Gordon (2014): »What Is Energy For? Social Practice and Energy Demand«, in: Theory, Culture & Society 31 (5), S. 41-58.

Shove, Elizabeth/Watson, Matt/Spurling, Nicola (2015): »Conceptualizing connections: Energy demand, infrastructures and social practices«, in: European Journal of Social Theory 18 (3), S. 274-287.

Simonsen, Kirsten (2007): »Practice, Spatiality and Embodied Emotions: An Outline of a Geography of Practice«, in: Human Affairs 17 (2), S. 168-181.

Stahl, Titus (2013): Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken, Frankfurt a.M.

Warde, Alan (2005): »Consumption and Theories of Practice«, in: Journal of Consumer Culture 5 (2), S. 131-153.

Wetherell, Margaret (2012): Affect and Emotion. A New Social Science Understanding, London.

Wille, Christian (2014): »Räume der Grenze. Eine praxistheoretische Perspektive in den kulturwissenschaftlichen Border Studies«, in: Friederike Elias et al. (Hg.), Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Materiale Textkulturen Bd. 3, Berlin, S. 53-72.

Wilz, Sylvia Marlene (2015): »Skizze zur praxistheoretischen Debatte um Organisation«, in: Maja Apelt/Uwe Wilkesmann (Hg.), Zur Zukunft der Organisationssoziologie, Wiesbaden, S. 253-270.

Zembylas, Tasos (2012): »Die Bedeutung des Praxisbegriffs für die Kunstsoziologie«, in: Christian Steuerwald/Frank Schröder (Hg.), Perspektiven der Kunstsoziologie. Praxis, System, Werk, Wiesbaden, S. 149-163.

Zembylas, Tasos/Dürr, Claudia (2009): Wissen, Können und literarisches Schreiben. Eine Epistemologie der künstlerischen Praxis, Wien.

Praxistheorie zwischen Mikro- und Makroperspektive

Praxistheorie als flache Ontologie

Theodore R. Schatzki

Ontologien sind ein integraler Bestandteil der Sozialtheorie. Unter »Ontologien« verstehe ich Aussagen über die grundlegende Verfasstheit und Struktur, über die Dimensionen oder Elemente eines bestimmten Phänomens oder dazugehörigen Bereichs – oder einfacher: die expliziten oder impliziten Vorstellungen davon. Bei den in Sozialtheorien eingelassenen Ontologien handelt es sich um Vorstellungen von der grundsätzlichen Verfasstheit des sozialen Lebens oder sozialer Phänomene. Mein Beitrag behandelt diejenige Art von Sozialontologie, die in Praxistheorien vertreten wird, und hebt eine ihrer besonderen Eigenschaften hervor: ihre »Flachheit«. Ich vertrete die These, dass die Sozialontologie der Praxistheorie davon ausgeht, dass sich die Sphäre des Sozialen ausschließlich auf einer einzigen Ebene (oder vielmehr: auf keiner Ebene) erstreckt. Praxistheorien sind zwar nicht die einzigen Theorien, die von solch einer flachen Sozialontologie gekennzeichnet sind, ihre diesbezügliche Position ist jedoch einzigartig und hat bedeutsame Implikationen für die Analyse und Erklärung sozialer Phänomene.

1. Praxistheorie

In der Einleitung zu diesem Band ist das Feld der Praxistheorie bereits umrissen worden. Ich möchte zunächst kurz auf die Grenzen dieses Feldes zurückkommen und den ontologischen Charakter praxeologischer Gemeinsamkeiten hervorheben.

Das Feld der Praxistheorie lässt sich auf unterschiedliche Weise eingrenzen. Eine Möglichkeit besteht darin, zu den Praxistheorien ganz einfach diejenigen Ansätze zu zählen, die dieses Label beanspruchen oder denen es gemeinhin zugeschrieben wird. Diesem Kriterium zufolge schließen Praxistheorien etwa die Arbeiten von Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Stephen Kemmis, Andreas Reckwitz, Robert Schmidt, Elizabeth Shove und mir selbst ein. Neben den großen Differenzen in den Ansätzen dieser Theoretiker/innen stechen drei – für

die Praxistheorie folglich zentrale – Gemeinsamkeiten hervor. Eine erste, lexikalische Gemeinsamkeit ist, dass ihre Theorien und Analysen den Praxisbegriff zur Grundlage haben. Eine zweite Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie Praktiken als fundamental sozial verstehen, zumindest in dem Sinne, dass diese von einer unbestimmten Zahl an Personen ausgeführt werden. Ihre dritte Gemeinsamkeit besteht in der Auffassung, dass (bedeutende) soziale Phänomene wie Organisationen, Macht, Wissenschaft, Erziehung oder das Verkehrswesen als Konstellationen oder Aspekte von Praktiken oder als in diesen begründet verstanden werden sollen. Da die zweite und dritte Gemeinsamkeit ontologische Vorstellungen über die grundlegende Verfasstheit des Sozialen betreffen, kann von einer ontologischen Einheit der Praxistheorie gesprochen werden.

Der zweite und vor allem der dritte dieser Grundsätze sind in der Sozialtheorie höchst umstritten. Besonders mit der dritten Behauptung unterscheidet sich die Praxistheorie als Sozialontologie von anderen sozialontologischen Familien, die etwa soziale Phänomene im Rekurs auf Individuen, Systeme, Ganzheiten, Strukturen oder *flows* verstehen. In diesem Zusammenhang muss vor allem die innere Vielfalt der Familie der Praxistheorien und Praxisontologien betont werden. Sie vertreten nicht nur verschiedene Praxiskonzepte, sondern unterscheiden sich auch deutlich in Bezug auf die Art und Weise, wie sie soziale Phänomene als Konstellationen oder Aspekte von Praktiken oder als in diesen begründet verstehen. Dies hängt davon ab, welche Position die jeweiligen Theorien hinsichtlich der Determinierung von Handlungen, des Zusammenhangs zwischen Aktivitäten und Praktiken, der Organisation von Praktiken sowie der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen einnehmen. Praxistheorien stimmen dennoch dahingehend überein, dass die Analyse sozialer Phänomene diese Fragen und Probleme berücksichtigen muss.

2. Flache Ontologie

Neben den genannten Charakteristika besteht die ontologische Einheit der Praxistheorie auch in ihrer »Flachheit«. Eine flache Ontologie geht davon aus, dass sich das, was ein gegebenes Phänomen ausmacht, auf einer einzigen Realitätsebene erstreckt. In der Wissenschaftsphilosophie werden Realitätsebenen als Entitätsbereiche verstanden, zwischen denen systematische Beziehungen der Kausalität oder Supervenienz bestehen. Abhängig von der Existenz dieser Beziehungen lassen sich dann höher- oder niedrigstufigere Ebenen differenzieren. So lautet etwa eine verbreitete Auffassung einer Kausalitätsbeziehung aus dem Bereich mentaler Phänomene, dass diese (systematisch) aus neuralen Phänomenen hervorgehen und das soziale Phänomen wiederum (systematisch) aus mentalen Phänomenen und Aktivitäten hervorgehen oder selbst (systematisch) mentale Zustände und Aktivitäten determinieren. Eine Supervenienzbe-

ziehung liegt indessen vor, wenn Veränderungen an Entitäten in einem Bereich nicht ohne (korrespondierende) Veränderungen in einem anderen Bereich auftreten können. Wie bei der Kausalitätsbeziehung bestimmt auch hier die Richtung dieses Verhältnisses die Über- bzw. Untergeordnetheit der Ebenen. Eine typische Aussage wäre beispielsweise, dass es keine mentalen Veränderungen ohne (korrespondierende) neurale Veränderungen geben kann.

Ein drittes mögliches Verhältnis zwischen zwei Bereichen ist Konstitution, d.h. Entitäten in einem Bereich bestehen aus Entitäten eines anderen Bereichs. Mit dem Konstitutionsverhältnis ist keine hierarchische Differenzierung der zwei Bereiche als Ebenen verbunden. Es bedeutet vielmehr, dass Entitäten eines Bereichs ausschließlich aus Eigenschaften und Arrangements von Entitäten eines anderen Bereichs bestehen, oder anders ausgedrückt: dass es – im Wesentlichen – nur einen einzigen Bereich gibt. Verbreitete philosophische Behauptungen dieser Art besagen etwa, dass mentale Ereignisse aus neurologischen Ereignissen – und nur aus diesen – oder dass soziale Phänomene aus Handlungsmustern bestehen. Die Existenz einer Konstitutionsbeziehung begründet kein hierarchisches Verhältnis zwischen Bereichen.

In den Sozialwissenschaften werden die vermeintlichen Ebenen üblicherweise wie folgt differenziert: 1.) eine niedrigerer Ebene, die sich aus den Handlungen und Interaktionen von Individuen zusammensetzt, sowie 2.) eine höhere Ebene, die Entitäten wie soziale Strukturen, Systeme, Institutionen usw. umfasst. Diese beiden Ebenen werden häufig als »Mikro-« und »Makroebene« bezeichnet, wobei auch andere als die genannten Phänomene als konstitutiv für die Mikro- oder die Makroebene angesehen werden können (z.B. Situationen für die Mikroebene). Diese Bereiche bilden Ebenen, a) insofern die Elemente der vermeintlich übergeordneten Ebene (Strukturen o.Ä.) systematisch aus Elementen der vermeintlich untergeordneten Ebene (Individuen und ihre Handlungen) hervorgehen oder über diese systematisch supervenieren oder b) wenn die Elemente der höheren Ebene systematisch kausale Effekte auf Individuen und ihre Handlungen ausüben.[1] Wenn keine dieser beiden möglichen Beziehungen vorliegt, bilden die beiden Bereiche keine Ebenen, und zwar unabhängig davon, welche Verhältnisse die in ihnen enthaltenen Entitäten zueinander haben, also die Individuen auf der einen und die Strukturen, Systeme und Institutionen auf der anderen Seite. Wenn sich zudem Strukturen, Systeme und Institutionen aus Individuen und ihren Handlungen zusammensetzen, dann werden diese sozialen Entitäten ontologisch auf Individuen »reduziert«, was darauf hinausläuft, dass nur eine Ebene existiert, nämlich die der Individuen. Damit wäre dann die verbreitete Position des ontologischen

1 | Oder, der Vollständigkeit halber: wenn die individualistischen Phänomene der niedrigeren Ebene über die höhere Ebene supervenieren – eine Position, die jedoch niemand vertritt.

Individualismus beschrieben, wonach soziale Phänomene ausschließlich aus 1.) Handlungen und den mentalen Zuständen von Individuen und vielleicht noch 2.) aus Beziehungen zwischen Individuen bestehen. Die Vertreter des methodologischen Individualismus begreifen soziale Phänomene als komplexe Ansammlungen von Individuen und ihren Eigenschaften, wobei üblicherweise der Bereich der Individuen nicht als eine *Ebene* aufgefasst wird.[2]

3. Das Plenum des Sozialen

Praxisontologien sind flach, weil sie erstens Praktiken als zentrales Element der Konstitution sozialer Phänomene begreifen und zweitens davon ausgehen, dass Praktiken sich nur auf einer Ebene erstrecken. Dieses Charakteristikum zeichnet übergreifend verschiedene Verständnisse von Praktiken aus, sei es als Elemente homolog organisierter Felder wie bei Bourdieu (1987), als Systeme, die regelmäßige Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Individuen und Gruppen aufrecht erhalten (Giddens 1979), als Bündel und Komplexe wie bei Shove et al. (2012) oder als Plenum, so wie ich Praktiken begreife. Soziale Phänomene haben über das jeweils in den Ansätzen vertretene Verständnis von Praktiken als Feld, System, Bündel und Komplex oder Plenum hinaus keine substanzielle oder distinkte Existenz.[3] Ich widerspreche damit Robert Schmidts (2012: 236) Behauptung, dass Praxistheorie Makrophänomene als emergent versteht und folglich davon ausgeht, dass diese kausal aus Mikrophänomenen hervorgehen, aber nicht durch diese erklärt werden können. Wie ich dagegen noch ausführen werde, weist die Praxistheorie nicht nur die Existenz von »Mikro« und »Makro« als getrennten Ebenen zurück, sondern bezweifelt grundsätzlich die ontologische Bedeutung dieser Differenzierung. Ich werde nun die Vorstellung einer flachen Praxisontologie anhand meiner eigenen Position genauer erläutern.[4]

2 | Es muss noch festgehalten werden, dass die Operation der Erklärung nicht zu den oben genannten Verhältnissen zählt, die eine Differenzierung von Bereichen als über- und untergeordnete Ebenen nach sich ziehen. Wenn Entitäten einer vermeintlich höheren Hierarchieebene systematisch durch Aktivitäten einer vermeintlich niedrigeren Hierarchieebene erklärt werden können, so bedeutet das nichts anderes als eine erklärende Reduktion von Entitäten der höheren Ebene auf die niedrigere Ebene. Erklärende Reduktion ist jedoch nicht mit ontologischer Reduktion gleichzusetzen, worauf ich allerdings in diesem Zusammenhang nicht weiter eingehen kann.

3 | Giddens' Vorstellung von einer virtuellen Struktur bildet hier keine Ausnahme, weil die Struktur den Praktiken und Systemen inhärent ist und mit diesen zusammenfällt.

4 | Vgl. zu einer flachen Ontologie, die auf meine Ideen gründet, bereits Marsten et al. (2005).

Die Orte des Sozialen bestehen aus Bündeln von Praktiken und materiellen Arrangements (Schatzki 2002). Damit meine ich, dass soziales Leben, d.h. menschliche Koexistenz (der Zusammen-Hang menschlicher Leben) sich inhärent in solcherart Bündel ereignet. Die Gesamtheit dieser Bündel bildet dabei das Plenum, in dem sich alle sozialen Phänomene ereignen. Ich verwende den Begriff des Plenums für die Gesamtheit aller Bündel, um zu verdeutlichen, dass die elementaren Bestandteile aller sozialen Phänomene von derselben Art sind. Soziale Phänomene sind durch hochgradige ontologische Gleichheit gekennzeichnet, da jedes soziale Phänomen aus Ausschnitten oder Aspekten des Plenums von Praxis-Arrangement-Bündeln besteht.

Unter »Praktiken« verstehe ich eine offene, raum-zeitlich verteilte Menge des Tuns und Sprechens, die durch gemeinsame Verständnisse, Teleoaffektivität (Zwecke, Ziele, Emotionen) und Regeln organisiert ist (vgl. z.B. Schatzki 1996). »Materielle Arrangements« sind Verbindungen von Menschen, Organismen, Artefakten und natürlichen Dingen. Praktiken und Arrangements formieren sich insofern zu Bündeln als 1.) Praktiken materielle Arrangements hervorbringen, gebrauchen, verändern, auf sie gerichtet oder untrennbar mit ihnen verbunden sind und 2.) Arrangements Praktiken ausrichten, präfigurieren und ermöglichen. Dabei lassen sich sechs Typen von Relationen zwischen Praktiken und Arrangements unterscheiden: Hervorbringung, Gebrauch, Konstituierung, Intentionalität, Beschränkung und Präfiguration (sowie Intelligibilität). Die Komplexität der Bündel reicht von Zweierbeziehungen zwischen Praktiken und Arrangements (z.B. dem Vorkommen eines bestimmten Rituals in einem bestimmten Büro) über Verbindungen multipler Praktiken und Arrangements (z.B. eine Firma) bis hin zu zusammengesetzten Verbindungen von Praktiken und Arrangements, die ich als Konstellationen bezeichne (z.B. die Wirtschaft). Eine Konstellation ist lediglich ein großes und möglicherweise komplexes Bündel, ein großer und meist komplexer Zusammenhang von Praktiken und Arrangements. Dabei hängt die Existenz eines Bündels – oder einer Konstellation – von den genannten Relationen (Kausalität, Gebrauch, Konstituierung, Intentionalität, Beschränkung und Präfiguration) oder weitreichenden Strukturmustern dieser Relationen ab.

Der Ort des Sozialen ist eine Menge verbundener Praktiken und Arrangements, die den Globus umspannt und sich im Verlauf der Zeit beständig verändert. Alle sozialen Phänomene sind Ausschnitte oder Aspekte dieser Menge. Sie unterscheiden sich dabei bezüglich der Praktiken und Arrangements, aus denen sie zusammengesetzt sind, sowie hinsichtlich der Dichte, der Kontinuität und der sozio-temporalen Ausdehnung und Form der Relationen zwischen den Praktiken und Arrangements, aus denen sie gebildet sind.

Praktiken, Arrangements und ihre Bündel erstrecken sich in Zeit und Raum. Dies ist wichtig zu betonen, weil teilweise behauptet wird, dass die Pra-

xistheorie sich am besten eignet, um lokale bzw. Mikrophänomene zu analysieren (vgl. z.B. Brand 2010). Die Anerkennung der raum-zeitlichen Ausdehnung der Bündel und Plenen impliziert jedoch, dass der lokalen Situation keine Priorität eingeräumt werden kann. Die Aktivitäten, Entitäten, Regeln, Verständnisse und Teleologien, die jede lokale Situation bestimmen, sind Elemente sozialer Phänomene (Praktiken, Arrangements und ihre Bündel), die sich situationsübergreifend in Zeit und Raum erstrecken. Sie bestimmen daher lokale Situationen gerade, weil sie Elemente von Bündeln sind. Damit unterscheidet sich die praxeologische Ontologie von der ethnomethodologischen und der phänomenologischen, die lokale Situationen betonen (vgl. z.B. Garfinkel 2002).

Sogenannte soziale Makrophänomene wie Institutionen oder Ökonomien als Konstellationen von Bündeln zu verstehen und zu untersuchen bedeutet daher nicht, dass mit Praxis-Arrangement-Bündeln der Typus eines lokalen oder Mikrophänomens eingeführt und Makrophänomenen gegenübergestellt wird. Konstellationen von Bündeln sind lediglich größere Bündel. Vermeintlich übergeordnete oder globale soziale Phänomene haben also denselben Aufbau wie Mikro- oder lokale Phänomene: Alle bestehen aus Bündeln von Praktiken und Arrangements bzw. Aspekten oder Ausschnitten davon. Soziale Makrophänomene mögen sich in verschiedener Hinsicht von lokalen Phänomenen unterscheiden, doch das, woraus sie bestehen, sind nicht wesentlich lokale oder Mikrophänomene. Sie sind vielmehr lediglich größere Bündel von Praktiken und Arrangements und erstrecken sich weiter in Raum und Zeit als diejenigen Bündel, die als Mikrophänomene bezeichnet und analysiert werden und zu denen sie häufig in Opposition begriffen werden. Was sogenannte Makro- von sogenannten Mikrophänomenen hauptsächlich unterscheidet, ist jedoch die maßstabliche Differenz zwischen kleiner und größer. Ob ein gegebenes Bündel allerdings als groß oder klein gilt, hängt von der in dem jeweiligen Universum geltenden Vergleichsgröße ab. Daher ist es ein Kurzschluss, »Mikro/Makro« mit »klein/groß« zu identifizieren.

Abschließend möchte ich noch einmal auf den Aspekt der Flachheit eingehen. Wie eingangs erwähnt, wird in der Sozialtheorie üblicherweise eine Trennung zwischen Individuen und Strukturen/Systemen/Institutionen als zwei vermeintlich abgrenzbaren Ebenen unterstellt. Das Plenum von Praktiken und Arrangements besteht jedoch weder aus solcherlei Ebenen, noch geht es in einer der beiden auf. Die Praxistheorie geht dagegen vielmehr davon aus, dass sowohl Individuen und ihre Aktivitäten als auch Strukturen und Institutionen Produkte, Elemente oder Aspekte von Praktiken (genauer: Praxis-Arrangement-Bündeln) sind. Die objektive raumzeitliche Ausdehnung dieses Plenums von Praktiken und Arrangements bestimmt dabei die Grenzen der möglichen objektiven raumzeitlichen Ausdehnung und Gestalt sozialer Phänomene. Daher existiert das »Soziale« nicht als ein eigenständiger Bereich, der oberhalb dieser Gesamtheit anzusiedeln wäre, wie auch Bruno Latour argumentiert. Es

gibt keine Struktur und kein System, das Praktiken, Arrangements, Bündel und Konstellationen sammelt, beinhaltet oder determiniert. Das soziale Leben spielt sich ausschließlich im Plenum der Praxis-Arrangement-Bündel ab; es lässt sich nicht in Ebenen aufteilen. Oder vielmehr: Es umfasst nur eine einzige Ebene. Daraus folgt, dass »das Makro« und »das Mikro« keine abgrenzbaren Ebenen des Sozialen sind.

4. Gegensätzliche Ontologien

Im Folgenden soll die beschriebene flache Ontologie im Vergleich mit einer anderen flachen und einer gestaffelten Ontologie genauer charakterisiert werden. Vergleichbar mit meiner Position, wonach soziale Sachverhalte ausschließlich aus verbundenen Praktiken und Arrangements gebildet werden, ist Bruno Latours Auffassung, dass das Soziale (und letztlich alles, was existiert) aus einer Vielzahl verbundener Assoziationen besteht. Unter einer Assoziation versteht er verbundene Entitäten wie Menschen, Artefakte und Dinge. Diese Entitäten sind in der Erfahrung gegeben (z.B. »sichtbar«, Latour 2007: 300; siehe dazu Schatzki 2002: 158-188) und werden von Latour übergreifend als »Aktanten« bezeichnet, d.h. als Entitäten, die etwas tun. Die Prozesse, in denen diese Entitäten Teil von Assoziationen werden, bezeichnet Latour als »Enrolment« oder »Übersetzung«. Jeder menschliche Sachverhalt und damit auch jeder menschliche soziale Sachverhalt (welchem Verständnis auch immer zufolge), beinhaltet dabei Assoziationen von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen.

Latours Assoziationen ähneln damit anscheinend dem, was ich »Arrangements« nenne. Ich vertrete jedoch die Ansicht, dass soziale Phänomene Ausschnitte oder Aspekte eines Plenums von verbundenen Arrangements *und* Praktiken sind, und nicht von ersteren allein. Latours Position kennt kein Pendant für Praktiken, da für sie soziale Phänomene ausschließlich aus Assoziationen zusammengesetzt sind. Diese Differenz beruht auf einem divergierenden Verständnis von menschlicher Aktivität. Meiner Ansicht zufolge sind menschliche Aktivitäten zwar Aktivitäten einzelner Personen, sie gehören aber gleichzeitig immer auch Sets organisierter Aktivitäten an (Schatzki 1996). Bei Latour hingegen sind menschliche Aktivitäten, wie jegliche Form von Aktivität, nur kontingent miteinander verbunden.

Eine ontologische Position, die sich von der flachen Ontologie der Praxistheorie unterscheidet, ist die sogenannte Mehrebenen-Perspektive (*multi-level perspective,* MLP) soziotechnischer Entwicklung, die gegenwärtig im Transition-Management-Ansatz vertreten wird (vgl. Grin et al. 2010 für einen Überblick). Dieser gestaffelten Ontologie zufolge umfassen soziotechnische Entwicklungen drei Phänomenebenen. Auf einer Ebene zunächst soziotechnische Regime: Ein soziotechnisches Regime ist eine »relativ stabile Konfi-

guration von Institutionen, Techniken und Artefakten sowie Regeln, Praktiken und Netzwerken, welche die ›normale‹ Entwicklung und den Gebrauch von Technologien bestimmen« (Smith et al. 2005: 1493, Übers. HS). Beispiele dafür sind etwa der Transport mittels Dampfschiff, die kohlebasierte und industrielle Stromgewinnung für Verbraucher oder die Fließbandfertigung. Soziotechnische Regime wie diese umfassen Technologien, Praktiken, Bedeutungen, Infrastrukturen, industrielle Strukturen, politische Richtlinien und Wissen (Geels 2002). Sie werden auf der Mesoebene, zwischen dem Mikro und dem Makro vermittelnd, verortet. Die Mikroebene besteht aus einzigartigen Nischen, aus »geschützten Räumen für die experimentelle Entwicklung und den Gebrauch vielversprechender Technologien« (Kemp et al. 1998: 186, Übers. HS). Sie umfasst beispielsweise Start-up-Unternehmen, öffentlich geförderte Modellprojekte, Leitmärkte und *early adopters*, die sich früh neue Technologien aneignen. Im Unterschied zu den Regimen der Mesoebene, die relativ verfestigte Praktiken, Normen und Institutionen beinhalten, bilden die Mikro-Nischen Räume der Innovation und des Experimentierens mit neuen Technologien, die irgendwann Bestandteile von Regimen oder Keimzellen neuer Regime werden könnten. Die Makroebene schließlich setzt sich aus einer Mischung weitverbreiteter sozialer Phänomene zusammen, wie etwa politischen oder kulturellen Überzeugungen und Werten, Volkswirtschaften, demografischen Sachverhalten oder der natürlichen Umwelt. Ähnlich der dauerhaften materiellen Strukturen, die Braudel (1973) identifiziert hat, neigt die Makro-Landschaft *(macro landscape)* dazu, sich langsam – wenn überhaupt – zu entwickeln und gegenüber Versuchen der gezielten Steuerung resistent zu sein.

Die Unterscheidung dieser drei Ebenen ist ontologisch fragwürdig. Betrachten wir zunächst kritisch das Konzept der Nische. Die Entitäten, die dieses Konzept bezeichnet, liegen nur insoweit auf einer »Ebene«, als das Konzept der Nische mit einem weiteren Konzept verbunden wird, das »Gebiete« *(spaces)* bezeichnet, die auf derselben »Ebene« wie die Nischen liegen, in denen aber – anstelle der Hervorbringung von Innovationen – bestehende Praktiken und der Gebrauch existierender Artefakte ungebrochen fortgeführt werden. Dieser konzeptuelle Zusatz ist notwendig, weil es zu wenig Gebiete der Innovation gibt und weil sie nicht von adäquater Beschaffenheit sind, um einen Bereich von Entitäten zu bilden, der systematische Beziehungen der Kausalität oder Supervenienz mit denjenigen Entitäten unterhält, die sich vermeintlich auf der Meso- oder Makroebene befinden. In den Gebieten der zweiten Art werden die Vergangenheit und die Gegenwart aufrechterhalten. Ein Konzept, das solche Gebiete benennt, ist »Tradition« im Sinne von Shils (1981) und Gadamer (1960) (obwohl der Begriff »Tradition« üblicherweise für ein engeres Verständnis solcher Bereiche reserviert wird). In Bezug auf soziotechnische Entwicklungen ist das Konzept solcher Gebiete der Aufrechterhaltung mehr oder weniger ko-

extensiv mit dem der soziotechnischen Regime (d.h. es deckt dieselben sozialen Situationen, Set-ups und Phänomene ab wie dieses). Zusammenfassend sind die Mikro- und Mesoebenen, die in der MLP unterschieden werden, nur verschiedene Komponenten oder Segmente eines *einzigen* Plenums, das Gebiete der Innovation ebenso umfasst wie Gebiete, in denen sich Vergangenheit und Gegenwart fortschreiben.

Eine ähnliche Kritik betrifft auch die »Makroebene«: Politische und kulturelle Überzeugungen sind Aspekte sowohl von Nischen als auch von Gebieten der Kontinuität, d.h. sie betreffen Aktivitäten in verschiedenen Lebensbereichen; Volkswirtschaften sind lediglich größere Konstellationen von Praktiken und Arrangements, die kleinere umfassen; und demografische Sachverhalte sind statistische Messungen der Eigenschaften von Menschen, die sich in Nischen, Regimen und darüber hinaus bewegen. Diese sogenannten Makrophänomene sind ebenfalls Elemente, Segmente oder Maße *(measures)* des Plenums von Praktiken und Arrangements. Die in der MLP auch »soziotechnische Landschaft *(sociotechnical landscape)*« genannten Phänomene bilden keinen eigenständig ausgeformten Zusammenhang, in dem sich soziale Prozesse vollziehen. Diese Art »Landschaft« ist vielmehr eine bunte Abstraktion, und die in ihr auftretenden Phänomene sind unterschiedliche Ausschnitte, Eigenschaften und Maße von Bündeln und Konstellationen. Ein »ökonomisches System« ist beispielsweise eine besonders umfassende Konstellation von Praktiken und Arrangements, wohingegen kulturelle Werte und Überzeugungen Eigenschaften multipler Bündel und Konstellationen sind. Betrachtet man soziotechnische Landschaften auf diese Weise, so entzieht man ihnen ihre Separierung und unterstellte Stabilität gegenüber den »Nischen« und »Regimen«.

Das einzige Makrophänomen, das sich von diesen vom Charakter her unterscheidet, ist die natürliche Umgebung oder, wie ich vorziehe zu sagen, die Natur. Natur ist nicht von Natur aus ein Teilbereich oder Aspekt von Bündeln und Konstellationen, sondern eine Ansammlung von Ereignissen, Entitäten und Sachverhalten, die nicht von menschlicher Aktivität geformt sind, aber sich mit Bündeln und Konstellationen auf verschiedene Art verbinden oder Teil von ihnen werden können. Natur umfasst auch den physiochemischen Aufbau von Menschen, Artefakten, Organismen und Dingen, insoweit dieser nicht durch menschliche Aktivität geformt ist. Natur ist somit so etwas wie der unterstützende und intervenierende Hintergrund, in dem sich das soziale Leben vollzieht (Schatzki 2010). Von der Natur abgesehen, besteht das, was die MLP als »Makroebene« bezeichnet, aus Aspekten und größeren Bereichen desselben Plenums von Praktiken und Arrangements, aus denen sich auch die sogenannten »Mikro-« und »Mesophänomene« zusammensetzen. Die Unterschiede zwischen den Phänomenen, die auf den drei unterstellten Ebenen liegen, bestehen hauptsächlich in ihrer räumlichen Ausdehnung.

Geels und Schot (2007; 2010) erkennen dies stellenweise auch an. So schlagen sie etwa vor, dass Nischen und Regime denselben Typus von Entitäten umfassen – Gemeinschaften interagierender Gruppen – und dass sie zwei Untertypen – der eine kleiner und instabiler, der andere größer und stabiler – bilden (2007: 402-404). Unglücklicherweise beziehen sie sich auf Giddens' Verständnis von Regeln und Institutionen, um diese Gemeinschaften als von Regeln bestimmte Kollektive (also Institutionen) zu bezeichnen. Ich habe an anderer Stelle (Schatzki 1997) ausgeführt, inwiefern Giddens' Ansatz, Regeln und somit auch Institutionen zu erfassen, scheitert. Die übergeordneten Landschaften der Makroebene werden von Geels und Schot als stabilisierte, größtenteils träge materielle Infrastrukturen verstanden, die sich nur selten rasch wandeln. Sie stellen »Kraftgefälle« dar, die es Menschen leichter oder schwerer machen, bestimmte Handlungen in ihnen zu vollziehen. Ich sehe jedoch keinen Sinn darin, die materielle Dimension des Sozialen herauszuschälen, um sie als relativ »harte« Entität zu reifizieren, welche die soziale Existenz formt. Das Soziale besteht aus Bündeln von Praktiken und materiellen Arrangements, deren materielle Dimension beträchtlich formbar ist. So verändern sich Arrangements gemeinsam mit und als Teil der Entwicklung von Bündeln. Die materielle Dimension wirkt dabei in vielfältiger Weise auch auf Aktivitäten. Nur die Natur kann als relativ unbeweglich behandelt werden.

5. Grösse

Eine wichtige Implikation flacher Ontologien ist, dass in der Analyse des Sozialen nicht die gewohnten Dichotomien von Mikro und Makro, lokal und global oder auch Handeln und Struktur leitend sind, sondern der maßstabliche Unterschied zwischen größer und kleiner. Ich habe oben ausgeführt, dass soziale Phänomene sich nicht über mehrere Ebenen verteilen lassen, sondern Segmente, Ausschnitte und Aspekte eines einzigen Plenums aus Praktiken und Arrangements sind. Dieses Plenum variiert in Bezug auf die Dicke, Direktheit und Geschlossenheit derjenigen Relationen, die zwischen Praktiken und Arrangements bestehen (siehe 3.). Von diesen Variationen und Abstufungen gekennzeichnet, bilden Praktiken und Arrangements Bündel und Konstellationen größerer oder kleinerer raum-zeitlicher Ausdehnung. Eine zentrale Dimension des sozialen Plenums ist daher die Größendifferenz der Ausdehnung einer Relation oder eines Phänomens in objektiver Raum-Zeit. Weil Bündel und Konstellationen den Grundstoff sozialer Entitäten bilden, unterscheiden sich soziale Phänomene also wesentlich in Bezug auf ihre Größe (vgl. Tarde 1899; Collins 1981).

Worauf laufen die Differenzen zwischen Mikro und Makro oder zwischen lokal und global in einer Ontologie hinaus, die den Ort des Sozialen als ein fla-

ches Plenum von Praktiken begreift? Sehen wir uns das Verhältnis zwischen Mikro und Makro an. Jedes Phänomen, das als Mikro oder als Makro gekennzeichnet wird (wie auch immer diese definiert sind), muss als Ausschnitt oder Aspekt desselben Plenums von Praktiken und Arrangements begriffen werden. Das »Verhältnis« zwischen Mikro und Makro ist also abhängig von der Interpretation dieser Begriffe sowie vom jeweils betrachteten Mikro- und Makrophänomen und umfasst alle Relationen, die zwischen den Ausschnitten und Aspekten des Plenums, aus denen das Mikrophänomen und das Makrophänomen bestehen, existieren. Diese Verhältnisse – zwischen den räumlich wenig ausgedehnten Clustern, die Mikrophänomene bilden, und den räumlich extensiveren Clustern, die Makrophänomene bilden – sind vielfältiger, kontingenter und viel weniger systematisch, als es die theoretische Position anerkennt, die von abgrenzbaren Ebenen ausgeht.

Nehmen wir den Kauf eines Hamburgers in einem Fastfood-Restaurant und das umfassendere ökonomische System als Beispiele für ein Mikro- und ein Makrophänomen. Das Ereignis des Kaufs und die räumlich ausgedehnteren Bündel und Konstellationen, aus denen das ökonomische System besteht, sind nicht durch systematische Beziehungen der Kausalität oder Supervenienz, sondern durch eine Schar unterschiedlicher Relationen verbunden. Zum Beispiel ist der Schalter, an dem die Transaktion stattfindet, Teil des materiellen Setups des Restaurants, das einerseits mit Parkplätzen und Straßen und andererseits mit den materiellen Infrastrukturen von Kreditkartenunternehmen sowie dem Firmensitz der Restaurantkette verbunden ist. Die Kaufvorgänge sollen etwa durch vielfältige betriebliche Maßnahmen zur Maximierung von Verkäufen oder zur Verbesserung des Ambientes in den Restaurants beeinflusst werden. Eine Vielfalt an Handlungsketten, die ihren Ursprung womöglich in weiter Ferne haben, konvergiert in der eigentlichen Transaktion oder unterstützt diese: zum Beispiel solche, die eine Empfehlung unter Freunden, die Mitteilung von internen Unternehmensregeln oder betrieblichen Innovationen oder die Lieferung von Vorräten umfassen. Intentionale Beziehungen verbinden vermutlich den Konsumenten auf der einen Seite mit dem Unternehmen, einer bestimmten Filiale oder einem/r Mitarbeiter/in dieser Filiale auf der anderen Seite und weisen auf die Begründung eines Kunden oder einer Kundin für die Bevorzugung des Unternehmens oder der Filiale hin. Der Schalter wird darüber hinaus sowohl im Konsum als auch in ökonomischen Praktiken insgesamt als ein Ort begriffen, an dem Transaktionen ausgeführt werden. Der Kauf wiederum ist mit anderen, räumlich extensiven ökonomischen Phänomenen verbunden, die andere Käufe dieses Konsumenten, andere Orte in der Stadt oder andere lokale Anbieter umfassen. Ebenso verbinden sich die unternehmerischen Bündel mit denen anderer Firmen, staatlichen Kontrollstellen, Finanzmärkten usw. Das Verhältnis zwischen Mikro und Makro geht somit im dargestellten Fall in der räumlich (und zeitlich) weitreichenden Totalität dieser

Beziehungen auf. Andere Mikro- und Makrophänomene werden von anderen, möglicherweise aber ähnlichen Netzen ausgedehnter Relationen bestimmt. Es gibt aber weder *das eine* Mikro-Makro-Verhältnis, noch ist die Beziehung Mikro-Makro gleichbedeutend mit kleiner-größer, auch wenn Mikrophänomene tendenziell kleiner sind als Makrophänomene. Ob ein gegebenes Phänomen klein oder groß ist, ist relativ; es ist stets größer oder kleiner als Myriaden anderer Phänomene verschiedener Größen. Was existiert, sind zahllose Cluster von Beziehungen zwischen den Ausschnitten und Aspekten des Plenums, aus denen bestimmte Mikro- und Makrophänomene gebildet werden.

Folgt man einer flachen Ontologie, so wie ich sie verstehe, so müssen Größe und Maßstab als Produkte begriffen werden. Auch Latour vertritt diese Ansicht. Ihm zufolge werden Orte (lokale Assoziationen, an denen Interaktionen stattfinden) durch materielle Kanäle und Mittel verbunden, über die »die Akteure durch den Transport bestimmter Spuren in bestimmten Transportmitteln [...] sich gegenseitig skalieren, verräumlichen und kontextualisieren« (Latour 2007: 317, Hervorh. getilgt). Latour ist allerdings auch der Auffassung, dass *größere* Entitäten aufgrund dieser Verbindungen zwischen Orten hauptsächlich dort hervorgebracht werden, wo eine *Vielzahl* an Verbindungen zu anderen Orten und Handlungsträgern besteht. Einen herausragenden Typus stellen dabei Latour zufolge Oligoptiken dar, d.h. Orte, die einen schmalen Ausschnitt anderer Orte sehr gut fokussieren können. Als weitere Typen nennt Latour Rechenzentren *(centers of calculation)* und Panoramen. Letztere bezeichnen bei ihm Orte, die einen großen Ausschnitt anderer Orte nur eingeschränkt in den Blick nehmen können (Latour 2007: 307-317). Ein Beispiel für ein Oligoptikum wäre die Firmenzentrale unserer Fast-Food-Kette, die über verschiedenste Medien (Faxmaschinen, Handynetze, Kuriere, Straßen) mit vielen anderen Orten verbunden ist. Latour vertritt nun die Position, dass Größe und Maßstab nur über Verbindungen möglich sind, die solcherlei Orte durchlaufen.

Ein großes Phänomen umfasst ein weiter ausgebreitetes Netzwerk von Beziehungen (zwischen Praktiken, Arrangements und Bündeln) als ein kleines. Latour (und Tarde) haben darüber hinaus richtig erkannt, dass größere Phänomene aus kleineren »hervorgehen«, aus kleineren Bündeln von Praktiken und Arrangements in meiner Terminologie. Wie Latour treffend ausführt, »sollten wir nicht davon ausgehen, daß das Makro das Mikro umfaßt, sondern [...] [d]as Kleine hält das Große. Oder vielmehr, das Große könnte jeden Moment wieder im Kleinen ertrinken, aus dem es aufgetaucht ist und zu dem es zurückkehren wird« (Latour 2007: 418f.). Allerdings haben die Handlungen der Oligoptiken, Rechenzentren und Panoramen aus verschiedenen Gründen nicht immer Priorität bei der Hervorbringung größerer Phänomene aus kleineren. Erstens umfasst die »Hervorbringung« größerer Phänomene, im Sinne ihrer Konstitution, all die Aspekte von und Beziehungen zwischen Bündeln und Konstellationen, aufgrund derer Bündel Konstellationen bilden

und diese wiederum größere Konstellationen. Zweitens werden große Phänomene von all denjenigen Aktivitäten und Ereignissen hervorgebracht, die diese Bündel und Konstellationen ausmachen, welche auch immer dies sind. Die sich weit in Raum und Zeit erstreckenden, aus Netzwerken von Bündeln gebildeten Konstellationen müssen ihr Zentrum oder ihren Fixpunkt nicht in Bündeln haben, die besonders reich an Verbindungen sind. Die Konstellation einer Fast-Food-Kette umfasst viele Praxis-Arrangement-Bündel, und die darin enthaltenen Oligoptiken sind nicht konstitutiver und lediglich ein wenig mehr kausal verantwortlich für die gesamte Firma als andere beteiligte Bündel oder Relationen. Dies gilt ebenso für die Strukturmuster, die Bündel und Konstellationen bestimmen.

Ein weiteres erwähnenswertes Charakteristikum von Bündeln, Konstellationen und den von ihnen gebildeten Phänomenen (sowie den Strukturmustern, die in ihnen erscheinen) ist die Abwesenheit von Stabilität, Gleichgewicht oder Geschlossenheit. Größe und Muster implizieren nicht Stabilität oder Geschlossenheit (Shove/Walker 2010). Wie bereits ausgeführt, behandeln Vertreter des Transition Management Ansatzes soziotechnische Regime als stabile Entitäten. So zum Beispiel Frans Berkhout, der technologische Regime (»Assemblagen technischer Artefakte, die in sich gemeinschaftlich entwickelnde ökonomische und regulatorische Rahmen eingebunden sind«) als stabile und dauerhafte Entitäten begreift (Berkhout 2002: 2, Übers. HS). Er führt ihre Stabilität und Dauerhaftigkeit auf eine Reihe von Faktoren zurück: die Vorherrschaft partikularen Wissens und problemlösender Heuristik, den Zusammenhang technischer Systeme, Skaleneffekte sowie institutionelle, politische und ökonomische Verpflichtungen. Diese Faktoren hemmen Innovationen und Erneuerung und beschränken Wandel auf bestimmte Bahnen. In Wirklichkeit entwickeln und verschieben sich diese Determinanten von Stabilität und Dauerhaftigkeit natürlich selbst ungleichmäßig, und der kombinierte, kumulative Effekt dieser Wandlungsprozesse sind sich kontinuierlich verändernde technologische Regime mit sich ungleichmäßig entwickelnden Komponenten und Verbindungen. Eine ähnliche Stabilitätsunterstellung führt Geels und Schot dazu, ihre Typologie von vier Transitionspfaden auf die »Nullthese *(zero proposition)*« zu gründen, wonach »die Regime dynamisch stabil bleiben und sich reproduzieren, solange es keinen externen Druck vonseiten der Landschaft *(external landscape pressure)* gibt«. Sie fügen hinzu, dass es »zwar radikale Nischen-Innovationen geben mag, diese aber wenig Chancen haben, sich durchzusetzen, solange das System dynamisch stabil ist« (Geels/Schot 2007: 406, Übers. HS). Diese Auffassung blendet die Möglichkeit aus, dass sich plötzliche Verschiebungen und bedeutsame Veränderungen *innerhalb* von Regimen – als Konstellationen von Praxis-Arrangement-Bündeln verstanden – ereignen können; und das sogar in Abwesenheit eines wie auch immer gearteten »Drucks vonseiten der Landschaft«. Neuheit und Innova-

tion können sich jederzeit Bahn brechen und, obwohl sie untrennbar an die Vergangenheit und Gegenwart gebunden sind, Entwicklungen in neue, von gegenwärtigen Akteuren nicht erwartete, Richtungen lenken. Jedes umfangreiche soziale Phänomen, auch ein makroökonomisches System, kann in der Tat prinzipiell abrupt zusammenbrechen.

Auch ohne abrupten Wandel auszulösen, treten Ereignisse beständig in Praktiken, Arrangements und Bündeln auf. Bündel und ihre Komponenten unterliegen holprigen, ungleichmäßigen, aber deshalb nicht zwangsläufig seltenen und manchmal sogar rapiden Wandlungen. Ob diese Arten von Wandlungen bedeutsam werden und zur Entstehung veränderter Bündel führen, variiert von Fall zu Fall und hängt von der Perspektive der jeweiligen Beobachter ab. Geels und Schot erkennen diese Turbulenzen an, wenn sie feststellen, dass »auch stabile Regime von Dynamik gekennzeichnet« sind. Sie verengen diese Dynamik jedoch zu stark, wenn sie behaupten, dass sie sich »in stabilen Sets von Regeln ereignet und in vorhersagbaren Richtungen *(trajectories)* verläuft« (Geels/Schot 2007: 406, Übers. HS). Die ungleichmäßige und gezackte Front des Wandels von Bündeln oder Konstellationen nimmt zwar häufig die Form gradueller, kumulativer oder sogar berechenbarer Entwicklungen an. Sie kann jedoch auch Sets von Regeln umstoßen und unberechenbar plötzlich zu großformatigen Verschiebungen und Transformationen führen. Dies umso mehr, als Veränderungen jeglicher Größe (von inkrementell zu umwälzend) aus dramatischen biophysischen (z.B. Epidemien, Erdbeben, Dürren) oder sozialen Ereignissen (z.B. Revolutionen) hervorgehen können. Manche Dinge verändern sich jedoch auch über kurze oder längere Zeit nicht. Das soziale Leben ist nicht in ständigem Fluss, auch wenn es sich beständig ungleichmäßig wandelt. Wenn wir also von einer flachen Gesellschaft ausgehen, sollten wir weder Stabilität überbetonen – wie es die Vertreter des Transition Management Ansatzes tun – noch die Metamorphose – wie es gegenwärtig Theoretiker des Werdens (z.B. Connolly 2011) tun. Stattdessen sollten wir das soziale Leben als ein komplexes, sich entwickelndes Mosaik von Kontinuität und Wandel begreifen.

6. Fazit: Die Ontologie ernst nehmen

Ich habe ausgeführt, dass Praxistheorien eine Sozialontologie gemeinsam haben, die Praktiken ins Zentrum stellt, die soziale Phänomene von dieser Kategorie ausgehend untersucht und die insofern flach ist, als das Plenum – oder Felder, Systeme, Bündel und Komplexe – von Praktiken sich auf einer einzigen Ebene erstreckt. Welche Rolle sollte eine solche Ontologie in praxeologischen Analysen spielen? Die diesbezüglichen Positionen unterscheiden sich in Abhängigkeit von der Rolle, die ihre Vertreter der Ontologie für sozialwissenschaftliche Untersuchungen allgemein beimessen. Manche vertreten zwar

eine Ontologie, vernachlässigen diese aber, wenn sie ein gegebenes Phänomen untersuchen, und nehmen damit Ontologie an sich nicht ernst. Meiner Ansicht nach liegt ein wesentlicher Beitrag von Ontologie für die empirische Analyse darin, Konzepte und Denkweisen bereitzustellen, mit denen die zu betrachtenden Themen und Objekte konzeptualisiert sowie Beschreibungen, Erklärungen und Interpretationen formuliert werden können. Ontologien ernst zu nehmen heißt daher, ontologische Konzepte auf diese Weise zu verwenden. Für praxeologische Untersuchungen bedeutet dies folglich, das Plenum von Praktiken und Arrangements anzuerkennen, seine Subsummierung unter übliche und vielleicht vertrautere Kategorien zurückzuweisen und Konzepte zu entwickeln, die Eigenschaften und Prozesse dieses Plenums erfassen können. Die Zukunft der Praxistheorie hängt zum Teil auch davon ab, auf diesem Weg Fortschritte zu erzielen.

Aus dem amerikanischen Englisch von Hilmar Schäfer,
durchgesehen von Theodore R. Schatzki

Literatur

Berkhout, Frans (2002): »Technological regimes, path dependency and the environment«, in: Global Environmental Change 12, S. 1-4.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Brand, Karl-Werner (2010): »Social Practices and Sustainable Consumption. Benefits and Limitations of a New Theoretical Approach«, in: Matthias Groß/Harald Heinrichs (Hg.), Environmental Sociology. European Perspectives and Interdisciplinary Challenges, Dordrecht, S. 217-236.

Braudel, Fernand (1973): Capitalism and Material Life, London.

Collins, Randall (1981): »On the Microfoundations of Macrosociology«, in: American Journal of Sociology 86, S. 984-1014.

Connolly, William (2011): A World of Becoming, Durham.

Gadamer, Hans-Georg (1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen.

Garfinkel, Harold (2002): Ethnomethodology's Program. Working Out Durkheim's Aphorism, Lanham.

Geels, Frank W. (2002): »Technological transitions as evolutionary reconfiguration processes: a multi-level perspective and a case study«, in: Research Policy 31, S. 1257-1274.

Geels, Frank W. (2010): »Ontologies, socio-technical transitions (to sustainability), and the multi-level perspective«, in: Research Policy 39, S. 495-510.

Geels, Frank W./Schot, Johan (2007): »Typology of sociotechnical transition pathways«, in: Research Policy 36, S. 399-417.

Geels, Frank W./Schot, Johan (2010): »The Dynamics of Transitions: A Socio-Technical Perspective«, in: John Grin/Jan Rotmans/Johan Schot, Transitions to Sustainable Development: New Directions in the Study of Long Term Transformative Change, London, S. 9-101.

Giddens, Anthony (1979): Central Problems in Social Theory, Berkeley.

Grin, John/Rotmans, Jan/Schot, Johan (2010): Transitions to Sustainable Development: New Directions in the Study of Long Term Transformative Change, London.

Kemp, René/Schot, Johan/Hoogma, Remco (1998): »Regime shifts to sustainability through processes of niche formation: the approach of strategic niche management«, in: Technology Analysis and Strategic Management 10, S. 175-196.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.

Marsten, Sallie A./Jones, John Paul III./Woodward, Keith (2005): »Human Geography without Scale«, in: Transactions of the Institute of British Geographers, New Series 30, S. 416-432.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge.

Schatzki, Theodore R. (1997): »Practices and Action: A Wittgensteinian Critique of Bourdieu and Giddens«, in: Philosophy of the Social Sciences 27 (3), S. 283-308.

Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social: A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.

Schatzki, Theodore R. (2010): »Materiality and Social Life«, in: Nature and Culture 5 (2), S. 123-149.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Shils, Edward (1981): Tradition, Chicago.

Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice: Everyday life and how it changes, Thousand Oaks.

Shove, Elizabeth/Walker, Gordon (2010): »Governing transitions in the sustainability of everyday life«, in: Research Policy 39, S. 471-476.

Smith, Adrian/Stirling, Andy/Berkhout, Frans (2005): »The governance of sustainable socio-technical transitions«, in: Research Policy 34, S. 1491-1510.

Tarde, Gabriel (1899): Social Laws. An Outline of Sociology, New York.

Verhalten, Handeln, Interagieren

Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie

Stefan Hirschauer

Pierre Bourdieus Kritik des scholastischen Denkens hat ein Bias der Sozial- und Kulturwissenschaften identifiziert, der sowohl gravierender als auch schwerer zu beheben ist als die bekannten Partikularismen sozialer Mitgliedschaften: etwa Andro- und Eurozentrismus. Er ist deshalb so tückisch, weil er den Erfolgsbedingungen dieser Fächer – ihrer Differenzierung vom alltagsweltlichen Denken – entspringt. Der Epistemozentrismus ist eine déformation professionnelle. Bourdieu etablierte damit eine Alterität der Praktiken: Praxis ist das, was *nicht* Theorie ist, das Andere der Sozialwissenschaft. Der von ihm gesetzte Stachel lautet: »daß schon das Nachdenken über die Praxis und das Sprechen über sie uns von der Praxis trennt« (Bourdieu 2001: 67).

Auch wenn Bourdieu ›die Praxis‹ auf diesem Wege exotisierte, weil er die eigenen Praktiken der Soziologie nicht hinreichend beleuchtete, so gibt es beim Blick auf den Stand der Dinge der Praxistheorien doch Anlass, seinen erkenntniskritischen Verdacht erneut aufzunehmen. Zwar gehört zum Markenkern aller Praxistheorie die Frontstellung zu rationalistischen Handlungstheorien – man ist sich einig, was Handeln *nicht* ist – danach aber gabeln sich recht schnell die Wege, vor allem die von Poststrukturalismus und praxeologischer Mikrosoziologie. Es gibt da ein paar Spannungen im Fundament. Dieser Aufsatz ist ein Beitrag zur Entwicklung und Klärung des Vokabulars. Er macht einige Begriffsvorschläge und benennt ein paar Baustellen. Ich will zunächst auf drei Vorteile aufmerksam machen, die die Vorstellung vom Handeln als Praxis mit sich bringt: den Verzicht auf eine anthropologische Distinktion des Handelns vom Verhalten, eine Auffächerung unterschiedlicher *Aktivitätsniveaus* (1.) und eine Konzeption des Handelns als *Koaktivität*, die eine Öffnung für Artefakte als Partizipanden des Handelns erlaubt (2.). Anschließend betrachte ich das Interagieren als Prototyp eines sozial *verteilten Handelns*, das die problematische Unterscheidung von ›doings‹ und ›sayings‹ unterläuft und eine genuin soziologische Dezentrierung des Subjektes begründet. Überdies

sind Interaktionen als Fall visueller Kommunikation ein anderer Ort der Zirkulation von Zeichen als Diskurse (3.). Vor diesem Hintergrund mache ich einen Vorschlag für einen methodologisch differenzierten Gebrauch der Begriffe Tätigkeit, Handlung und Praktik (4.), die zugleich mit unterschiedlichen Vorstellungen von menschlichen Partizipanden als Akteure, Subjekte und Teilnehmer verbunden sind (5.). Abschließend werfe ich die Frage nach dem Verhältnis von Praktiken und sozialer Differenzierung auf (6.). Mein Hauptanliegen ist es, darauf hinzuweisen, dass der praxistheoretische Denkstil ohne stärkere Berücksichtigung des Interagierens zurückgeworfen wird auf den singularisierten Akteur und die Sprache. Dieses Risiko ist angelegt im latenten Handlungs/Struktur-Rahmen bei Bourdieu und in intellektualistischen Restbeständen im praxistheoretischen Denken.

1. Handeln und Verhalten

Die Begriffe Praxis und Praktiken sind ein Nachfolgekonzept für *Handlungen*, das die tätige und situierte Seite des Handelns und Verhaltens sowie eine vom Akteur dezentrierte Verteilung von Tätigkeit hervorhebt. Von Handlungstheorien aus betrachtet, sind Praktiken im Wesentlichen Handlungen ohne ›Akteure‹, nämlich ein Strom des Handelns ohne Stilisierung eines souveränen Zentrums und rationalen Ursprungs. Praktiken sind primär eine neue, Individuen dezentrierende Art, das Handeln zu konzipieren. Außerdem wird das Handeln in Praxistheorien in Abgrenzung zu rationalistischen und intentionalistischen Handlungstheorien materialistischer verstanden. ›Praxis‹ ist der körperliche Vollzug sozialer Phänomene. ›Praktiken‹ sind bestimmbare Formen dieses Vollzugs: Typen von Aktivitäten, Weisen des Handelns, Verhaltensmuster, Interaktionsformen. Menschliches Handeln und Verhalten – d.h. Praxis – findet also im Rahmen von Praktiken statt, d.h. im Rahmen von kulturell vorstrukturierten *ways of doing*, in deren Verlaufsmuster sich Handelnde bei ihrem Tun verwickeln. Praktiken sind situationsübergreifende analytische Einheiten, die das Handeln auf eine neue, kultursoziologische Weise betrachten lassen. Wer bestimmte Handlungen ausführt, nimmt an der (schon vorstrukturierten) Praktik des X teil. Insofern wollen Praxistheorien Theorien des Handelns sein, die dieses herausgelöst aus der alten Entgegensetzung von Handlung und Struktur betrachten.

Von Handeln *und Verhalten* ist zu sprechen, weil Praxistheorien mit ihrem materialistischen Blick bis ›hinunter‹ auf Bewegungen tiefer ansetzen als Handlungstheorien. Handeln ist auch ›sich verhalten können‹. Es gibt drei Ressourcen eines solchen kulturell kompetenten Verhaltens: den gekonnten Einsatz des sozialisierten *Körpers*, den geschickten Gebrauch von *Dingen*, und den korrekten Gebrauch von *Zeichen*. Es sind Dimensionen, die in den meis-

ten Praktiken verschmelzen, deren Hervortreten aber auch für eine einfache deskriptive Typologie genutzt werden kann: Es gibt Praktiken, in denen das körperliche *Agieren* (etwa der Kampf), das *Hantieren* mit Dingen, oder das *Kommunizieren* (der Gebrauch von Zeichen) im Vordergrund stehen.

Max Weber (1972: 10ff.) definierte das Handeln in einem Gegensatz zum bloßen Verhalten als ein subjektiv *sinnhaftes* Tun. Er meinte allerdings, dass sich beim Gewohnheitshandeln (und beim affektuellen) diese Sinnhaftigkeit verliere – es nähere sich wieder dem bloßen Verhalten. Was wird aus diesem Sinnkriterium, wenn man das Gewohnheitshandeln nicht wie Weber als ›vormodern‹ marginalisiert, sondern es wie die Praxistheorien als eigentliches Fundament der Strukturiertheit des Sozialen rehabilitiert (Reckwitz 2003: 294)? Die strukturalistische Tradition in den Praxistheorien legt die Antwort nahe, dass der Sinn aus kulturellen *Wissensordnungen* kommt: ein System von Differenzen nach dem Modell der Sprache. Dabei soll es aber nicht allein um diskursives Wissen gehen, sondern um ein Wissen, das in körperlichen Skills und praktischen Schemata verankert ist. Der Sinn unseres Gewohnheitshandelns stammt primär aus kollektiven ›Gepflogenheiten‹, die es wie eine Grammatik regulieren.

Neben der strukturalistischen Theorie der Semiose gibt es aber auch eine in den aktuellen Syntheseversuchen der Praxistheorien vernachlässigte pragmatistische Tradition, zu der Saussures und Webers amerikanischer Zeitgenosse George Herbert Mead gehört. Sinn entspringt in seinem Denkstil nicht der Relation zweier distinkter Zeichen, sondern der Beziehung zweier interagierender Lebewesen. Der empirische Modellfall ist hier nicht die Sprache, sondern die Interaktion. Sein grundsätzlicher Vorteil für die Entwicklung der Praxistheorien liegt darin, dass er sich nicht so verdächtig eng am vorrangigen Arbeitsmittel von Intellektuellen orientiert. Interessant ist Meads Ansatz aber auch für die Frage, wo die Sozialität des Handelns zu verorten ist. Während bei Weber das soziale Handeln erst dem subjektiv sinnhaften Verhalten aufsitzt, wird bei Mead schon das elementare Sich-Verhalten als etwas Soziales gefasst. Statt singulärer Akte sinnbegabter Individuen findet sich ein durchgehender Aktivitätsfluss, der für das einzelne Lebewesen mit modalen Schwankungen zwischen Routine und reflexiver Problemlösung abläuft, dessen Normalfall aber ein *gemeinsames* Handeln ist. Vermutlich sind die theoretischen Intuitionen von Weber und Mead auch durch deren Muttersprachen gesteuert worden. Webers ›Handlung‹ wirkt inspiriert durch einen Wortstamm, der einen Körperteil als ausführendes Organ eines denkenden und entscheidenden Individuums enthält: ›Handeln‹ heißt, dessen vorgängige geistige Entwürfe umzusetzen. Das amerikanische ›act(ing)‹ evoziert dagegen eine Theaterwelt (wie später explizit bei Goffman), in der es um das *gemeinsame Darstellen* einer (dramatischen) ›Handlung‹ geht. Dieses ›acting‹ ist nicht primär zu koordinieren, sondern auf Parts in einem Ensemble zu *verteilen*.

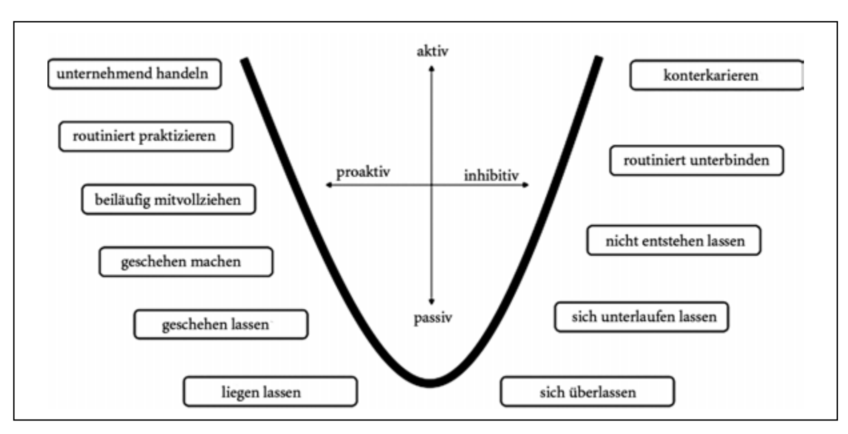
In Webers Unterscheidung des Handelns vom Verhalten über den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ steckt außerdem eine Auszeichnung menschlicher Akteure. Der Handlungsbegriff wird sozusagen anthropozentrisch eingeführt, als Distinktionsbegriff gegenüber ›bloßem Verhalten‹. Wenn die Praxistheorien statt des zweckrationalen das Gewohnheitshandeln mit geringer Bewusstseinsbeteiligung ins Zentrum stellen, fahren sie in einer nachmodernen Perspektive das Menschliche am Handeln wieder herunter. Sie nehmen eine speziesistische Distinktion in den Grundbegriffen der Soziologie zurück. Homo sapiens sapiens ist ein *animal* symbolicum (Ernst Cassirer). Vergleicht man es unbefangen mit anderen Entitäten, lässt sich feststellen, dass sich auch Menschen oft impulsiv wie Tiere *verhalten* und reagieren, oder dass ihre Körper auch physische Wirkungen haben und herumstehen oder -liegen wie viele Dinge.[1] Mit dem Antirationalismus der Praxistheorien lässt sich insofern auch das Animalische am Menschen rehabilitieren: Vieles Interagieren ist Reagieren, vieles Darstellen ist ›sich verhalten‹, vieles Tun ist eher Kampf als Kommunikation, manches Arbeiten ist bloß ein Sich-Beschäftigen und ›Rummachen‹. Auch deshalb ist es nur konsequent, anstelle der Intersubjektivität die Repetitivität von Praktiken als zentrales Explanandum zu identifizieren (Reckwitz 2003: 292). Menschliche Aktivitäten sind weniger Kreationen eines Akteurs als Exemplare einer Spezies, sie teilen kulturelle Verhaltensprogramme. Insofern versäumt es Bruno Latour (2001) in seiner treffenden Ironie über die artefaktvergessene Mikrosoziologie als nur Pavianen angemessenem Ansatz, die Interaktionsforschung auch als eine ›Pavianforschung‹ zu *würdigen*. Latour preist eine überraschend vielfältige Aktivität der Dinge neben dem erfinderischen Handeln der Ingenieure; die von Mead inspirierte Mikrosoziologie (etwa von Garfinkel oder Goffman) sah die Menschen sich die meiste Zeit nur verhalten. Sie ist eine soziologische Verhaltenswissenschaft.

Dabei hat man Verhalten und Handeln nicht gleichgesetzt. Der verhaltenswissenschaftliche Weg vom Verhalten zum Handeln führt nicht wie der geisteswissenschaftliche über den subjektiv gemeinten Sinn und einen vorgängigen Handlungsentwurf, sondern über eine wachsende *Selbststeuerung*, mit der sich Handelnde hervorbringen. Diese Selbststeuerung beruht darauf, dass wir wahrnehmen, was wir tun und aufgrund dessen in Handlungsvollzüge laufend eingreifen können (Ryle 1969: 31). Wir modifizieren unser händisches Tun in der Anpassung an das Verhalten von Objekten, wir sehen unsere Lenkbewegungen an Richtungsänderungen und können nur durch ihre ständige Korrektur geradeaus fahren, wir sehen unsere Hand schreiben, wir hören uns sprechen und korrigieren uns, weil wir uns merken, wie wir einen Satz angefangen haben usw. Zum Handeln braucht es Feedback-Schleifen und Ge-

1 | In der entspannten sozialbehavioristischen Perspektive von Mead: »Social beings are things as definitely as physical things are social« (Mead 1932: 177).

lingenskriterien. Es gibt da eine elementare Dialogizität. In Interaktion mit Anderen wird dieses Feedback noch verstärkt, entweder in expliziten Lernsituationen durch ihre Beobachtungen und sprachlichen Hinweise oder indem sie bzw. wir uns kontinuierlich ihre Augen leihen, um unser eigenes Verhalten zu kontrollieren und zu modifizieren. Die von Cooley und Mead betonte Spiegelung in den Augen des Anderen ist eine Verlängerung des Autofeedbacks. Wer etwas tut, treibt also nicht einfach nur ein Geschehen voran, er wird vielmehr auch von ihm ergriffen und erlebt sich in ihm auf eine bestimmte Weise. Er wird zum Zeugen des eigenen Tuns und kann außerdem die Wahrnehmung seiner selbst auch noch auf andere verteilen.

Wenn man die rationalistischen Idealisierungen des Handlungsbegriffes auf diese Weise zurücknimmt und so seinen empirischen Realitätsgehalt erheblich steigert, dann kommt noch ein weiterer Aspekt praktischen Handelns in den Blick. Der Begriff des Handelns wird in handlungstheoretischen Ansätzen immer mit einer aktivistischen Idealisierung gebraucht: Handeln heißt dort etwas *unternehmen* und nicht einfach passiv zu bleiben und es zu unterlassen. Bei nüchtern-verhaltenswissenschaftlicher Betrachtung stellen sich die ›doings‹, die tätigen Involvierungen von Menschen, aber nicht so dualistisch strukturiert (aktiv/passiv) dar, sondern in einem Kontinuum von Aktivitätsniveaus:



Kontinuum von Aktivitätsniveaus

Wir können etwas *explizit* tun (handeln i.e.S., z.B. uns aufraffen, nun endlich aufzustehen), wir können es aber auch *routiniert vollziehen* (praktizieren i.e.S., z.B. unser Frühstück wie immer machen), wir können etwas als ein Nebenengagement *beiläufig mitvollziehen* (z.B. im Gespräch einen Passanten grüßen oder eine Kleinigkeit miterledigen), etwas anstoßen und *geschehen machen* (z.B. einen Stein zum Rollen bringen, einen Eindruck erwecken, ein Gerücht weitergeben, ein Handeln ›veranlassen‹, also delegieren), es aber auch nur *ge-*

schehen lassen (einfach zögern und abwarten, eine Intervention unterlassen, einen Zusammenstoß nicht aufhalten, ein Gerücht unkommentiert wirken lassen). Wir können etwas aber auch ganz unbeachtet *liegen lassen* (ein Ereignis ignorieren, ein Thema nicht aufgreifen, einen Anwesenden nicht beachten, einen Gegenstand ungebraucht lassen) oder gar *uns überlassen* (dem Lauf der Dinge, der persuasiven Rhetorik, der erotischen Verführung, dem Schlaf, aber auch der Strömung, dem Wind oder wie der Surfer: dem Schwung der Welle).[2] Dabei kann es aber passieren, dass wir uns etwas *unterlaufen lassen* (das Essen brennt an, wir fangen uns einen Virus ein, ein Gesprächsverlauf wird unangenehm), so dass wir zukünftig darauf achten, es *nicht entstehen zu lassen* (es kommen zu sehen und zu blockieren oder wenigstens zu verlangsamen und zu stören) oder es *routiniert zu unterbinden* (es in Schach zu halten, zu umgehen und vermeiden, etwa das entgleisende Gesicht oder die unkontrollierte Lautäußerung) oder es gar explizit zu *konterkarieren* (das Gerücht zu bekämpfen, den Infekt zu behandeln, den Zusammenstoß aufzuhalten, der Versuchung zu widerstehen).

Die systematische Bedeutung dieser unterschiedlichen Aktivitätsniveaus liegt zunächst darin, dass ein Handelnder sich nicht einfach nur gegebenen situativen Bedingungen und dem kontingenten Tun der Anderen gegenüber sieht; sein eigenes Tun fädelt sich vielmehr ein in schon laufende eigendynamische Geschehnisse: Interaktionen, Diskurse, körperliche und physikalische Ereignisse, mit denen er ›mitläuft‹ oder auf die er sich einlässt. Praxistheorien lösen sich so von der Idee des ›reinen Handelns‹ wie sie für juristisch-moralisches Denken so wichtig ist. Zu welchem Grade das individuelle Tun dabei ein Handeln oder ein Verhalten ist, ist eine Frage der jeweiligen Bewusstseinsbeteiligung, Selbststeuerung, Initiative, Impulsivität und affektiven Engagiertheit. In jedem Fall aber kommt es zu einer sozialen Entlastung des unternehmerischen Akteurs: An die Stelle des unternehmenden Handelns tritt eine *Koaktivität* mit anderen. Dabei öffnet die Berücksichtigung niedrigstufiger Aktivitäten das Handeln für andere Teilnehmer als Menschen: für Artefakte, situative Settings und selbsttätige körperliche Prozesse. Wenn menschliche Handelnde viele Dinge nur anstoßen oder geschehen lassen, so kann man ontologisch entspannter danach fragen, wie vorstrukturierte situative Gelegenheiten (inklusive ihrer materiellen Settings) umgekehrt Menschen handeln lassen. Die Aufmerksamkeit verschiebt sich von den ›inneren Aufforderungen‹

2 | Sensibler für solche flachen Aktivitätsniveaus ist ein nicht an den europäischen Ethnotheorien des Handelns geschultes Denken: Jullien (1996). Auch dies hat (wie die Differenz von ›Handlung‹ und ›act‹) u.a. Gründe in der Sprache. Im Ilokano auf den Philippinen gibt es drei Formen des Kausativ: »pa« heißt machen, dass etwas geschieht; »pang«, jemanden dazu bringen, etwas zu tun; und »panang«, jemanden dazu bringen, dass er etwas geschehen lässt (Jürgen Streeck, mdl. Mitteilung).

(den Motiven) oder den verbalen Aufforderungen generalisierter Anderer (den Normen) zu den situativen Umständen, die uns Handlungen nahelegen, und zwar sowohl ihre Erwartbarkeit (als von den Teilnehmern kognitiv gerahmte Anlässe) als auch ihre Machbarkeit – als mit Dingen, Menschen und Zeichen angefüllte Gelegenheiten, die uns etwas tun machen oder lassen. Für Parsons (1937/1968) stießen Akteure auf Situationen als neutrale Betätigungsfelder, in der pragmatistischen Tradition geht es eher um Situationen und ihre Handlungen. Wenn wir in sie geraten, muten sie uns zu, etwas zu tun oder zu lassen (Joas 1992: 236).

2. Materielle Partizipanden verteilten Handelns

Diese Einbettung des Handelns in andersgeartete Prozesse wirft die Frage auf, über wie viele Handlungsträger sich ein sozialer Prozess jeweils verteilt und welche ontologischen Qualitäten diese haben. Handlungen haben Urheber, Praktiken Träger oder Teilnehmer. Ein Vorteil des Begriffs Praxis ist zunächst, dass er deren Zahl offen lässt. Man könnte auch sagen, das Handeln ist jener *Ausschnitt* einer Praktik, der von nur einem Körper getragen wird. ›Handlungen‹ sind das, was die Akteure von den praktischen Tätigkeiten wahrnehmen, die sie vollziehen. Und es gibt Tätigkeiten, die sich aufgrund der erforderlichen Bewegungsabläufe für ein, zwei oder mehr Personen anbieten. Man vergleiche nur Zähneputzen und Tanzen, Essen und Sprechen, Skat und Doppelkopf, Quintett- und Fußballspielen, Theaterspielen und Demonstrieren.

Die Koaktivität in solchen Praktiken geht aber über menschliche Träger hinaus. Ein Fußballspiel ohne Ball, Tor und Feld wäre keines. Und das Geigespielen im Orchester wird durch ganz unterschiedliche Haltepunkte geführt: durch das Instrument mit seinen eingebauten Möglichkeiten und Grenzen, durch die Noten mit ihren Schriftzeichen, durch den Dirigenten und seinen Taktstock sowie durch das akustische Feedback der erzeugten Töne, die Abweichungen von Takt und Harmonie, die das Geigen immer wieder neu justieren lassen. Das Handeln hangelt sich gewissermaßen an Geländern entlang, es gelingt als körperlicher Vollzug, indem es sich auf verschiedene Stützpunkte stützt, die es führen und kontinuieren, darunter das körperliche und kognitive Gedächtnis, zuhandene Artefakte und Interaktionspartner (Schindler 2011a). Diese verschiedenen Teilnehmer sind nicht alle gleichermaßen und gleichrangig an allen Praktiken beteiligt. Alle Praktiken involvieren den Körper – mal unscheinbar (in der kommunikativen Praxis des Sprechens, Lauschens oder Schreibens), mal spektakulär (im sexuellen oder kämpferischen Agieren). Aber nicht alle – wenn auch die soziologisch wichtigsten – involvieren Andere (Interagieren und Kommunizieren). Und nicht alle – wenn auch die meisten

– involvieren Artefakte. Sprechen, singen, küssen oder schwimmen z.B. geht recht gut ohne.

Wenn das meiste menschliche Handeln *zusammen* mit Dingen geschieht, ist die Frage, ob sie *selbst* ›handeln‹ können, nicht gut gestellt. Bruno Latours Stilisierung der Dinge als ›Aktanten‹ bleibt noch in einem handlungstheoretischen Rahmen: Die Grammatik braucht starke Subjekte, von der Praxis aus betrachtet sind Dinge bloß *Partizipanden*, die genauso situiert werden müssen wie die menschlichen Teilnehmer.[3] (Was sie ›von sich aus tun‹, z.B. rosten und verfallen, ist nicht so bedeutsam). Umgekehrt kann die Aktivität der Dinge aber auch erst dann angemessen gewürdigt werden, wenn man auf Menschenseite die Intentionalität und Bewusstseinsbegleitung herunterfährt und ihre Alleinautorschaft am Handeln durch dessen ›Verteilung‹ zurücknimmt. Nach diesen Zügen fragt sich allerdings, in welcher Sprache man die Koaktivität von Artefakten fasst, wenn man nicht metaphorisch sprechen will. Im Umkreis der Akteur-Netzwerk-Theorie ist man noch stark an einem anspruchsvollen Handeln orientiert. Dinge sind für Latour in der Lage, sich in Situationen hinein zu vermitteln, weil sie mit eigenen Handlungsprogrammen ausgestattet sind. Jedes Artefakt hat ein Skript und einen Aufforderungscharakter, es kann »Vorbeikommende packen und sie dazu zwingen, Rollen in seiner Erzählung zu spielen« (Latour 2006: 486).

Aufforderungen sind aber Sprechakte, die einen Impuls, einen Handlungsanfang implizieren. Plausibler scheint mir ein Reden darüber, welches Handeln die Dinge präfigurieren und disponieren, was sie nahe legen und wozu sie einladen. Sie tun dies vor allem auf zwei Weisen: Zum einen können sie Körperhaltungen, Bewegungen und Verhaltensweisen physisch ermöglichen, erzwingen und inhibieren (so wie eng geschnittene Kleidungsstücke), weil sie den Händen, Füßen und Sinnen spezifische Widerstände, Stützpunkte und Anknüpfungsmöglichkeiten bieten. Zum anderen legen sie ein Handeln nahe, weil ihnen wie unserem Verhalten (s. 3.) kommunikative Zeichen eingebaut sind, zu was sie taugen. Damit steckt in ihnen aber keine ›Gebrauchsanweisung‹. Die liegt ihnen vielmehr bei und gibt tatsächlich Anweisungen. Die Dinge machen eher Gebrauchs*suggestionen*, die zugleich schwächer (weniger eindeutig) und stärker (nachhaltiger, schlechter ignorierbar) sind als die Anweisungen. Der Unterschied wird klar, sobald man versucht, eine Koaktivität mit Artefakten, etwa das Schuhe-Zubinden oder das Cello-Spielen, in Gebrauchsanweisungen zu explizieren. Das praktische Wissen ist in einen Nexus von Körpern und Dingen eingelassen und kann sich nur in ihrem Zusam-

---

3 | Der Begriff Partizipanden meint nicht nur den Kreis der durch wechselseitige Wahrnehmung situativ Dazugehörigen (der ›participants‹), sondern alle Entitäten, die in den Vollzug einer Praktik involviert sind: auch Tiere und Pflanzen, Körper und Textdokumente, Artefakte und Settings (Hirschauer 2004: 74).

menspiel als Praxis entfalten. Eine Versprachlichung zu einer Gebrauchsanweisung, also eine Handlungsanleitung für die eigenen Hände, wäre extrem komplex. Die Beschreibung würde die fruchtbare Symbiose des Handelns-mit-Dingen nur in eine Dichotomie von Handlung und Gebrauchsgegenstand aufspalten und die ›Handlung‹ als eine humanistische Abstraktion aus dieser Symbiose erkennbar machen.

Wenn man das, was Menschen tun, weniger humanistisch ambitioniert betrachtet, kann man die Koaktivität von Artefakten also klarer erkennen. Sie bieten Widerstände, geben Halt, treiben an, verstärken und animieren uns. Man kann sagen: Die meisten Dinge ›handeln‹ so schwach wie Kleidungsstücke ›kommunizieren‹. Dies hat Grenzen. Dinge können motivieren und reagieren, aber sie erwarten und erwidern nichts. Zwar sind sie oft angeordnet und geformt, als ›warteten‹ sie nur auf einen spezifischen Gebrauch und Menschen können diese unbewegte Form (wie eine Körperhaltung) als Ausdruck einer Erwartung wahrnehmen, aber enttäuschen kann man Dinge nicht. Lässt man sie liegen, vermissen sie uns nicht.[4]

Anders als die Inter*subjektivität*, von der die Dinge ausgeschlossen waren, kann die Inter*aktivität* also auch den Gebrauch von Dingen einschließen. Ihre Berücksichtigung erneuert dabei den schwachen Sinn der Interaktion als ›Wechselwirkung‹ (Simmel): ein physischer Austausch ohne Reziprozität. Umgekehrt sind die Dinge wichtig, weil sie ihrerseits über die Interaktion *hinausführen* (so Latour 2001). Die Grenzen der Mikrosoziologie lagen lange darin, sich das Handeln nur unter Anwesenden verteilt vorzustellen, also statt in Bewusstseinsleistungen nun in Situationen zentriert. Die Verteiltheit des Handelns lässt sich aber nicht auf einzelne Situationen begrenzen; unter anderem die Dinge öffnen Interaktionen für die Historizität und Nachbarschaftlichkeit von Situationen, für *Intersituativität* (Hirschauer 2015).

3. ›Doings and sayings‹? Interagieren als Zeigen

Bis hierhin habe ich das Handeln noch weitgehend aus der Perspektive des individuell Handelnden rekonstruiert. Dies legt auch der Begriff der Praktiken nahe, weil er nicht (wie Parsons) mit dem sozialen Handeln, sondern (wie Weber) mit dem individuellen Handeln beginnt, um auch das Handeln mit Dingen und mit sich selbst zu berücksichtigen (Reckwitz 2003: 292). In der Per-

4 | Ich abstrahiere hier von der unterschiedlichen ›Intelligenz‹, die man Artefakten implementieren kann, um ihre Responsivität zu steigern. Natürlich kann man Computer so programmieren, dass sie uns ›Vernachlässigung‹ signalisieren, oder Tamagotchis, dass sie ohne uns sterben. Wenn sie dann Mitleid oder Trauer auslösen, ist das soziologisch ernst zu nehmen. Der Normalfall von Gebrauchsgegenständen ist es nicht.

spektive der Mead'schen Tradition ist dieser Zug aber nicht unproblematisch. Er revidiert die relative Dezentrierung des Handelnden in der Interaktion (er fokussiert erneut den Akteur) und er wirft die Frage auf, ob man das Handeln mit Dingen und in Bezug auf das Selbst dem Handeln mit Anderen verlustfrei gleichstellen kann.

Vor allem zwei Probleme stellen sich. Das erste ist die Frage, wie man die Sozialität von Praktiken bestimmt. Praxistheoretisch kann man sagen, dass alles Handeln sozialen Charakter hat, weil es auf überindividuellen, nämlich kulturellen Voraussetzungen beruht. Man kann sie etwa in den Gepflogenheiten starker Gemeinschaften (wie der Shaker bei Schatzki) oder (wie Bourdieu) in der sozialisatorischen Prägung durch einen ›Habitus‹ verorten.[5] Dann wird Sozialität aber jeweils historisch vorausgesetzt. Die für Interaktionen relevante Sozialität wird dagegen erst in deren Verlauf *erzeugt*. Dem eher schwachen Implikationsverhältnis steht also ein Emergenzverhältnis gegenüber: Sinnhafte soziale Phänomene (z.B. soziale Beziehungen) *entstehen* erst in Interaktionen.[6]

Das zweite Problem ist die Frage, wie sich das Verhältnis von Praktiken zu Diskursen noch bestimmen lässt, wenn man erstere wieder auf Akteure rezentriert. Die folgende praxistheoretische Beschreibung der Sozialität des Interagierens soll aus diesem Dualismus herausführen. Sie richtet sich gegen einen ›scholastischen Rest‹ in den Praxistheorien, der sich am besten in einer Formel aufspüren lässt, die oft zitiert, aber nicht gut durchdacht ist: Schatzkis Rede vom »nexus of doings and sayings« (2002: 76f.). In einem in der analytischen Philosophie bekannten Tonfall könnte man fragen: Ist ›doings‹ und ›sayings‹

5 | Reckwitz (2003: 288) spricht ganz allgemein von »kollektiven Wissensordnungen«, aus denen Praktiken ihre Sozialität bezögen. Nach aller soziologischer Forschung über soziale Gebilde jenseits von Tönnies' Gemeinschaften – Interaktionen, Organisationen, Netzwerke usw. – fragt sich aber, ob Praktiken noch so starken gemeinschaftlichen Rückhalt haben können. Nicht zuletzt Reckwitz' eigene Kritik an den Homogenitätsunterstellungen im Denken von Multikulturalität (2008) lässt daran zweifeln.

6 | Der Unterschied lässt sich an einem gern gewählten Beispiel für eine selbstbezogene Praktik illustrieren: das Lesen (Reckwitz 2003: 286). Was ist sozial am Lesen? Dass es eine kollektiv geformte Tätigkeit ist, in der man gelernt hat, den Körper still zu halten, sich innerlich zu sammeln und konzentriert zu annotieren? Oder dass man sich in eine kommunikative Beziehung mit Abwesenden begibt – durchaus auch in Erwartung, dem Autor einmal zu begegnen oder gegenüber anderen Abwesenden später einmal als ›belesen‹ dazustehen? Offenbar ist die Sozialität einsamen Handelns mit Rekurs auf ihre ›Sozialisiertheit‹ zu schwach bestimmt: Es bleibt eine Orientierung am Anderen. Zu fragen ist eher: Wie sind die Anderen auch als Abwesende in Dingen, in Texten und im Selbstbezug imaginativ *präsent*?

zu unterscheiden, nicht so, als unterschieden wir ›Obst‹ und ›Äpfel‹?[7] Denn zu den sozialtheoretischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts gehört es, dass der Dualismus von Tun und Sagen von zwei Seiten überbrückt wurde. Auf der einen Seite stellten die Sprechakttheorien fest, dass Äußerungen *Handlungen* sind, die überdies, so der Grundgedanke von ›Performativität‹, auch Körpereinsatz verlangen.[8] Auf der anderen Seite stellten die Mikrosoziologien fest, dass ein jedes Tun eine stets mitlaufende *kommunikative* Seite hat, mit der es anzeigt, was für ein Tun es ist. Es ist dieses ›Accounting‹, das es von bloßem Verhalten unterscheidet.

Dies war auch mit einer Aufwertung der präsentativen Symbolismen (Susanne Langer) verbunden. Da diese Anzeigen (Goffman 1963 spricht von »signs given off«) viel schwächer als sprachliche Mitteilungen intentional kontrolliert werden, sondern auf einer *Zuschreibung* von Zeichenhaftigkeit durch den Rezipienten beruhen,[9] ist jedes Verhalten unter Beobachtung sofort an Sinn gebunden, was es unmöglich macht, in Anwesenheit Anderer nicht zu kommunizieren (Luhmann 1987: 561). Im Gegensatz dazu liegt die intellektualistische Verführung des Zeichensystems der Sprache gerade darin, dass der Sprecher und viel mehr noch der Schreiber Kontrolle über das Setzen von Zeichen ausübt. Schreiben ist ein Fall hochkontrollierten Zeichengebrauchs. Der ›Akteur‹ der Handlungstheorie war daher immer auch ein Autor. Der Interaktionismus bricht mit dieser Autorschaft des Handelnden.

Beim Expressiven wird also nicht nur vom Rezipienten bestimmt, was ein Zeichen bedeutet (z.B. das Wort »Feuer«), sondern schon, was überhaupt als ein Zeichen gilt. Er muss Körperhaltungen, Gesichter und Kleidung ›lesen‹ können. Und der Handelnde muss wissen, dass schon sein bloßes Erscheinen solche Symbole absondert, dass er gewissermaßen unter einer beständigen ›Bedeutungsdrohung‹ handelt. Wer mit Zeichen handelt, handelt mit leicht

7 | In der Tat bezeichnet Schatzki die ›sayings‹ als eine Unterklasse der ›doings‹ (2002: 72), meint aber etwas mystifizierend, dass der Gebrauch von Wörtern »for deep reasons, however, which it is safe to say no one has yet fully fathomed« (2002: 76) doch zu einer Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Handlungen zwinge – angeblich um der Überschätzung des Diskursiven nach dem linguistic turn vorzubeugen. Tatsächlich ist es umgekehrt: Sowohl Schatzkis kategoriale Hervorhebung der ›sayings‹ als auch seine begriffliche Markierung des ›Nicht-Diskursiven‹ ist linguizistisch.

8 | Siehe zum Sprechen als Bewegung Sudnow (1979).

9 | Das liegt daran, dass diese Zeichen in der Regel nicht über die Eindeutigkeit der »Lautgesten« (Mead) verfügen. Wären sie eine Sprache (was sie nicht sind), müsste man sich statt artikulierter Vokabeln und Buchstaben eher ein Stammeln, Murmeln, Summen und Lautieren vorstellen (Mead 1991: 81-115), das dem Ohr ständig Rhythmen und Melodiefragmente, aber keine Partitur anbietet. Es hat die Sinnvereindeutigung selbst zu leisten. Daher die Ubiquität von »interpretative work«.

entflammbarem Material. Im Sich-Verhalten steckt daher eine kommunikative Reserviertheit. Während Handeln für Weber und Schütz motivbewusstes Verhalten war, ist es für Goffman beobachtungsbewusstes (»conscious«) Verhalten. Als *Darstellen* enthält es eine elementare Aufmerksamkeit für Andere: das Bewusstsein davon, Zuschreibungen aufgrund nicht-gesteuerter Zeichen ausgesetzt zu sein.

Sagen wir es einmal schematisch: In einer individualistischen Perspektive auf das Handeln führt der Weg vom Verhalten über den subjektiven Sinn und die Selbststeuerung zum *handelnden Akteur*. Im interaktionistischen Denkstil kommt man über das kommunikative Anzeigen (den interaktiven Sinn) und die Verteilung des Handelns zum *darstellenden Teilnehmer*. Wie kann man auf dieser Basis die Selbstperpetuierung eines Handelns als kulturelle Praxis verstehen? Offenbar hat man hier eine Innen- und eine Außenseite dieses Handelns zu berücksichtigen (Reckwitz 2003: 290), man kann auch sagen: eine selbst-bildende (1) und selbst-darstellende (2) Seite.

(1) Die strukturalistische Tradition in der Praxistheorie hebt hervor, dass alles Handeln eine selbst- und körperbildende Seite hat. Es sozialisiert den Körper des Handelnden und dessen Hexis zeigt, was er schon länger getan hat. Man denke nur an das in Bewegung Setzen des eigenen Körpers, in dem sich bei häufiger Wiederholung Gewohnheiten ablagern, die den Gang ›in Gang halten‹ können. Umgekehrt, von den Praktiken aus betrachtet, verlangen diese von den Handelnden das Einnehmen bestimmter Haltungen des Körpers, des Denkens, der Gefühle – sie bieten ›Subjektformen‹ (Reckwitz 2010: 192) und ›teleoaffektive Strukturen‹ (Schatzki 2002: 80ff.), von denen die Handelnden einen Großteil ihrer intentionalen Gerichtetheit beziehen. Mit unserem Handeln vollziehen wir also nicht nur soziale Tatsachen (i.S. der Ethnomethodologie), wir bilden zugleich ein je spezifisches Selbst aus. Vor allem Bourdieu hat die reproduktionstheoretische Pointe dieser Perspektive expliziert. Wenn Akteure in der Praxis einen Habitus erwerben, so trägt diese tiefe körperliche Sozialisiertheit umgekehrt auch zur Verstetigung der Praxis bei. Die Praktizierenden erwerben in ihr einen praktischen Sinn, einen Sinn für ein Tun, nämlich die Empfänglichkeit, die Geneigtheit und die Kompetenz, diesem praktischen Tun gewissermaßen handelnd zu erliegen.

(2) Die mikrosoziologische Tradition in der Praxistheorie betont statt der Spuren, die das Handeln im Handelnden hinterlässt, die Zeichen, die es an seiner Außenseite erzeugt. Dies beginnt mit der kommunikativ-selbstreferenziellen Seite allen Tuns (etwa der schlichten Gerichtetheit des Gehens): Es zeigt an, was es ist. Nur deshalb sind Praktiken überhaupt beobachtbar. Sie haben keinen dunklen sinnhaften ›Untergrund‹ – etwa in einem kulturellen Unbewussten, sondern eine sinnhafte Oberfläche, die auch von den Praktizierenden ›gelesen‹ und verstanden werden kann.

Auf der Basis dieser elementaren Selbstexplikation entfaltet das Handeln ein stummes Vormachen, eine öffentliche Schauseite: Es führt seinem Publikum vor Augen, wie etwas geht, es sozialisiert also andere. Dass Lernen außerhalb von spezifisch erzieherischen Settings ›einfach so‹ stattfinden kann, liegt eben daran, dass es ›didaktische‹ Nebeneffekte allen Handelns gibt. ›Learning by doing‹ beruht auch auf einem beständigen ›teaching by doing‹ (Schindler 2011b). Darstellungen zeigen, was geht und was nicht geht, und sie machen vor, wie es geht (ohne dass der Lernerfolg damit schon garantiert wäre). Ihre Zeichenhaftigkeit erlaubt es einzusteigen, mitzuspielen, fortzufahren.

Gilbert Ryle rekurrierte für den unmittelbaren Zusammenhang des Vormachens und Nachmachens (also des Weitermachens) neben dem Sprechen auf den Fall des kompetenten Gehens und verknüpfte dabei das Thema der Selbststeuerung des Handelns zwanglos mit dem der Rezeptionssteuerung Anderer. Ein Bergsteiger, so Ryle, achtet beim Gehen auf das, was er tut, er ist auf Unfälle vorbereitet, spart seine Kräfte, er prüft und versucht, er geht mit Verstand. »Er ist gleichzeitig damit beschäftigt zu gehen und sich das Gehen unter Bedingungen dieser Art beizubringen« (1969: 50). Diese Selbstbefähigung macht aber beim Handelnden nicht halt. Auch der Betrachter lernt im Verlauf seiner Tätigkeit. »Handeln und Verstehen sind grob gesagt bloß verschiedene Ausübungen desselben Handwerks… Der Urheber führt an, der Zuschauer folgt, aber ihr Weg ist der gleiche« (ebd.: 68). Man braucht dafür, so Ryle, keine geheimnisvolle (›intersubjektive‹) Sympathie zwischen Seelen. Er legt nahe, das Handeln als ein interaktives Anführen und Folgen in einer geteilten Praxis zu begreifen. Wir folgen nicht nur mit den Füßen den Wegen und mit den Händen den Bedienelementen (also den materiellen Partizipanden), wir folgen auch mit den Augen den Bewegungen und abgesonderten visuellen Zeichen eines Handelnden.[10]

Es gibt eben nicht nur das der Praxis implizit eingekörperte Wissen (das Können), es gibt auch ein durch sie implizit *gezeigtes* Wissen in einer ganz alltäglichen Wissensvermittlung, ein *performed knowledge* (Hirschauer 2008). Wenn man das Handeln als Praxis verstehen will, muss man sich daher nicht nur auf eine Absenkung seines Aktivitätsniveaus einstellen (s.o.), man muss auch das Explizitätsniveau seiner kommunikativen Seite herunterfahren. Dann zeigen sich anstelle des Dualismus von doings und sayings unterschiedliche Grade der Artikuliertheit, ein *Kontinuum der Explizität* (Hirschauer 2011). Natürlich hat der stumme Körper als Kommunikationsmedium eine Formulierungsschwäche, aber sowohl beim Zeigen als auch beim Sagen gibt es niedere und elaborierte Formen, die etwas mehr oder weniger klar in Worte fassen oder zur

10 | Ich vereinfache die kommunikative Seite des Tuns hier auf Visualität. Natürlich gibt es auch taktile Zeichen (etwa beim Küssen oder Tanzen) und die Akzentfärbung des Sprechens *lauschen* wir einander ab.

Anschauung bringen: vom vieldeutigen Schweigen über das Gestammel und die informelle mündliche Rede bis zum formulierten Satz und erstarrten Diskurs; oder vom stillen Verharren über die gerichtete Bewegung und die Geste, bis zur pädagogischen Demonstration und grafischen Darstellung.

Vieles von dem, was wir Handeln nennen, ist also visuelles Kommunizieren. Es verlangt vom Körper nicht die Stimme, sondern den beobachtungsbewussten Einsatz von Bewegungen, Gesten, Fingern, Augen und Kleidungsstücken. Schatzkis schiefer Dualismus von *doings* und *sayings* lässt sich damit zum einen in eine Unterscheidung von Kommunikationsmodi überführen (so schon Goffman 1963), zum anderen in die Unterscheidung unterschiedlich akzentuierter empirischer Formen des Handelns, in denen das Kommunizieren oder das (individuelle und kooperative) Agieren und Hantieren im Vordergrund stehen (siehe 1.).

Der Gegensatz verschwindet damit aber nicht vollständig. Er wiederholt sich auf einer anderen analytischen Ebene in der historischen Kultursoziologie als Gegensatz von Praktiken und Diskursen (Reckwitz 2010) mit einer ähnlichen Ambivalenz wie bei Schatzki: Soll man Diskurse als »Spezialform von Praktiken« (als Praktiken der Repräsentation) auffassen (Reckwitz 2010: 191) oder »produzieren« sie die Wissensordnungen, die in der Praxis zum Einsatz kommen (ebd.: 193)? Die Bedeutung der präsentativen Seite allen Tuns macht es m.E. leichter, beides aufeinander zu beziehen. Vier Vorschläge hierzu: 1. Im Vordergrund der Differenz von Diskursen und Praktiken steht nicht das Zeichensystem (verbal/visuell), sondern der materielle Träger der Kommunikation – ob es sich um den Körper als primäres Medium der Repräsentation handelt oder um von ihm entkoppelte Medien. Aus der Perspektive der Diskurse sind Praktiken das unentwegte Gebrabbel der Körper. Menschliches Verhalten ist eben jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Körper artikuliert – und nicht durch Texte oder Bilder (Hirschauer 2008). 2. Diskurse sind m.E. genauso wenig Praktiken wie Verkehrs-, Waren- und Geldströme es sind. Es sind Ströme hochartikulierter (professionalisierter, arbeitsteilig erzeugter) Sprach- und Bildkommunikation. Sie bieten der Praxis – dem menschlichen Handeln und Verhalten – eine semantische Infrastruktur, so wie ihr Stadtlandschaften und Technologien materielle Infrastrukturen bieten. Diskurse limitieren das Sagbare und Denkbare, Artefakte das Machbare. 3. Diskurse sind (wie Interaktionen oder historische Gepflogenheiten) Sinnquellen von eigenem Gewicht, aber sie bleiben auf zwei Weisen von Praktiken abhängig. Zum einen *entstehen* sie in einer Klasse von Praktiken, die ebenso spezifisch ist wie die der Herstellung technischer Artefakte: im Schreiben, Lesen, Zitieren, Fotografieren, Filmen und der medialen Distribution diskursiver Produkte. Zum anderen bleibt auch die Zirkulation ihrer Zeichen angewiesen auf eine praktische Vollzugs- und Anschlusstätigkeit. Die Praktiken als verkörperte *Kulturtechniken* (Reckwitz 2010: 188) *vermitteln* also zwischen der

materiellen Kultur und den Symbolsystemen. 4. Die Produktion von Diskursen ist die vorrangige Praxis von Experten, es ist unser scholastisches Metier. Insofern tritt die diskurstheoretische Überschätzung der Wirksamkeit von Diskursen auf die Praxis die Nachfolge der Überschätzung des Autors in den Handlungstheorien an.

4. Die Individuen der Praxis: Tätigkeiten – Handlungen – Praktiken

Bis hierhin habe ich ohne weitere Differenzierung von Praxis und Praktiken gesprochen. Vor dem Hintergrund der kommunikativen Seite des Interagierens sei nun ein Vorschlag für einen differenzierteren Gebrauch der beiden Begriffe gemacht. Die Praxis – das Verhalten und Handeln – besteht nicht einfach aus diskreten Entitäten, sondern aus einem Verhaltensstrom (i.S. Meads). Innerhalb seiner werden zu bestimmten Anlässen aber singuläre Entitäten hergestellt, die ›Individuen‹ der Praxis gewissermaßen. Es scheint mir sinnvoll, drei zu unterscheiden, und zwar *methodologisch*, nämlich anhand der Frage, woher sie ihre sinnhafte Einheit beziehen. Eine *Tätigkeit* bezieht sie aus der Praxis selbst, eine *Handlung* von den Teilnehmern, eine *Praktik* von Beobachtern. Tätigkeiten, Handlungen und Praktiken sind drei *Repräsentationsformen* menschlichen Verhaltens, die sich nach den Quellen und dem Niveau ihrer Sinnbestimmtheit unterscheiden lassen.

1. *Tätigkeiten* markieren sich in ihrem Vollzug selbst als bestimmte Aktivitäten. Dies geschieht a) durch die *implizite Selbstanzeige* allen Verhaltens als Aktivität eines bestimmten Typs, die die Ethnomethodologie ›accountability‹ nannte. Das Verhalten beansprucht eine erkennbare sinnhafte Individualität. (»Was machst du da?« – »Sieh doch!«); b) geschieht es durch die *implizite Sinnzuschreibung* an Verhaltenszüge durch die Reaktion von Interaktionspartnern, die im Gefolge Meads als deren ›objektiver Sinn‹ charakterisiert wurde.

2. *Handlungen* sind Verhaltenseinheiten, die durch die handelnden oder beobachtenden Teilnehmer einem Akteur als Sinnstiftungszentrum zugeschrieben werden. Es sind also a) *Selbstdeutungen* des Sichverhaltenden, typischerweise in Befragungssituationen (etwa in Beichtstühlen, Verhören oder sozialwissenschaftlichen Interviews), wo sie als Post-hoc Rationalisierungen in bestimmten Motivvokabularen (C.W. Mills) verbalisiert werden – gewissermaßen die sprachliche Schauseite des Tuns. Handlungen kommen dabei durch die Vereinnahmung eines Verhaltens durch einen Urheberschaft reklamierenden Sprecher zustande. b) Verhaltensweisen können aber auch durch Zuschreibung dieser Autorschaft durch andere zu Handlungen erklärt werden (Joas 1992: 224). Diese Zuschreibenden können Teilnehmer sein, aber auch *interpretierende Beobachter* (Juristen, Psychoanalytiker, Historiker und ana-

lytische Philosophen), die das Verhalten als höherstufige Handlung in komplexere Sinnbezüge einordnen, etwa als Ausdruck einer Persönlichkeit, Folge schicksalhafter Umstände oder Auslöser ganzer Ereignisketten. Die Intention des Handelnden behält aber auch in der handlungstheoretischen Beobachtung eine fundierende Stellung, weil sie das Problem der klassifikatorischen Beliebigkeit lösen muss, das der Beobachter von Äußerungen hat (vgl. Habermas 1995: 290; Schatzki 2002: 76). Die Interaktionsteilnehmer lösen es dagegen (wie die Konversationsanalyse zeigte) beständig durch ihre Anschlussäußerungen (s.o. 1b).

Sinnhaftigkeit wird in diesen vier Darstellungsformen also durch Selbstanzeigen im Verhalten als X (1a), durch Bedeutungszuweisung *im* Interaktionskontext, also durch das Auffassen und Behandeln von etwas als X (1b), durch nachträgliche verbale Selbstauskunft (2a) oder durch analytische Fremddeutung (2b) hergestellt. Zwischen 1 und 2 wechselt in der Regel das Kommunikationsmedium: Während die praktische Selbst- und Fremddarstellung eines Verhaltens typischerweise als ein in das Tun eingelassenes implizites Zeigen vollzogen wird, sind Selbstauskunft und Fremddeutung sprachliche Leistungen.

3. *Praktiken* dagegen lassen sich identifizieren, wenn man das Handeln als *Kulturtechnik* betrachtet. Ihre Typisierung zu einem ›Individuum‹ kann nur ein Beobachter leisten.[11] Praktiken sind also (wie höherstufige Handlungen oder auch Diskurse) ein Beobachterschema, und zwar eines, das formale Muster, eben *ways* of doing, identifiziert. Die Beobachter stützen sich dabei zunächst auf eine rudimentäre Individuierung durch Tätigkeitsworte der Alltagssprache (»laufen«, »rechnen«), darüber hinaus aber auch auf Ähnlichkeiten eines Tuns an anderen Orten und zu anderen Zeiten, die den Horizont der Praktizierenden – ihr situatives Erleben und explizites Wissen – übersteigen können. Kulturwissenschaftliche Beobachter können etwa zu sehen beanspruchen und zu zeigen versuchen, dass ein Verhaltensmuster hybride geografische und historische Herkünfte hat (Reckwitz 2010: 201).

Die Perspektivierung des Verhaltens durch ›Praktiken‹ besteht darin, der Tätigkeit als ›kind of doing‹ und der Handlung als ›personalized doing‹ einen kulturell vermittelten ›way of doing‹ zur Seite zu stellen. In der menschlichen Praxis sind Tätigkeit, Handlung und Praktik verschiedene Arten von ›Individuen‹. Dabei ist das Konzept der Praktik etwas flexibler darin, zwischen ›Mikro‹ und ›Makro‹ zu ›zoomen‹. Während eine Tätigkeit zwar gröber oder feiner typisiert werden kann (reden – vortragen – predigen), aber immer zeitlich limitiert bleibt, und eine Handlung zwar bei Betrachtung ihrer Spätfol-

11 | Diese Alterität der Deutung findet sich schon im deutschen Sprachgebrauch: Was vor Ort ›gängige Praxis‹ ist, ist für den fremden Hinzukommenden oft eine ›seltsame Praktik‹ (etwa sexueller oder ökonomischer Art).

gen in ihrer Reichweite ausgedehnt, aber immer an einen Akteur gebunden bleibt, kann eine Praktik sowohl eine Verhaltensnuance bezeichnen (die lokal gepflegte Technik der Hangschrägfahrt) als auch eine Körpertechnik der Fortbewegung (das Skifahren) oder einen ganzen Komplex sportlicher Mobilität (den Skisport, inklusive Lehrbetrieb, Produktion und Lifttechnik). Der ›Zoom‹ kann also je nach Fragestellung verändert werden.

5. Nachfolger des Akteurs: Teilnehmer oder Subjekte?

Eine weitere offene Frage in der Praxistheorie ist, wer da eine Tätigkeit ausübt und darstellt, eine Handlung vollzieht und deutet, eine Praktik praktiziert – die Frage nach dem menschlichen Subjekt des Handelns. Kontrovers scheinen mir zwei konkurrierende Formen seiner Dezentrierung. Auf der einen Seite findet sich der Strukturalismus mit seiner »resoluten Dezentrierung« (Reckwitz 2010: 185) des Subjektes. Der alte Autor seiner Handlungen wird als ›subjektum‹ enttarnt und in seinen Subjektivierungsprozessen rekonstruiert. Exemplarisch für diesen Denkstil ist Pierre Bourdieu. Seine Vorstellung von Praktiken als kulturelle Verhaltensprogramme evoziert eine Freud'sche Denkfigur: Nicht *ich*, sondern etwas *Anderes* handelt ohne Bewusstseinssteuerung in mir und aus mir heraus und mit mir als ›Agenten‹. Der Habitus fiel bei Bourdieu so zwingend und mächtig aus, weil er ein in seinen Augen überstarkes Subjekt brechen musste. Dies trifft auch auf den heroischen Entscheider bei Rational Choice oder auf das transzendentale Subjekt der klassischen Phänomenologie zu, nicht aber auf den von Interaktionen an den Rand gedrängten ›Teilnehmer‹.[12] Bourdieu erhielt sich dagegen im alten Koordinatensystem von Handlung und Struktur einen starken Akteur als intellektuellen Bezugspunkt. Seine Unterscheidung von inkorporierter und objektivierter Sozialität blieb auf das Subjekt zentriert, da sich die gemeinten Phänomene *im* Akteur oder *außerhalb* seiner befinden, nicht aber *zwischen* ›Teilnehmern‹ bzw. ihren Aktivitäten.

Sein Anliegen war es, zu betonen, dass sich Akteure nicht voraussetzungslos begegnen, da sie immer schon eine Sozialität in sich tragen, die sie zur

---

12 | Das gilt für das ›member‹ der Ethnomethodologie und auch für Goffman, der in der Rahmenanalyse das Subjekt ganz zu einer situationsrelativen ›Formel‹ auflöste. Verglichen damit hallt im poststrukturalistischen Begriff des Subjektes die Übermächtigkeit seiner cartesianischen, existenzialistischen und rationalistischen Heroisierungen immer noch nach. Der Begriff impliziert eine gewisse Hysterie: Das ›Subjekt‹ ist zugleich heroisierter Autor und beherrschtes subjectum. Entspannter für das Gemeinte scheinen mir Begriffe wie Selbstformierung oder Selbstbildung (vgl. Alkemeyer/Buschmann in diesem Band).

Teilnahme an Praxis befähigt. Diese Kritik richtete auch Goffman (1983) gegen den Symbolischen Interaktionismus. Bourdieu ging aber von den Handlungen, d.h. der punktualen verbalen Selbstauskunft des Akteurs nicht in die Fläche seiner kontinuierlichen Zeigeaktivität, sondern in die Tiefe seines ›kulturellen Unbewussten‹, in dem der soziologische Beobachter dann seine Deutungshoheit ausbreitete. Die Mikrosoziologie nach Alfred Schütz wandte sich dagegen von den Selbstdeutungen der Leute (deren angebliche Übernahme Bourdieu ihr nachsagte) zur kommunikativen Seite ihres körperlichen Tuns. Diese ist auf ganz unangestrengte Weise immer schon sozial und liegt offen zutage, ohne Notwendigkeit (und ohne Lizenz) zu einer theoretischen Spekulation über einen ›hinter‹ ihr liegenden Habitus. Dabei kam es zu einer sanfteren (aber nachhaltigen) Dezentrierung des Subjekts als in seiner Konfrontation und Brechung: nämlich zu einer Vorstellung *verteilten* Handelns. Ihr besterforschter Fall sind verbale Interaktionen. Die Gesprächsforschung zeigte z.B. die Dialogizität des Monologs, der durch Zuhörersignale getragen wird, oder den Sprecherwechsel, der Redezüge distribuiert. Das ›Turntaking‹ ist ein exemplarischer Mechanismus der *Umverteilung* des Handelns.

Man kann daher zwei Arten ›verteilten‹ Handelns unterscheiden: Eine Interaktion ist ein Handeln, das mit *Anwesenden* geteilt wird und sich nur vermittels des Sprecherwechsels in individuelle ›Züge‹ aufspalten lässt, eine Praktik ist eine *Art* des Handelns, die mit vielen Abwesenden geteilt wird. Darüber hinaus unterscheidet sich die Intensität des Teilens: Interaktionszüge sind unvollständige *Bestandteile* einer gemeinsamen Tätigkeit, unmittelbare *Beiträge* zu einer ›joint action‹. In Gesprächen, Kooperationen, organisierter Arbeitsteilung geht das eine nicht ohne das andere. Die Sozialität von Praktiken ist verglichen damit schwächer. Ihre Teilnehmer machen etwas auf ähnliche Weise. Dabei ist es verbindend, wenn sie sich dadurch als Mitglieder einer sozialen Einheit erkennen können (z.B. einer Dialektgemeinschaft, eines Milieus oder einer soziologischen Schule). Aber oft erkennen sie das eben nicht selbst, sondern nur ein Fremder, der dazu kommt und die Gemeinsamkeit expliziert.

Teilnehmer und Subjekte sind zwei recht verschiedene Nachfolger des Akteurs: Der Teilnehmer von Interaktionen ist der konsequent in Beziehungen gedachte Akteur. Er ist Element einer Sprecher-Hörer- oder Darsteller-Zuschauer-Relation. Er hat immer schon *diese* Koakteure. Das ›Subjekt‹ ist eine vergleichsweise solipsistische Entität, die auf der einen Seite immer noch primär in einem exklusiven Selbstbezug gedacht, auf der anderen als Objekt anonymer gesellschaftlicher Kräfte vorgestellt wird. Die ›Subjektivierung‹ begegnet dem allzu starken Akteur in der Logik der alten Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft. Mit ›Selbstbildung‹ kann man dagegen (wie oben gesagt) bezeichnen, dass jedes Handeln auch den Handelnden formt (so wie es ihn und sich kontinuierlich Anderen darstellt). Wenn Praktiken Formen des Handelns sind, entsprechen ihnen Formen des Selbst. Man schlüpft in

sie hinein und kommt – mehr noch als beim Einnehmen von Rollen – verändert aus ihnen heraus. Bourdieu meinte aber mehr als diesen kontinuierlichen psycho-physischen Umbau des Handelnden in seiner eigenen Praxis. Sein Modell der Subjektivierung ist die habituelle Einschleifung, eine massive Sozialisiertheit mit Haut und Haar, die die Gegenwärtigkeit des Tuns in seiner in ihm verborgenen Geschichte versenkt. Wenn man die Historizität der Praxis, ihre ›Fernsteuerung‹, so überzieht, dann gewinnt man nicht mehr nur praxeologische Beschreibungen der kontinuierlichen Formung des Handelnden im Handeln, man kommt zu einer praxis*theoretischen* ›Subjektivierung‹ von Teilnehmern, die den ›oversocialized man‹ des Strukturfunktionalismus nur durch einen ›overculturalized man‹ ersetzt.

6. Praktiken und soziale Differenzierung

Eine letzte Baustelle der Praxistheorien betrifft das Verhältnis der Praxis zur sozialen Differenzierung in jene Gebilde wie sie unter dem Titel ›Mikro/Makro‹ untersucht worden sind, z.B. Interaktionen, Gruppen, Netzwerke oder Organisationen. In welchem Verhältnis steht das Handeln jeweils zu diesen Einheiten und zu den Praktiken? Klar scheint mir, dass Praktiken nicht die »›kleinste Einheit‹ des Sozialen« (Reckwitz 2003: 290) sind. Das Konzept soll ja zeit- und raumübergreifende Handlungsmuster bezeichnen, an denen viele teilnehmen, und es bietet, wie gesagt, größere Chancen des ›Zoomens‹ als der Begriff der Handlung.

Nehmen wir als Beispiel eine Praxis, die zu denen gehört, mit denen Personen hergestellt werden: das Grüßen – eine je spezifische Kombination von Blicken, Berührungen und Worten, mit denen man sich in Begegnungen Aufmerksamkeit schenkt. Man kann einen Gruß als Teil unterschiedlicher sozialer Einheiten betrachten. 1. Man kann ihn als Teil größerer *Handlungseinheiten* sehen: Die schüchtern gehobene Hand mag dem Handelnden einen ersten Kontaktversuch zu einer begehrten Person bedeutet haben – und diese Intention wäre konstitutiv für die Handlung (Habermas 1995: 290). Tatsächlich hat der Gruß (den die Begehrte übersah) aber die schon wache Eifersucht ihres Begleiters erregt und eine Beziehung in die Krise gestürzt, an deren Bestand eine Familie und ein Unternehmen hingen. Eine einfache Handlung kann eben immer auch komplexe andere vollziehen, die sich auf die beabsichtigte auftürmen (Schatzki 2002: 72f.). 2. Als *Praktik* ist der Gruß als eine Art und Weise des Grüßens zu qualifizieren, die mit Milieus, Generationen, Geschlechtsklassen usw. variiert: ›Man macht es‹ unter britischen Männern der Arbeiterklasse anders als unter französischen Damen der Oberschicht, und man muss wissen, wie es geht – wie lässig, wie verbindlich, wie distanziert, wie körperlich usw. 3. Als Teil einer *Interaktion* ist ein Gruß als Eröffnungszug

die Hälfte einer Paarsequenz (Gruß – Gegengruß), in der er adressatenspezifisch geäußert wird (Schulterklopfen für ihn, Umarmung für sie) und einen Zugzwang setzt: eine Erwiderungserwartung, der kaum zu widerstehen ist. Zugleich kann das kontaktfreudige Handheben durch die Reaktion aber auch als eine Aufdringlichkeit behandelt werden, genauso wie das räkelnde Recken des Arms als ›Gruß‹, obwohl es gar nicht so intendiert war, sich aber retrospektiv bei entsprechend humorvollem Sinn für Missverständnisse so nutzen ließ. 4. Als Teil einer sozialen *Beziehung* ist der Gruß ein wichtiges rituelles Schaltelement in einer Interaktionskette (i.S. von Randall Collins), mit der Anknüpfungen an vergangene Begegnungen hergestellt und Versprechen auf Fortsetzung gemacht werden. Das Wie des Grüßens qualifiziert die Beziehung als ›Beziehungszeichen‹ und die Grußverweigerung markiert den Krisenfall des ›Schneidens‹ von Bekannten. 5. Als Teil eines *Netzwerkes* ist ein Gruß eine kommunikative Schaltstelle, von der aus sich ein Absender einem abwesenden Empfänger in Erinnerung bringt, indem er etwas ›ausrichtet‹ und über einen Mittelsmann weiterleitet. Dem Gegrüßten mag sich bei Überbringung vor allem das soziale Kapital der Mittelsperson erschließen. 6. Als Teil einer *Organisationsroutine* kann der ›zuvorkommende‹ Gruß gegenüber dem Vorgesetzten durch sein Timing ein Tribut an einen Statushöheren sein, also die Hierarchie der Organisation vollziehen – dann wird er nicht ausgerichtet, sondern entrichtet. Er kann gegenüber Statusgleichen eine Auszeit der Informalität markieren (»Mahlzeit!«) und er kann durch seine Form auch die Art der Organisation qualifizieren und reproduzieren (etwa eine Armee oder eine Schule).

Jedes Handeln ist nicht nur Exemplar einer historisch gewachsenen und lokal gepflegten oder importierten Praktik, es ist immer auch *Beitrag* zu verschiedenen sozialen Entitäten, deren Eigendynamik die Handelnden zum Teil sehr unmittelbar spüren können und die ihr Handeln je spezifisch dezentrieren. Diese Einheiten lassen sich nicht auf ›communities of practice‹ reduzieren. Und sie sind von unterschiedlicher Art: Handlungstheoretisch gehört eine Handlung einfach zu höherstufigen Handlungen (Schatzki unterscheidet etwa doings, actions, tasks und projects), die jemand zu einem Zeitpunkt gleichzeitig vollzieht. Differenzierungstheoretisch ist sie ein Beitrag zu diversen sozialen Prozessen auf unterschiedlichen Emergenzniveaus.

Die Mikro/Makro-Unterscheidung und Bourdieus Ansatz reagierten beide auf die Unterscheidung von Handlung und Struktur, die ein Nachfolger des Gegensatzes von Individuum und Gesellschaft in der Vorzeit der Soziologie war (Barnes 2001). Der Habitus *synthetisierte* den Dualismus zu einem massiv ›strukturierten Handeln‹, die Mikro/Makro-Unterscheidung fächerte ihn dagegen in eine Differenzierung von sozialen Bausteinen nach ihrer Größenordnung auf, in die die Handelnden je unterschiedlich eingetragen wurden: als Anhängsel sozialer Situationen, als Träger sozialer Rollen, als Beiträger zu Handlungsketten, als ›Enden‹ sozialer Beziehungen, als Mitglieder von Grup-

pen und Organisationen, als Kreuzungspunkt sozialer Kreise und Knotenpunkt von Netzwerken. Für Bourdieu ist das, was eine Handlung übersteigt, die Historizität, die ihr kausal ›zugrunde liegt‹, für den Denkstil ›verteilten Handelns‹ sind es die Verkettungen, in denen sie sich ereignet und die sie auslöst, was sie also fortsetzt und zu was sie beiträgt.

Die Grundzüge der Praxistheorien wurden in der Soziologie also im Horizont von Handlungs-Struktur-Theorien formuliert, die insbesondere Bourdieu zu überwinden versuchte, aber dabei ihr Kernproblem erbte – das Verhältnis von sozialer Reproduktion (Repetivität) und Wandel. Die Lösung dieses Problems wird mit der Berücksichtigung der Pluralität sozialer Gebilde leichter. In der Überschneidung *aller* sozialen Entitäten (Individuen, Interaktionen, Beziehungen, Gruppen, Netzwerke, Organisationen etc.) gibt es jene *Mismatches*, die man etwa für Kulturkontakt und gesellschaftliche Differenzierung feststellen kann (Reckwitz 2010: 194; Hillebrandt 2009: 76f.), dessen elementarster Fall aber die Begegnung zweier verschieden sozialisierter Teilnehmer in Interaktionen ist. Der Denkstil sozialer Differenzierung von Gebilden nach Größenordnung hat einen spezifischen Vorteil gegenüber der Konfrontation der starken Selbststeuerung des Akteurs in Handlungstheorien mit seiner Fernsteuerung bei Bourdieu, nämlich die Idee der ›losen Kopplung‹ (Goffman 1983) der Gebilde, ein freies Zusammenspiel, in dem die Unbestimmtheit des Sozialen besser erhalten bleibt als in einer Kausalerklärung. Es ist nicht nötig, den Akteur durch seine ›Subjektivierung‹ zu brechen, es reicht, ihn zu zerstreuen.

Ziehen wir ein kurzes Fazit. Die Praxistheorie ist ein in Entwicklung befindliches »Vokabular« (Reckwitz 2003: 284). Dabei fließen Sprechgewohnheiten über Soziales aus unterschiedlichen Theorietraditionen zusammen. Auch wenn sie sich nicht immer trennscharf einzelnen Ansätzen zuordnen lassen, so ist die in diesem Aufsatz vorgenommene Differenzierung vielleicht hilfreich:

Fokussierte Verhaltenseinheiten	**Sinnquellen**	**Menschliche Partizipanden**	**Formierung der Partizipanden**
Tätigkeiten	interaktiver Sinn	Teilnehmer	Handlungsverteilung
Handlungen	subjektiver Sinn	Akteure	Selbststeuerung
Praktiken	kollektiver Sinn	Subjekte	Subjektivierung

Sprechgewohnheiten in Theorien des Handelns

Problematisch an Praktiken als ›Typ der Handlungserklärung‹ ist der im Kollektivismus der ›Wissensordnungen‹ nachhallende Individualismus des Akteurs. Es ist richtig, das Hantieren mit Dingen und das selbstbezogene Handeln zu berücksichtigen, aber es scheint mir unangemessen, es gleichrangig

neben das Interagieren und Kommunizieren mit Anderen zu stellen. Außerdem revidiert es jene genuin soziologischen Dezentrierungen des Subjekts, die es als *Teilnehmer* an Interaktionen und langwelligeren sozialen Prozessen charakterisierten. Deshalb habe ich versucht, das Denken von Praxis wieder stärker an mikrosoziologische Grundbegriffe anzuschließen. Denn was die empirische Praxisforschung vorfindet, sind nicht ›subjektivierte‹ Handelnde, sondern Teilnehmer an sozialen Prozessen von variabler Dauer und Ausdehnung.

Literatur

Barnes, Barry (2001): »The Macro/Micro Problem and the Problem of Structure and Agency«, in: George Ritzer/Barry Smart (Hg.), Handbook of Social Theory, London, S. 339-351.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Goffman, Erving (1963): Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings, New York.

Goffman, Erving (1983): »The Interaction Order«, in: American Sociological Review 48, S. 1-17.

Habermas, Jürgen (1995): »Handlungen, Operatinen, körperliche Bewegungen«, in: ders., Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a.M., S. 273-306.

Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität, Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie, Bielefeld, S. 73-91.

Hirschauer, Stefan (2008): »Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Bd. II., Frankfurt a.M., S. 974-984.

Hirschauer, Stefan (2011): »Sei ein Mann! Implizites Zeigen und praktisches Wissen«, in: Robert Schmidt/Wiebke-Marie Stock/Jörg Volbers (Hg.), Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit, Weilerswist, S. 89-104.

Hirschauer, Stefan (2015): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie, Stuttgart, S. 109-133.

Joas, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a.M.
Jullien, Francois (1999): Über die Wirksamkeit, Berlin.
Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 237-252.
Latour, Bruno (2006): »Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie«, in: Andrea Belliger/David Krieger (Hg.), ANThologie, Bielefeld, S. 483-528.
Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.
Mead, George Herbert (1932/2002): »The objective reality of perspectives«, in: ders., The Philosophy of the Present, New York.
Mead, George Herbert (1991): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a.M.
Parsons (1937/1968): The Structure of Social Action, New York.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
Reckwitz, Andreas (2008): »Multikulturalismustheorien und der Kulturbegriff. Vom Homogenitätsmodell zum Modell kultureller Interferenzen«, in: ders.: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie, Bielefeld, S. 69-93.
Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden, S. 179-205.
Ryle, Gilbert (1949/1969): Der Begriff des Geistes, Stuttgart.
Schatzki, Theodore R. (2002): The site of the social: A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.
Schindler, Larissa (2011a): Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens, Stuttgart.
Schindler, Larissa (2011b): »Teaching by doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen«, in: Michael Meuser/Reiner Keller (Hg.), Körperwissen. Über die Renaissance des Körperlichen, Wiesbaden, S. 335-350.
Sudnow, David (1979): Talk's Body. A Mediation between two key boards, New York.
Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen.

Positionsbestimmungen

Die Soziologie der Praxis als post-strukturalistischer Materialismus

Frank Hillebrandt

Die Soziologie der Praxis verfolgt einen spezifischen, an der Physis orientierten Zugang zur Sozialität. Sie sieht die Praxis mit Karl Marx (1969: 5) als »sinnlich menschliche Tätigkeit«, die sich immer physisch vollzieht, die also immer materiell zu verstehen ist. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Eine Soziologie, die sich nur immateriellen Phänomenen, was immer diese sein mögen, zuwendet, verkommt zu einer Textwissenschaft, die das Reden über die Praxis mit der Praxis selbst verwechselt, wobei sich das Reden als Artikulation selbstredend nur materiell vollziehen kann. Um zu verstehen, was sich praktisch ereignet, benötigt die Soziologie mit anderen Worten einen neuen Materialismus, der die Materialität der Praxis erkennt, ohne dabei in einen Strukturalismus zurückzufallen, der alles, was geschieht, aus zeitlosen Strukturen deduktiv ableitet. Dies zu formulieren ist deutlich schwieriger, als es zunächst scheinen mag, weil in den Sozial- und Kulturwissenschaften der Materialismus schnell mit strukturalistischen – das heißt hier technikdeterministischen – Denkfiguren gleichgesetzt wird. Das Materielle erscheint der Soziologie traditionell als hart und unveränderlich, obwohl es dafür in der Praxis eigentlich keine Entsprechung gibt. Darüber hinaus ist die Soziologie bezüglich der Materialität eher eine Wissenschaft im Hintertreffen – und das nicht nur, weil sie Karl Marx als eine ihrer wichtigsten Gründungsfiguren weitgehend vergessen hat. Die Physis überlässt man in der Soziologie sehr gerne der Naturwissenschaft, die sich als Physik mit den Gesetzmäßigkeiten der Materie auseinandersetzt, wofür es in der Soziologie kaum eine Entsprechung gibt.

So ist etwa die poststrukturalistische Soziologie vor allem eine Wissenschaft von den Diskursen und kulturellen Ausdrucksformen. Werden hier Begriffe aus den Naturwissenschaften verwendet, geschieht dies, wie etwa 1996 im Umfeld der Social-Text-Affair um den Physiker Alan Sokal deutlich wurde, häufig nur zur Vorspiegelung von Gelehrsamkeit und ohne die Begriffe auf die von den Naturwissenschaften sogenannten Tatsachen zu beziehen, so dass wir es in den poststrukturalistischen Texten der Kultur- und Sozialwissenschaften

häufig mit »elegantem Unsinn«, wie Alan Sokal und Jean Bricmont (1999) ihr Entlarvungsbuch von 1997 betitelt haben, zu tun haben. Und dennoch muss man den Poststrukturalismus, der *jenseits des Essentialismus* ansetzt, ernst nehmen, weil hier zeitlose Gewissheiten angezweifelt und dadurch die sozialen Ausdrucksformen als Produkte der Sozialität und nicht als ihre Voraussetzungen begriffen werden. Keine soziologische Theorie kann hinter diese Grundeinsichten des Poststrukturalismus zurückfallen, weil sie dann das von Philippe Descola formulierte Ziel aufgeben würde, »die Anforderungen der wissenschaftlichen Forschung mit der Achtung vor den vielfältigen Zuständen der Welt zu versöhnen« (Descola 2011: 446).

Genau deshalb ist jede Soziologie der Praxis poststrukturalistisch angelegt. Sie geht zwar zum einen davon aus, dass Praktiken nicht voraussetzungslos entstehen, um aber zum anderen zu betonen, dass sie nicht Produkte von zeitlosen Strukturen sein können. Die Soziologie der Praxis steht dabei zwar einem im Poststrukturalismus häufig immateriell verstandenen Diskurs als Strukturierungsprinzip der Praxis skeptisch gegenüber, im Einklang mit der poststrukturalistischen Diskurstheorie betont sie aber, dass Praktiken niemals essenzielle Quellen haben können. Dies führt zu der Konsequenz, dass sich die Genese von Praxisformen und -formationen, die sich aus unterschiedlichen diskursiven und nicht-diskursiven, menschlichen und nicht-menschlichen Komponenten zusammensetzen, im Zentrum der Erforschung von Praktiken befindet. Dahinter stehen die prinzipiellen Annahmen, dass derartige, von der Praxisforschung zu identifizierende *Praxisformationen niemals zeitlos gegeben sind* und dass diese *Praxisformationen immer wieder aufs Neue von ereignishaften Praktiken materiell erzeugt werden müssen*. Praxisformationen lassen sich folglich nur *in actu* als Materialisierungen von Praktiken verstehen, die *per definitionem* Ereignisse sind.[1]

Mit dieser Forschungsperspektive auf die Formation der Praxis rücken Soziologien der Praxis die Frage in den Mittelpunkt, wie der physische Praxisvollzug poststrukturalistisch erfasst werden kann, um auf diese Weise die zentrale, inzwischen nicht mehr hintergehbare Einsicht von Praxistheorien zu verdeutlichen, dass der Vollzug der Praxis eine eigene Qualität hat, die sich

---

1 | Praktiken sind die materiellen Ereignisse der Praxis, Praxisformen fasse ich als Verkettung von Einzelpraktiken zu Formen der Praxis. So setzt sich etwa der Tausch als Praxisform mindestens aus den Praktiken Geben, Nehmen und Erwidern zusammen (Hillebrandt 2009: 93ff.). Praxisformationen fasse ich als »Intensitätszonen« (Deleuze/Guattari 1992: 37) der Praxis, in denen sich nachhaltig spezifische, oftmals hoch spezialisierte Praxisformen in einer auf Dauer gestellten Konstellation ereignen (Hillebrandt 2012a: 45ff.), die sich immer wieder aufs Neue einstellt, wie etwa das Rockkonzert in der Praxisformation des Rock und Pop. Weitere Beispiele sind Medizin, Religion, Finanzmarkt etc.

mit den Mitteln bisheriger Sozialtheorien nicht angemessen erfassen lässt. Denn im Gegensatz zum Strukturalismus und zur Handlungstheorie will die soziologische Praxisforschung nicht vorab festlegen, aus welchen Struktureigenschaften oder Handlungsintentionen die Sozialität emergiert. Sie geht davon aus, dass auch die in den Praxisvollzügen vorhandenen Voraussetzungen für den Fortlauf der Praxis ihrerseits Effekte bereits vergangener Praxis sind. Sie können deshalb nicht als zeitlos gegeben hingenommen, sondern müssen vielmehr poststrukturalistisch in ihrer historischen Bedingtheit und Genese untersucht werden. Soziologische Ansätze zu einer Theorie der Praxis schlagen nun genau deshalb ein modifiziertes Verständnis der menschlichen Körper und der materialen Dinge der Praxis vor, um auf diese Weise den physischen Vollzug der Praxis angemessen in den Blick zu nehmen und die Soziologie der Praxis als *poststrukturalistischen Materialismus* zu formulieren. In meinem Text möchte ich in kritischer Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieu (Körper) und Bruno Latour (Dinge) diese beiden zentralen Aspekte – physische Körper und materielle Dinge – in ihren Konsequenzen für die soziologische Theoriebildung diskutieren, um zum Schluss Perspektiven der soziologischen Praxisforschung aus einem modifizierten Körper- sowie einem modifizierten Dingbegriff zu entwerfen.[2]

1. Die Körper der Praxis

Für das die Praxistheorien prägende Argument, dass der Vollzug der Praxis eine besondere Qualität hat, die es gilt, mit den Mitteln der soziologischen Forschung zu erfassen, ist der Begriff des Körpers von zentraler Bedeutung. Wie wir alle aus dem Alltag wissen, sind wir in vielen Situationen mit unserem Körper in das praktische Geschehen eingebunden. So werden wir körperlich berührt, wenn wir in der Fankurve eines Fußballstadions unsere Mannschaft anfeuern, wir beteiligen uns an Praktiken wie Singen, Klatschen, Jubeln (bei einem Tor der eigenen Mannschaft), Trauern (bei einem Gegentor), Schimpfen etc., die uns außerhalb des Stadions kaum in den Sinn gekommen wären. Unsere Körper werden spürbar zum Teil der sich vollziehenden Praxis.

2 | Ähnlich wie Hilmar Schäfer (2013: 252f.) ordne ich Bruno Latour der Theoriefamilie der soziologischen Praxistheorien zu, obwohl sich Latour sehr deutlich etwa von Pierre Bourdieu abgrenzt. Sieht man jedoch die poststrukturalistische Ausrichtung, die materialistische Fundierung sowie die starke Fokussierung seiner Soziologie der Versammlung auf die durch Assoziationen ermöglichten Praktiken, lässt sich diese Einordnung plausibel vertreten. Auch der immer wieder zu beobachtende positive Bezug von Latour auf Marcel Mauss, einem der Vordenker der Soziologie der Praxis, bestärkt diese Einordnung (vgl. hierzu Hillebrandt 2012b).

Und diese körperliche Präsenz, die wir auch in anderen Situationen mehr oder weniger intensiv spüren, ist ein wichtiger Bestandteil der Praktiken, die sich situativ und gegenwärtig vollziehen. Ohne diese körperliche Präsenz ist der Vollzug der Praxis nicht möglich. Dies gilt dabei nicht nur für besondere, stark am Körper ausgerichtete Praxisformen wie physische Gewaltanwendung des Staates, Sexualität, medizinische Operationen oder Sport. Es gilt für jede beobachtbare Praxis, weil selbst das Lesen von Büchern, die Internetnutzung, das Schreiben und Lesen von SMS-Kurznachrichten, die Video-Konferenz und andere oft als Beispiele für körperlose Sozialität genannte Praxisformen nicht ohne den menschlichen Körper und seine Sinnesorgane auskommen. Menschliche Körper sind folglich Teil der Materialität aller Praxis.

Deshalb gilt es in den Worten von Pierre Bourdieu (2001: 175), »eine materialistische Theorie zu konstruieren, die, wie Marx in den *Thesen über Feuerbach* fordert, vom Idealismus ›die tätige Seite‹ der praktischen Erkenntnis übernimmt, die die materialistische Tradition ihm überlassen hatte«. Menschliche Körper in Bewegung sind diese tätige Seite der Praxis und eine zentrale Bedingung dafür, dass sich Praktiken überhaupt ereignen. Zudem ist die körperliche Partizipation an Praktiken ein wichtiger Grund dafür, dass sich im materiellen Vollzug der Praxis etwas ereignet, das ganz im Sinne des Regelregressarguments von Ludwig Wittgenstein (1984: PU § 202; §§ 82-88) gerade durch den physischen Vollzug eine besondere Qualität aufweist, weil der Regel physisch zu folgen eben eine Praxis ist, die nicht mit der Regel, wie sie geschrieben steht, gleichgesetzt werden kann. Die physische, also körperliche Partizipation an Praktiken erzeugt nämlich gerade die besondere Dynamik der Praxis, welche die Soziologie der Praxis gegen den methodischen Strukturalismus sowie gegen den methodischen Individualismus sichtbar machen möchte.

Wichtig ist nun, dass die soziologische Praxistheorie auch die menschlichen Körper nicht als außersoziale, quasi natürliche Bedingungen der Praxis auffasst. Sie sind vielmehr zugleich Produkte und Quellen der Praxis. Und wer würde ernsthaft behaupten wollen, dass menschliche Körper nicht von der Sozialität geprägt wären? Um dies zu sehen, genügt ein Blick auf die feinen Unterschiede in der körperlichen Präsenz von Akteuren aus privilegierten und weniger privilegierten Bevölkerungsschichten (Bourdieu 1982). Auch die via Sozialität erzwungene, disziplinierende Anordnung der Körper im Raum, die bekanntlich ein zentrales Thema Michel Foucaults (vgl. etwa 1977) ist, können wir uns täglich veranschaulichen, wenn wir beispielsweise unseren Arbeitsplatz aufsuchen und besetzen. Und wer würde andererseits ernsthaft abstreiten, dass wir alle durch unsere körperliche Präsenz Einfluss auf den Verlauf sozialer Praktiken nehmen, wenn wir etwa plötzlich einen Raum betreten, in dem sich eine überschaubare Gruppe von Menschen über ein bestimmtes Thema unterhält? Theoretisch gehaltvoll zu zeigen, dass sich diese beiden Gesichtspunkte einer am Begriff des Körpers ausgerichteten Soziologie

der Praxis nicht gegenseitig ausschließen, sondern vielmehr zwei Seiten einer Medaille sind, ist das große Verdienst der soziologischen Praxistheorien.

Bemerkenswert ist allerdings, dass es auch Pierre Bourdieu, der ein wichtiger Kristallisationspunkt der neuen Körpersoziologie (vgl. hierzu Gugutzer 2004) ist, nicht gelingt, einen soziologisch präzisen Begriff des Körpers zu entwickeln. Zwar will Bourdieu seine Theorie der Praxis als Ansatz jenseits des Dualismus von »Subjektivismus« (Körper als Quelle der Sozialität) und »Objektivismus« (Körper als Produkt der Sozialität) verstanden wissen, so dass er zumindest insofern den Ansprüchen einer vielschichtigen Körpersoziologie gerecht wird. Allerdings bleiben seine diesbezüglichen Ausführungen zur Bedeutung der »sozialisierten Körper« (Bourdieu) für die materiale Reproduktion und Hervorbringung der Sozialität eigentümlich unbefriedigend, weil Bourdieu mit seinem Begriff des Habitus als Ausdruck der sozialen Ungleichheit ähnlich wie Foucault in seinem mittleren Werk vor allem die von der Sozialität determinierten Aspekte des menschlichen Körpers in den Mittelpunkt stellt. Diese Engführung ist, wie unter anderen Michael Hubrich (2013) in seiner Theoriestudie zeigt, keine zwingende Konsequenz der Theorieanlage Bourdieus. Denn eine konsequente Begriffsbildung – der von Bourdieu wesentlich geprägte Begriff des Habitus ist hier zentral – jenseits der Fixierung Bourdieus auf die soziale Ungleichheit kann den Köper zugleich als Produkt und Quelle der Sozialität fassen. Dann wird deutlich, dass menschliche Körper *zugleich* materiale Bedingungen und Materialisierungen der Praxis sind. Der menschliche Körper ist an jeder Praktik beteiligt, indem er sie materiell erzeugt. Gleichzeitig wird der menschliche Körper durch jede Praktik immer wieder neu geformt, weil sich Praktiken in den Köper materiell einschreiben. Wichtig ist dabei zu sehen: Der erste Aspekt ist nicht ohne den zweiten Aspekt möglich und umgekehrt.

Damit ist nicht weniger gesagt, als dass es keine ursprüngliche, quasi natürliche Leiberfahrung gibt. Die prominente, von Helmuth Plessner (1982) eingeführte Unterscheidung zwischen dem Körper, den ich habe und beherrsche, und dem Leib, der mich beherrscht, wird in der soziologischen Praxistheorie überwunden, indem gefragt wird, wie eine zuständliche Leiberfahrung, die uns überwältigt, gedeutet werden kann. Sie kann nicht als natürliche Ausstattung des Menschen verstanden werden, obwohl dies zunächst nahe zu liegen scheint. Denn zuständliche Leiberfahrungen wären nach Plessner Zustände wie das Lachen und das Weinen, in denen wir keine Kontrolle über unseren Körper haben, während wir es eigentlich gewohnt sind, unseren Körper zu haben, ihn also zu kontrollieren, wobei auch diese traditionelle Einschätzung der cartesianischen Denktradition mit der soziologischen Praxistheorie bezweifelt werden muss. Lachen und Weinen sind nun jedenfalls Zustände des menschlichen Körpers, die nur möglich werden, wenn sich bestimmte Dispositionen in den Körper eingeschrieben haben, die sich im Zustand des Lachens und des

Weinens abrupt entäußern, so dass wir sie als überwältigende Leiberfahrung erleben, quasi als Eruption unserer inkorporierten Sozialität.

Den Leibbegriff, der nicht nur in der Anthropologie Plessners, sondern etwa zeitgleich auch in der Phänomenologie Maurice Merleau-Pontys (1966: 239ff.) sehr plausibel neben den Körperbegriff gestellt wird, in der Soziologie nicht aufzugeben und mit dem Körperbegriff zu verbinden, ist im Sinne einer poststrukturalistischen Praxistheorie also dann möglich, wenn existenzielle Leiberfahrungen wie das Weinen oder das Lachen nicht als ursprünglich und natürlich, sondern als soziokulturell vermittelt dargestellt werden. Wenn der Leib, den ich im Gegensatz zum Körper nicht objektivieren, sondern nur in ganz besonderer, nämlich existenzieller Weise als mein Sein in der Welt wahrnehmen und erfahren kann, jemanden gefangen hat, fängt ihn im Anschluss an Bourdieu die inkorporierte Sozialität. Mit der wahrnehmenden Erfahrung des Leibes erfahre ich mich als Mensch, der in der Welt steht. Der Leib ist, wie Maurice Merleau-Ponty (1966: 273) sehr schön sagt, »die geronnene Gestalt der Existenz selbst«.

Mit dem Leib erfahre ich die Welt sinnlich und werde durch diese Wahrnehmung zuständlicher Teil von ihr. Deshalb gilt für Merleau-Ponty, dass die Wahrnehmung als Ausgangspunkt aller Erkenntnis anzusehen ist. Nur der Leib, und eben nicht das Bewusstsein, ermöglicht uns die sinnliche Wahrnehmung, weil der oder die Wahrnehmende, »in den Gegenständen bestimmte perspektivische Aspekte feststellen kann, *die allein leibhaftig gegeben sind*« (Merleau-Ponty 2003: 33; Hervorh. F.H.). Die in dieser Weise gefasste zuständliche Leiberfahrung des Wahrnehmens ist häufig – wenn wir uns etwa ekeln oder schämen – überraschend und wenig durchsichtig für diejenige, die sie macht, so dass sie wie ein Naturereignis erscheint. Aber selbst der Ekel, der uns vollständig ergreift, die Körpereigenschaften beherrscht und uns deshalb gemeinhin als ursprüngliche, naturgegebene Leiberfahrung erscheint, ist nichts Natürliches, wie Mary Douglas (1988) und vor ihr bereits Marcel Mauss (1978) zeigen, sondern ein Produkt der Dispositionen, die wir im Verlauf des Lebens inkorporiert haben. Ekel ist zutiefst sozial geprägt. Dies zeigt sich darin, dass wir Praktiken ekelig finden, die in anderen Regionen der Welt alles andere als ekelig erscheinen. So gilt etwa in Indien, wie mir Hanns Wienold am Rande einer Diskussion seiner Soziologie der dortigen Rinderhaltung (Wienold 2007: 23ff.) berichtete, der After der Kuh, den wir in Mitteleuropa ekelig finden, als rein, während das Maul der Kuh, das wir eher als niedlich und angenehm empfinden, in Indien als Inbegriff des Unreinen und Ekeligen gilt. Dieses Beispiel veranschaulicht, dass die Leiberfahrung, durch die wir in der sozialen Welt verankert und positioniert sind, im soziologischen Sinne immer soziokulturell vermittelt ist und nicht ursprünglich sein kann. Und selbst wenn wir meinen, unseren Körper vollständig zu beherrschen, weil uns dieses disziplinierende Diktum spätestens seit der Schulzeit in unsere Körper eingeschrieben worden

ist, stellen wir oft überrascht fest, dass der Körper nicht mehr mitmacht, dass er sich eben nicht kontrollieren lässt, weil wir die inkorporierten Dispositionen nicht mehr bewusst erinnern. Sie zeigen sich somatisch und werden so wiederum zu Leiberfahrungen. Die menschliche Physis ist folglich nur als komplexe »Einheit von spürbarem Leibsein und gegenständlichem Körperhaben« (Gugutzer 2004: 152) zu verstehen. Und in dieser Weise ist sie in jeder Praktik vorhanden. Gleichsam entsteht dieser Komplex nur durch die Praxis, so dass die Physis des Menschen, also seine Leiblichkeit, nur genetisch verstanden werden kann.

Diese komplizierte Verflechtung unterschiedlicher Aspekte menschlicher Physis, die gegen die cartesianische Tradition der einfachen Trennung von Körper und Geist spricht, wird in Bourdieus Soziologie der Praxis mit dem Begriff des Habitus bezeichnet. Das zentrale Konzept bringt viele Aspekte der praxistheoretischen Neufassung der Begriffe »Körper« und »Leib« auf den Punkt. Er bezeichnet zunächst die durch Erfahrungen erzeugten und in die Körper eingeschriebenen Denk-, Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen sozialer Akteure, durch die sie in Praxis verwickelt werden und durch die sie sich selbst leiblich, also quasi leibhaftig, in der sozialen Welt positionieren. Der Begriff »Habitus« erfasst die inkorporierte Sozialität. Die aktive Komponente der Praxis, also das Entstehen von Praktiken durch die Poesis sozialer Akteure, ist demnach nicht auf ahistorische Intentionen und Eigenschaften des Menschen zurückzuführen, sondern auf die komplexen Strukturen des Habitus als inkorporierte Sozialität (Bourdieu 2001: 175).

Der Begriff und das Konzept des Habitus haben nun vor allem deshalb eine so zentrale Stellung in der praxistheoretischen Soziologie Bourdieus, weil der Habitus als Bindeglied zwischen den objektivierten Formen der Sozialität und dem aktuellen Vollzug der Praxis verstanden wird. »Als ständig von regelhaften Improvisationen überlagerte Erzeugungsgrundlage bewirkt der Habitus als praktischer Sinn das Aufleben des in den Institutionen objektivierten Sinns [...]. Besser noch, erst durch den Habitus finden die Institutionen ihre volle Erfüllung« (Bourdieu 1987: 107). Menschen beteiligen sich vor dem Hintergrund ihrer inkorporierten Erfahrungen schöpferisch an der Praxis, indem sie Praktiken inszenieren, die sich zu Praxisformen verketten und dadurch den in den Praxisformationen verdichteten Sinn praktisch relevant werden lassen. Das ist gemeint, wenn Bourdieu den Habitus zugleich als strukturierte und strukturierende Struktur bezeichnet (Bourdieu 1982: 280).

Menschliche »Akteure« werden in dieser Art von Theoriekonstruktion als sozialisierte, mit Habitus ausgestattete, in vielfältiger Form zueinander positionierte Agenten der Praxis verstanden, die als »sozialisierte Körper« (Bourdieu 2005: 18; 1997: 64; 1987: 135) gefasst und als ein Bedingungsgeflecht der Praxis vorgestellt werden, das durch die Praxis selbst hervorgebracht wird. Damit löst sich die Praxistheorie von einem handlungstheoretischen Akteur-Konzept:

Körperlich präsente Menschen, die etwas tun, werden, wie Stefan Hirschauer (2004: 88) hervorhebt, als »Partizipanden« der Praxis gefasst. Sie sind durch ihre körperliche Präsenz wichtige Elemente des Vollzugs der Praxis. Und diese Präsenz ist nicht an vorab festgelegte Eigenschaften von sogenannten Akteuren gebunden, die als Intentionen in der menschlichen Kognition verortet werden. Die Präsenz der Partizipanden ist durch eine körperliche Verstrickung in eine ablaufende Praxis gegeben. Die sozialisierten Körper sind »unvermeidlich *eingeschlossen* in den Vollzug sozialer Phänomene« (Hirschauer 2004: 89), der von der Praxistheorie als Praxis bezeichnet wird.

Mit dieser Begriffsfassung des physischen Körpers überwindet die Soziologie der Praxis den Intentionalismus des Akteur-Konzepts der Soziologie. Die »Intentionen« der sogenannten Akteure sind durch die Praxis erzeugte Dispositionen, die sich in die Körper eingeschrieben haben und die auf diese Weise sozialisierte Körper zur Beteiligung an Praxis befähigen. Die im methodologischen Individualismus vertretene These von der Autonomie des freien und einzigartigen Akteurs übersieht die der Praxis emergenten Strukturierungen in Form von Verdinglichungen und kann daher nicht hinreichend berücksichtigen, wie die Dispositionen sozialer Akteure, die sie in Praxis verwickeln, durch die Praxis selbst hervorgebracht und geformt werden. Wird der Habitus als inkorporierte Sozialität gefasst, können Intentionen des »Handelns« nicht ahistorisch festgelegt werden, sondern müssen stattdessen als Dispositionen verstanden werden, die sich im Vollzug der Praxis den Körpern der sozialen Akteure einschreiben. Somit ist auch die Physis des Menschen, also sein biologischer Körper, nur poststrukturalistisch zu erfassen. Die »Eigenschaften« von menschlichen »Akteuren«, wie sie in der Handlungstheorie immer wieder ahistorisch bestimmt werden, sind in einer Soziologie der Praxis immer nur genetisch verstehbar, sie schreiben sich in die physischen Körper der »Akteure« ein, ohne dass diese Materialisierungen der Praxis zu einem endgültigen Abschluss kommen können.

Dies ist ein zentrales Konzept der Praxistheorie, weil es nicht nur eine akteurzentrierte, sondern auch eine holistische Soziologie der Kultur zur Identifikation von Praktiken vermeidet. Werden die sozialisierten Körper als Partizipanden der sich vollziehenden Praxis verstanden, können sie nicht in einem Zusammenhang funktionaler Notwendigkeiten verortet werden. Denn die Aktivitäten, die von den sozialisierten Körpern ausgehen, lassen sich nicht allein aus theoretischen Grundannahmen deduktiv ableiten. Die in der Praxis vorhandene körperliche Inhärenz zu identifizieren und soziologisch zu erforschen, stellt somit eine wichtige Herausforderung für die praxistheoretische Fassung des Verhältnisses von Körper und Praxis dar. Sie muss einen Begriff des Körpers finden, der die aktiven Momente der Partizipation sozialisierter Körper erfassen kann, ohne diese von den »Partizipanden des Tuns« (Hirschauer 2004) ausgehenden Aktivitäten aus theoretischen Vorannahmen über die

kognitive und psychische Beschaffenheit von »Akteuren« abzuleiten. »Akteure« werden der Praxis nicht ursächlich vorausgestellt, sie sind als sozialisierte Körper Komponenten der durch die Praxis selbst hervorgebrachten Bedingungsstrukturen der Entstehung und Verkettung von Praktiken.

Das Habituskonzept, das die in die menschlichen Körper eingeschriebenen Dispositionen und somit die körperlichen Bedingungsstrukturen der Praxis bezeichnet, nimmt »die Individuen als Subjekte der Geschichte ernst« (Krais/Gebauer 2002: 81), weil sie mit ihm nicht nur in ihrer »ursprünglichen Gesellschaftlichkeit« (ebd.) erfasst, sondern zugleich auch als aktive Komponenten der Praxis verstanden werden können. Zudem nimmt in den menschlichen Körpern die Gesellschaft Gestalt an, weil sie genau hier leiblich angeeignet wird. »Gesellschaft wiederum konstituiert sich«, wie Beate Krais und Gunter Gebauer (ebd.) prägnant herausarbeiten, »über die Praxis der Subjekte, indem diese dem Möglichkeitsraum, den sie vorfinden, durch ihr Handeln [...] eine konkrete Struktur und Gestalt geben.« Das heißt: Werden die Akteure der Praxis mit dem Habituskonzept als sozialisierte Körper bestimmt, bedeutet dies entgegen des Bourdieu in Deutschland regelmäßig angetragenen Verdachts auf Strukturalismus nicht, dass sie lediglich Epiphänomene der gesellschaftlichen Praxis sind. Sozialisierte Körper sind schöpferisch an der Strukturierung und Gestaltung der Praxis beteiligt, ohne dass sie dies voraussetzungslos tun könnten.

Ein so verstandener Begriff des sozialisierten Körpers umfasst neben der aktiven Komponente der menschlichen Physis auch die Leiblichkeit als genetischen Effekt der Sozialisation und somit als immer im Werden befindliches Produkt der Sozialität. Mit diesem Begriff des Körpers wendet sich die Praxistheorie gegen die häufig aus systemtheoretischer Perspektive formulierte Vorstellung, die Gegenwartsgesellschaft sei keine Präsenz-Gesellschaft mehr, weil die Kopräsenz angesichts der vielen Mittel zur medial umgesetzten Kommunikation nicht mehr das beherrschende Prinzip der Sozialität sei. Mit der soziologischen Praxistheorie als poststrukturalistischem Materialismus wird dagegen sichtbar, dass sich die körperliche Präsenz in der Gegenwart zwar ändert, dass sie aber alles andere als obsolet ist. Wie wichtig die Kopräsenz ist, wird uns erst deutlich, wenn wir längere Zeit darauf verzichten müssen. Und es ist offensichtlich, dass sich selbst die abstraktesten Geschäftsbeziehungen nur dann reproduzieren, wenn die Kopräsenz regelmäßig erzeugt wird. Die großen Megastädte der Welt (London, Tokio und New York) zeichnen sich nun gerade darin aus, dass sie eine Infrastruktur vorzuweisen haben, die physische Begegnungen von Menschen aus aller Welt ermöglicht. Die leibliche Erfahrung des Anderen ist offensichtlich eine Qualität der Sozialität, die sich nur schwer kompensieren lässt. Und die Körperlichkeit ist selbst dann eine wichtige Komponente der Praxis, wenn die Kopräsenz nicht gegeben ist. Wenn über Medien kommuniziert wird, ist die Physis der menschlichen

Leiber durchaus notwendig, weil ja die Mitteilungen in irgendeiner Weise artikuliert werden müssen. Telefon, Internet und andere Medien der indirekten Kommunikation setzen ganz spezifische Körper der Teilnehmenden voraus. Diese Körperlichkeit besteht dann eben auch aus Fertigkeiten wie etwa ein sicherer Umgang mit der Tastatur oder das fehlerfreie Bedienen von komplexen Mobiltelefonen, die einverleibt werden müssen. Und wir alle kennen die zuständliche Leiberfahrung, die sich einstellt, sobald wir unser Mobiltelefon irgendwo vergessen haben. Diese Geräte sind Teil unserer Leiberfahrung geworden, weil sich mit ihnen Dispositionen in unsere Körper eingeschrieben haben, die leiblichen Charakter aufweisen.

In der Soziologie der Praxis kann der menschliche Körper, wie meine Ausführungen zeigen sollten, nicht nur als Thema der Kommunikation oder des Diskurses gefasst werden. Zwar ist es richtig, dass der menschliche Körper, wie bereits Michel Foucault sehr eindringlich in seinen materialen Studien zur Medizin (Foucault 1993: 102ff.) und zum Gefängnis (Foucault 1977: 173ff.) zeigt, noch nie so intensiv erforscht worden ist wie in der Gegenwart. Das wissenschaftlich erzeugte Wissen über ihn ist schier unermesslich. Der Mensch und sein Körper werden in der Gegenwartsgesellschaft zu wichtigen Gegenständen der Sorge und damit zu wichtigen Kristallisationspunkten des gesellschaftlichen Diskurses (Hillebrandt 1999: 99ff.). Und dies heißt selbstredend auch, dass sich diese Diskurse in die Körper einschreiben können, dass sie sich im Körper der Menschen materialisieren, wie Judith Butler (2006: 199ff.) sehr überzeugend bezüglich der Einschreibung der diskursiv erzeugten Geschlechterdifferenz in die Körper nachzeichnet. Plausibel ist in diesem Zusammenhang auch die aus der Feststellung einer intensiven diskursiven Konstruktion des menschlichen Körpers abgeleitete Zeitdiagnose Foucaults (1977: 251ff.), dass der menschliche Körper noch nie dermaßen diszipliniert worden ist wie in der Gegenwart. Er wird im Raum angeordnet und als Ressource zur Verrichtung von Arbeit effektiv genutzt. Dies bedeutet aber nicht, dass er auf seine Mechanik oder auf seine diskursive Konstruktion verengt werden kann. Der physische Körper des Menschen ist in einer Soziologie der Praxis immer Speicher der Sozialität, was ihn zum Leib werden lässt, mit dem sich Menschen materiell in der Welt positionieren, und er ist zudem immer materieller Ausdruck der Performanz, durch die Praxis überhaupt erst möglich wird.

Judith Butler (1997: 187f.; 2006: 249) sieht genau hier, in der Performanz, die Möglichkeit zum subversiven Widerstand etwa gegen ein stereotypes Beharren auf Geschlechterdifferenzen mit Herrschaftseffekten. Wichtig ist hier, gegen ein Missverständnis des Begriffs der Performanz oder der Artikulation zu bemerken, dass *jede körperliche Präsenz im Vollzug der Praxis etwas ausdrückt und deshalb als Performanz oder Artikulation verstanden werden muss*, auch wenn ein besonderer Ausdruck eigentlich nicht beabsichtigt ist.

Performanz und *Habitus*, also der körperliche Ausdruck in der Praxis und die Inkorporierung durch die Praxis, schließen sich in einer Soziologie der Praxis nicht gegenseitig aus, sondern sind vielmehr eng miteinander verwoben, weil sie einander bedingen. Ohne die leibliche Positionierung in der Welt, die durch die Inkorporierung von Dispositionen im Verlauf der Praxis geschieht, ist die körperliche Präsenz in der Welt nicht vorstellbar, die zum performativen Vollzug der Praxis unbedingt benötigt wird. Der Körper als Ausdrucksmittel ist nicht nur für den Bühnenauftritt oder das Vorstellungsgespräch relevant, sondern in jeder Situation, an der sozialisierte Körper beteiligt sind. Auch wenn er nicht bewusst als Mittel zum Ausdruck von etwas eingesetzt wird, drückt er im Praxisvollzug immer auch etwas aus, an das mit neuen Praktiken angeschlossen werden kann. So kann eine bestimmte Körperhaltung Praktiken affizieren, die ohne diese Körperhaltung nicht möglich gewesen wären. Dies zeigt auch: Der Einfluss des Einzelnen auf den Verlauf der Praxis, also auf die praktische Vollzugswirklichkeit, ist entscheidend davon abhängig, welche zuständlichen Leiberfahrungen der Einzelne in bestimmten Situationen macht. Fühlen wir uns körperlich unwohl, weil uns die Situation nicht vertraut ist, werden wir in anderer Weise Teil von ihr als wenn wir uns in ihr wohl fühlen wie ein Fisch im Wasser, was wir ja vor allem leiblich spüren.

Zusammenfassend lässt sich also zum Begriff des Körpers sagen, dass er in einer Soziologie der Praxis eine zentrale Rolle einnimmt. Der Körper ist in einer Soziologie der Praxis mehr als von der Sozialität zu formende Materie, weil der Begriff Habitus immer mindestens zwei aktive Komponenten der sozialisierten Körper einschließt. Zum ersten muss der Habitus als inkorporierte Sozialität verstanden werden. Die Inkorporierung von verschiedenen Dispositionen gelingt dabei nur durch eine aktive Stellung des Menschen zur Praxis. Der oder die Einzelne muss die Praktiken, mit denen er oder sie konfrontiert ist, aktiv inkorporieren und in die eigene Erfahrungswelt aktiv einfügen, um auf diese Weise einen Habitus auszubilden. Sozialisation ist in diesem Sinne immer körperlich zu verstehen. Sie gelingt jedoch nicht durch ein passives Erdulden der Praxis, sondern nur durch ein aktives Verarbeiten von Sinneseindrücken. Zum zweiten ist der Habitus selbst aktiv, er verschafft sich Ausdruck in der Praxis, so dass Praktiken überhaupt erst möglich werden. Erst ein sozialisierter Körper ist fähig, an Praxis zu partizipieren. Dies zeigt, dass sich Habitus und Performanz nicht ausschließen, sondern gegenseitig bedingen. Der Körper ist in einer Soziologie der Praxis also nicht nur Gegenstand des Diskurses und Ergebnis sozialer Konstruktion. Er ist nicht nur Produkt der Sozialität, sondern bringt diese auch hervor. Er ist als zuständliche Leiblichkeit Ausdrucksform der Praxis und ermöglicht zudem die Aktivitäten, die Praktiken als Ereignisse entstehen lassen. Er ist zwar Disziplinierungen ausgesetzt – gerade in der Gegenwartsgesellschaft –, lässt sich aber nicht auf sein mechanisches Funktionieren reduzieren, weil mit ihm immer Performanz bzw.

Artikulation verbunden ist, die sich eben nicht mechanisch fassen lässt. Die Ausdrucksformen des Körpers sind kontingent, obwohl oder gerade weil sie als Praktiken aus einer zuständlichen Leiberfahrung entstehen. Und schließlich ist der menschliche Körper in Konsequenz aus dem hier Gesagten eine wichtige Quelle der Performanz und Artikulation, ohne die Praktiken nicht möglich sind. Zwar ist der Körper wegen seiner immer gegebenen zuständlichen Leiblichkeit kein Mittel, dass sich bewusst zum Ausdruck von etwas einsetzen lässt, dennoch ist der Körper Ausdrucksform der Praxis, weil er die materiellen Ausdrücke der Praxis erzeugt. Der cartesianische Dualismus zwischen Körper und Geist wird im poststrukturalistischen Materialismus einer Soziologie der Praxis überwunden, indem alles Menschliche physisch als Körper gefasst wird, ohne dabei die Aktivitäten zu negieren, die nun tatsächlich von dieser menschlichen Physis ausgehen und nicht weniger als die Ausgangspunkte der Entstehung von Praktiken sind. Diese Aktivität ist aber nicht ohne weitere Formungen der Physis zu verstehen, die sich in den Dingen und Artefakten der Praxis ereignen. Menschliche Physis ist in einer Soziologie der Praxis nie der einzige und exklusive Ausgangspunkt der Entstehung von Praktiken. Dazu bedarf es immer auch der Dinge und Artefakte, denen ich mich nun im nächsten Abschnitt zuwenden möchte.

2. Die Dinge und Artefakte der Praxis

Die Soziologie der Praxis ist nicht nur bezogen auf die menschlichen Körper der Praxis als poststrukturalistischer Materialismus zu verstehen. Denn die Praxisforschung geht grundlegend davon aus, dass alle Praxis sich materiell ereignet. Und diese Grundannahme zwingt dazu, auch den Dingen und Artefakten gegenüber eine völlig neue, sich von der klassischen Soziologie wesentlich unterscheidende Position einzunehmen.[3] Exemplarisch lässt sich diese Position mit der Akteur-Netzwerk-Theorie verdeutlichen, die sehr erfolgreich von Bruno Latour vertreten wird. Latour (2000: 11) hebt hervor, »dass wir vieler Dinge *relativ* gewiss sind, mit denen wir täglich in der Praxis [...] umgehen.« Und genau dies zwingt die Soziologie dazu, die Dinge, die selbstverständliche Bestandteile jeder Praxis sind, in neuer Weise zu fassen. Anstatt, wie die Theo-

3 | Der Begriff »Ding« bezieht sich auf die vorhandene, ungeformte Materie wie etwa Bäume in der Wildnis, Felsen und unberührte Landschaften (die es kaum noch gibt auf der Welt), sowie auf unbestimmte Materie, wenn etwa von dinglichen Komponenten der Praxis gesprochen wird. Dagegen bezieht sich der Begriff »Artefakt« auf spezifisch durch Praxis geformte Materie, also etwa auf technische Installationen, Gebrauchsgegenstände wie Töpfe, Tische und Stühle, voll elektronische und selbsttätige Fertigungsmaschinen, Gebäude, Parks, landwirtschaftliche Anbaufelder etc.

rien sozialer Differenzierung, ausgewählte sachliche Bereiche als abgeschlossene Systeme zu definieren und dadurch voneinander zu trennen, geht es der soziologischen Praxisforschung darum, die vielfältigen Aspekte der Praxis als materielle Entitäten zu identifizieren, zu versammeln und in Beziehung zueinander zu setzen. Die klassische soziologische Theorie zeichnet sich im Gegensatz dazu durch die Trennung von Sphären der Welt aus, wie etwa Natur und Kultur oder Sozialität und Materialität. Ganz im Unterschied dazu wird die Praxis in der soziologischen Praxistheorie nicht durch Differenzierung, sondern durch Versammlung sonst getrennt gesetzter Bereiche definiert. Die Entstehung hybrider Versammlungen wird in den Mittelpunkt der Theorie gestellt. Insofern handelt es sich bei der Soziologie der Praxis – insbesondere in der Ausformung, die ihr Bruno Latour gibt – um ein hybrides Denken in einer hybriden Welt (Blok/Jensen 2011; Hillebrandt 2015).

Die Sozialität ist jedenfalls keine besondere Substanz, die sich durch die Trennung von anderen Substanzen definieren lässt, sie besteht aus vielfältigen materiellen Bestandteilen, die in spezifischer Weise zusammenwirken. Für Bruno Latour ist das frühe soziologische Bestreben, die Sozialität als genuinen, reinen Gegenstand mit besonderen, von allen anderen Gegenständen unterscheidbaren Eigenschaften zu definieren und in den Mittelpunkt der neu entstehenden soziologischen Wissenschaft zu stellen, ein großes Hindernis, um die Praxis angemessen erforschen zu können (Latour 2007: 31). Der mit dem Diktum, die Sozialität sei eine von anderen Wirklichkeitsbereichen unterscheidbare Realität *sui generis*, entstehende Soziologismus besteht für Latour seit Durkheim darin, das Soziale nur durch das Soziale erklären zu wollen. Welten, die im alltäglichen Leben miteinander verwickelt sind, werden dadurch getrennt (Latour 2008: 71). Dies führt dazu, dass die materiellen Dinge und Artefakte, um die es Latour in seiner Praxistheorie vor allem geht, nicht angemessen erfasst werden. Denn der soziologische Strukturalismus gibt ihnen die Kraft, uns zu beherrschen. Der soziologische Intentionalismus reduziert sie dagegen auf Werkzeuge bzw. Instrumente, betrachtet sie also als die Verlängerung des individuellen Willens sozialer Akteure. Durch diese techniksoziologischen Thematisierungsformen der Dinge und Artefakte wird die Vermischung der Materialität mit der Sozialität vermieden, so dass die Mischwesen entweder wie allmächtige Monstren erscheinen, die uns unseren Willen und unsere Freiheit nehmen, oder lediglich als Instrumente eines nicht weiter definierbaren Stoffs, der mit dem Begriff der Intention belegt ist (Hillebrandt 2004). Indem Latour diese Trennung aufhebt und die materiellen Artefakte und Dinge als den menschlichen Aktanten gleichwertige Aktanten der Sozialität, also des Kollektivs, fasst, provoziert er die klassische Soziologie.[4] Denn er

4 | Er spricht von »Aktanten« und nicht von »Akteuren«, um die Symmetrie zwischen menschlichen und nicht-menschlichen »Wesen« zu betonen und die handlungstheore-

schlägt nicht weniger vor, als die soziologische Theorie einer grundlegenden Revision zu unterziehen, um sie in gänzlich neuer Weise zu formulieren. Nur dies erlaubt es, wie Latour nicht ohne Selbstbewusstsein konstatiert, die Soziologie aus ihrem Dilemma zu befreien, das für Latour seit Durkheim darin besteht, dass sie ihren Gegenstand mithilfe ihres Gegenstandes erklären will, also das Soziale mit den Eigenschaften des Sozialen, was regelmäßig zur Formulierung von Tautologien führt.

Latours Neufassung des Sozialen, mit der er diese Aporie vermeiden will, wird mit dem Netzwerkbegriff durchgeführt: Nach seiner »neuen Soziologie« entsteht Praxis aus der Vernetzung unterschiedlicher Aktanten. Die von Latour so genannten Akteur-Netzwerke sind die hybriden Quellen jeder Aktion, die als Praktik bezeichnet werden kann. Isolierte menschliche und nicht-menschliche Aktanten sind demnach außer Stande, Praktiken zu erzeugen. In einer solchen, den Netzwerkbegriff an zentraler Stelle verwendenden Theorieanlage steht die Frage nach der Art der Vernetzung von Aktanten im Mittelpunkt soziologischer Forschung. Die entscheidende Frage lautet also: Was vernetzt sich in welcher Weise? Denn nur die Beantwortung dieser Frage gibt Aufschluss über die Praxis generierenden Kollektive und ihre Wirklichkeit, verstanden als praktische Wirkmächtigkeit.

Die Sozialität ist nach Latour als ein Prozess der materiellen Vernetzung von Entitäten zu begreifen. Latour plädiert mit seinem Appell, die hybriden Versammlungen als Ausgangspunkte der Soziologie zu sehen, also für einen poststrukturalistischen, die Genese des Materiellen berücksichtigenden Materialismus (Latour 2007: 190). »Jenseits von Natur und Kultur« (Descola 2011) muss im Anschluss an Latour die Sozialität neu gefasst werden, um ihre materiellen, sich durch Versammlung vielfältiger Elemente auszeichnenden Erscheinungsformen angemessen in den Blick nehmen zu können. Das Soziale muss also in einer die klassischen Probleme überwindenden Auseinandersetzung mit den traditionellen Kontroversen der Soziologie neu versammelt werden.[5] Hinter dieser Denkweise steht eine Einsicht, die Georg Vielmetter einmal in folgende These gefasst hat: »Es gibt nur eine [...] aus Materie bestehende Welt. Das bedeutet, dass es nur einen Bereich von Gegenständen gibt, nämlich materiale oder physische. Der Mensch ist Teil dieser Welt.« (Vielmetter 1998: 20)

Denn gerade Begriffe wie Kultur und Diskurs sind, in Anlehnung an Bruno Latour formuliert, Artefakte, die wir in den Kultur- und Sozialwissenschaften durch Ausklammern der Natur und der Materialität produziert haben (Latour

---

tischen Konnotationen des Begriffs »Akteur« zu vermeiden. Darauf komme ich gleich zurück.

5 | Der englische Originaltitel von Latours Grundlagenwerk zur Akteur-Netzwerk-Theorie, das im Deutschen mit *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (Latour 2007) betitelt ist, lautet dann auch treffend *Reassembling the Social*.

2008: 138). Die klassische Unterscheidung zwischen Subjekten, die die Welt, also die Natur oder die Materialität, gestalten, und Objekten, die durch diese Gestaltung geformt werden, muss demnach überwunden werden.

Mit diesem Argument lehnt die Akteur-Netzwerk-Theorie eine Abgrenzung zwischen Subjekten und Objekten ab und fordert stattdessen, menschliche und »nicht-menschliche« Aktanten – Dinge, Artefakte und andere vorstellbare Bestandteile der Sozialität, etwa Tiere – symmetrisch, also als gleich wichtige Bestandteile für die Formation der Praxis zu denken. »Objekte und Subjekte können sich nie assoziieren, Menschen und nicht-menschliche Wesen dagegen wohl.« (Latour 2001: 109) Denn während der Begriff des Subjekts immer zugleich impliziert, dass ein Objekt beherrscht wird, können sich »Menschen und nicht-menschliche Wesen [...] summieren, ohne dass ihr Gegenüber verschwinden müsste« (ebd.). Genau deshalb ist es wichtig, die Dichotomie zwischen Subjekt und Objekt zu überwinden, also vollständig hinter sich zu lassen. Erst dann kann mithilfe einer grundlegenden Symmetriethese, die menschliche und nicht-menschliche Aktanten in ihren Bedeutungen für die Akteur-Netzwerke prinzipiell gleichsetzt, die Versammlung und Assoziation unterschiedlicher Entitäten der Sozialität überhaupt gedacht werden. Ein »Akteur-Netzwerk« ist, wie Latour den hier verfolgten Sachverhalt formuliert, das, »was zum Handeln gebracht wird durch ein großes sternförmiges Geflecht von Mittlern, die in es und aus ihm herausströmen. Es wird durch seine vielen Bande zum Existieren gebracht: Zuerst sind die Verknüpfungen da, dann folgen die Akteure.« (Latour 2007: 375) Akteur-Netzwerke sind Werk-Netze.

Mit seinen Beispielen aus seiner kleinen »Soziologie alltäglicher Gegenstände« (Latour 1996: 15ff.) – etwa der »Streik« des technischen Türschließers (Latour 1996: 62ff.), der zu nicht zu übersehenden Veränderungen im Umgang mit dem Durchschreiten der Tür führt, oder die Folgen des Anbringens von Schlüsselanhängern für die Praxis des Umgangs mit dem Schlüssel (Latour 1996: 53ff.) – plausibilisiert Latour dieses für die Soziologie und insbesondere für die soziologische Handlungstheorie nicht ganz leicht zu akzeptierende Argument. Sichtbar wird an diesen Beispielen, dass die materiellen Dinge wichtige Bestandteile der Bedingungen für die Formation der Praxis sind. So ist beispielsweise die Praxis des Durchschreitens der Tür ohne einen technischen Türschließer eine völlig andere als mit diesem Aktanten. Und wer würde ernsthaft behaupten, eine Praxis ohne Computertechnik sei der Praxis mit massenhaft assoziierter Computertechnik auch nur ähnlich? Ganz allgemein gilt deshalb: Die nicht-menschlichen Aktanten sind aktive Bestandteile jeder Praxis, sie können nicht als Objekte, die durch Subjekte geformt und verwendet werden, verstanden werden, weil sie aktiv Einfluss auf die Formation der Praxis nehmen. Genauso falsch ist es aber, die technischen Artefakte als allmächtige Monster zu fassen, die alle Sozialität determinieren. Statt dieser Asymmetrie in der Betrachtung von technischen Artefakten fasst die Sozio-

logie der Praxis materielle Dinge und technische Artefakte als Bestandteile zur Formation der Praxis, die durch das Zusammenwirken mit menschlichen Körpern Praktiken erzeugen und reproduzieren. Erst wenn dieser entscheidende Schritt im Verständnis von Materialität getan ist, erst wenn also die klassischen Dichotomien zwischen Subjekt und Objekt, Natur und Kultur, Mensch und Gesellschaft, Körper und Geist zurückgelassen werden, lassen sich ganz neue Fragen an die Materialität der Praxis stellen. Und dies gilt in ganz besonderer Weise für die technischen Artefakte und andere materielle Dinge. Ähnlich wie die menschlichen Körper durch die Praxisforschung neu gefasst werden, werden auch die materiellen Dinge mit der Überwindung klassischer Dichotomien der Soziologie in ganz neuer Weise sichtbar.

Zuerst werden die Dinge als notwendige Bestandteile von Praktiken erkennbar, weil sie diese affizieren und prägen. Sie werden in allen Praktiken gehandhabt. Sie sind in der soziologischen Praxistheorie – ähnlich wie die menschlichen Körper – nicht mehr nur Themen der Kommunikation, soziale Konstruktionen des Diskurses oder sinnhafte Projektionen der handelnden Akteure, sondern materielle Bestandteile der Praktiken, die aktiv auf den Vollzug der Praxis wirken. Die Praktik des Lesens von Texten etwa setzt nicht nur einen menschlichen Körper voraus, der fähig ist, Texte visuell wahrzunehmen, sondern auch einen materialisierten Text, der gelesen werden kann. Sind die Manifestationen materieller Texte rar, gibt es also noch keine massenhafte Verbreitung von Texten durch Buchdruck, ist die Praxis des Lesens von Texten eine völlig andere, als wenn Bücher in allen Lebensbereichen massenhaft zugänglich sind, weil sie als auflagenstarke und preiswerte Taschenbücher für fast alle Bevölkerungsschichten erschwinglich werden und durch öffentliche Bibliotheken für jede und jeden erreichbar sind. Und die Praktiken des Lesens dieses Materials setzen nun wieder die massenhafte Inkorporierung der Fähigkeit des Lesens voraus, die sich beispielsweise in Deutschland erst seit etwa 200 Jahren als weit verbreitetes Geschick durchsetzt, das heute prinzipiell von jedem und jeder erwartet werden kann. Praktiken, die körperlich und dinglich verankert sind, werden, wie das Beispiel des Lesens zeigt, ganz entscheidend von der Formation der Dinge beeinflusst. Nicht nur menschliche Körper mit inkorporierter Sozialität – im Beispiel repräsentiert durch die regelmäßig verfügbare Lese-Fertigkeit – sind für das Entstehen von spezifischen Formationen der Praxis erforderlich, auch die spezifischen Ausformungen der materiellen Dinge – im Beispiel repräsentiert durch die unerschöpfliche Verbreitung von Büchern und anderen Schriftprodukten durch Verlage und Bibliotheken – sind *konstitutive* Bestandteile der Bedingungen für das Entstehen und die besondere Art der Verkettung von Praktiken.

Sieht man dies, wird es neben der gar nicht so banalen Frage, welche Dinge denn nun alle erforderlich sind, damit ein bestimmter Vollzug von Prakti-

ken überhaupt entstehen kann, notwendig zu fragen, wie bestimmte Dinge in den Praxisvollzug geraten sind, wie sie also Bestandteile der sich vollziehenden Praxis werden konnten. Wie wichtig dies neben der Identifikation der praxisrelevanten Dinge und Artefakte ist, zeigt sich, wenn wir beispielsweise unseren Frühstückskaffee zubereiten: Der Kaffee kommt in der Regel aus einer sehr weit entfernt gelegenen Weltregion auf unseren Frühstückstisch, er ist demnach eine globale Komponente der hier zu beobachtenden Praxis. Die Frage, die sich der Praxisforschung stellt, ist, wie diese zwingend notwendige Komponente der Praxis des Kaffeekochens am Morgen auf einen deutschen Frühstückstisch gelangt und wie der menschliche Akteur in die Lage gesetzt wird, diese Komponente in einer Weise zu handhaben, dass sich am Ende des Prozesses ein Genussgetränk auf unserem Küchentisch befindet, von dem wir glauben, dass wir es zum Start in den Tag zwingend konsumieren müssen.

Globales wird dadurch lokalisiert (Latour 2007: 299ff.). Es ist nicht praxisrelevant, wenn es als ein Prinzip der gegenwärtigen Sozialität allgemein definiert wird, wie dies etwa in einigen Globalisierungstheorien geschieht. Wenn Globales sich nicht situativ als Tatsache der Praxis lokalisieren lässt, ist es für die Praxisforschung nicht vorhanden. Und das Kaffee-Beispiel zeigt sehr gut, was alles sichtbar wird, wenn das Globale situativ lokalisiert wird. Neben den Arbeitsbedingungen der Kaffee-Plantage etwa in Guatemala erscheinen uns weitere »Aktanten«, die den Kaffee zu uns bringen: Transportwege und -mittel, entsprechendes Personal, ein Kaffee-Distributionssystem, also ein Weltmarkt für Kaffee mit Preisen und professionellen Großhändlern, Verkaufsstellen für Kaffee am Großmarkt sowie im Einzelhandel, wobei sich diese Liste der aktiven Bestandteile der Praxis des Kaffee-Kochens in einer deutschen Wohnküche unendlich erweitern ließe.

Mit den Begriffen Assoziation und Akteur-Netzwerk lässt sich die Bewegung der Versammlung von unterschiedlichen Aktanten nachzeichnen, so dass die Entstehung und Verkettung von materiellen Praktiken als dynamischer Prozess sichtbar wird, der Akteur-Netzwerke als Praxisformationen hervorbringen kann, die zu einer bestimmten Zeit Wirkungen in Form von Praxiseffekten entfalten. Denn die materiellen Bestandteile des Akteur-Netzwerkes erzeugen nur durch und in ihrer Versammlung Aktivitäten. Um diese Versammlung der Aktanten zu beschreiben, müssen sie zuerst in den Kontroversen über die Tatsachen (Latour 2007: 199), also an den Stellen der Praxis identifiziert werden, an denen sie als neu erscheinen und einen hohen Aufwand an assoziativer Praxis in Form von Vermittlungen und Artikulationen erzeugen. Werden Aktanten zu umstrittenen Tatsachen, dringen sie in die Praxisformation ein und verlangen nach Assoziation. Dies ist für viele Dinge inzwischen nur noch schwer rekonstruierbar, weil sie zu unumstrittenen Tatsachen unserer Praxis geworden sind, wenn wir etwa an Automobile, Elektrizität, Kanalisation und andere, wenig umstrittene Tatsachen der Praxis denken.

Interessant ist es nun aber, genau bei diesen Selbstverständlichkeiten die Pfade ihres Ankommens in die Praxisformationen zu untersuchen, weil sich dann der Praxiseffekt dieser Aktanten erst annähernd genau verstehen lässt.

Die wichtige Frage ist also, wie diese Aktanten, die uns heute selbstverständlich erscheinen, in das Akteur-Netzwerk hineingekommen sind, wie sie also als Tatsachen – als Sachen, die etwas tun – assoziiert werden. Ein Beispiel aus der Praxisformation des Rock und Pop wäre die elektrische Gitarre, die zunächst einmal als Leadinstrument assoziiert werden muss, damit sie diese immense Wirkung auf die Praxisformation des Rock und Pop ausüben kann (Hillebrandt 2016). Folgt man nun dem Pfad dieses Aktanten, wird man sehr schnell beschreibende Erklärungen darüber erzeugen, wie diese Assoziation sich durch den Neuankömmling der E-Gitarre gewandelt hat. Wichtig ist es nun zudem, diese Beschreibungen auf aktuelle Situationen der Praxis zu beziehen, denn nur dann lassen sich die Praxisvollzüge, die mit den Aktanten verbunden sind, angemessen untersuchen. Damit wären wir bezüglich der Erkenntnisstrategie bei der Methode der Situationsanalyse etwa von Adele Clarke (2005) angekommen, die aber im hier vertretenen Sinne weiterzuentwickeln wäre. Der Anspruch einer derartig ansetzenden kultursoziologischen Erforschung von Praxisformationen ist es dann nicht mehr, wie noch in der Grounded Theory, auf den wirklichen Grund von Phänomenen vorzustoßen und diese in gesättigter Form durch Kategorien zu beschreiben. Der poststrukturalistische Materialismus einer kultursoziologischen Erforschung von Praktiken strebt stattdessen eine tiefe Beschreibung von Praxisformationen an, die unter anderem mit Hilfe einer Nachzeichnung der Pfade der Assoziation von materiellen Gegenständen in Akteur-Netzwerken vorgenommen wird. Es geht dabei um die »Aufgabe, Verbindungen nachzuzeichnen« (Latour 2007: 426). Das bedeutet nicht weniger, als dass wir, wie Latour es formuliert, »von neuem studieren müssen, woraus wir gemacht sind« (ebd.). Die Soziologie der Praxis hält es, wie hier deutlich werden sollte, nicht für selbstverständlich, woraus die Sozialität besteht. Sie wird nicht substanziell als Kommunikation, Handlung, Interaktion oder eine ähnlich mysteriöse Substanz definiert. Dies hat weitreichende Konsequenzen für die Definition des soziologischen Gegenstandes, die Latour an zwei Stellen seines Grundlagenwerkes zur Akteur-Netzwerk-Theorie so formuliert: »Sozial zu sein, ist nicht länger eine sichere und unproblematische Eigenschaft, sondern eine Bewegung.« (Latour 2007: 21) »Sozial ist kein Ort, kein Ding, keine Domäne oder irgendeine Art von Stoff, sondern eine provisorische Bewegung neuer Assoziationen.« (Latour 2007: 410)

Die Sozialität ist für die Soziologie der Praxis eine ständige Bewegung der Versammlung von Aktanten, die in ihrem Zusammenwirken Praktiken erzeugen und sich im Verlauf der Praxis immer wieder ändern, weil sie sich ergänzen, neu formen oder durch neue Aktanten substituiert werden. Woraus die Praxis besteht, ist, kurz gesagt, variabel. Dies ist überaus plausibel, wenn

gesehen wird, welche Aktanten nur 50 Jahre vor unserer Zeit die Praxisformationen bestimmt haben. Wer hätte vor 50 Jahren auch nur ahnen können, in welch gravierender Weise unsere Praxis heute durch die massenhafte Assoziation von Computertechnik geprägt wird? Schon dieses allen einleuchtende Beispiel macht deutlich, dass sich die soziologische Praxisforschung immer wieder aufs Neue die beiden für sie wichtigsten Fragen stellen muss: was die Bestandteile der Praxis sind und wie diese Bestandteile zusammenwirken. Die zentrale Aufgabe ist es folglich, so viele Aktanten wie möglich zu identifizieren und in ihren assoziativen Verbindungen und Praxiseffekten zu untersuchen. Es geht also um die Beantwortung der Frage, wie man Assoziationen wieder nachzeichenbar machen kann, die Latour (2007: 273) an den Anfang seiner Soziologie der Akteur-Netzwerke stellt. Die Ansatzpunkte für diese Art der soziologischen Forschung sind die vielen Kontroversen über die Tatsachen, weil genau hier die materiellen Dinge als Aktanten identifiziert werden können, die als Neuankömmlinge Unsicherheit in der Formation der Praxis erzeugen, die sich in diversen Artikulationen niederschlägt.

3. Schluss

Die hier vorgestellte Neufassung der Körper und der Dinge durch die soziologische Praxistheorie hat weitreichende Konsequenzen für die soziologische Theoriebildung, die ich jetzt zum Abschluss meiner Überlegungen noch kurz darlegen möchte. Dazu muss zunächst festgehalten werden, dass das Zusammenspiel der materiellen Körper und der materiellen Dinge die beobachtbare Praxis ist. Wird die Praxis in dieser Weise als ein sich dinglich und körperlich konstituierender Prozess untersucht, vermeidet man die scholastische Festlegung von Handlungsmotiven und -intentionen sowie von Struktureigenschaften, die als immaterielle Entitäten nur schwer zu identifizieren sind. Stattdessen wird es möglich, die Bedingungen für das Entstehen von Praktiken vielschichtig und variabel zu bestimmen, ohne dabei eine theoretische Logik über die Logik der Praxis zu stellen. Nur so wird Praxis als materielle Vollzugswirklichkeit sichtbar. Eine soziologische Theorie der Praxis setzt folglich bei der Definition der in Praxis involvierten Körper an, um diese dann in einem zweiten, eng damit verbundenen Schritt auf die Definition der dinglichen Komponenten der Praxis zu beziehen. In diesem vielfältigen Bedingungsgeflecht für Praktiken müssen prinzipiell alle Bestandteile variabel gesetzt werden, um Verkürzungen in der Bestimmung von Praktiken, die sich zu Praxisformen und -formationen verketten können, zu vermeiden. Nicht nur die Praxisformen und -formationen, sondern auch die Bedingungen für deren Entstehung können so in hohem Maße dynamisch gefasst werden. Praxis kann deshalb nicht als Apparatur verstanden werden, die sich immer in

gleicher Weise, also deterministisch reproduziert. Mit diesem zentralen Argument weicht die Praxistheorie dem klassischen Problem der Soziologie, das man als Akteur-Struktur-Problem bezeichnen könnte, nicht aus, indem sie es strukturalistisch oder akteurstheoretisch auflöst (siehe hierzu Giddens 1984: 193ff.). Die Soziologie der Praxis zeichnet sich gerade darin aus, dieses Problem in den Mittelpunkt der Erforschung von Praktiken und Praxisformen zu stellen, indem es als Assoziation zwischen sozialisierten Körpern und materiellen Artefakten und Dingen neu formuliert wird. Um Praxis zu erforschen, müssen somit die unterschiedlichen Aspekte zusammengeführt werden, ohne die eine Praktik nicht hätte entstehen können. Die Praxisforschung steht damit vor dem Problem, die Bestandteile des Sozialen – Artefakte, Dinge, Körper, sich materialisierende und verkörpernde Symbole etc. – versammeln zu müssen, um Praxis versteh- und beschreibbar zu machen. Wichtig ist dabei zu sehen, dass auch die symbolischen und kulturellen Komponenten der Praxis in neuer Weise materiell gefasst werden. Sie sind zum einen körperlich zu verstehen, weil sie sich inkorporieren müssen, um sichtbar zu werden, um also als Verkörperungen von praktischem Sinn »accountable« zu werden, wie man mit Harold Garfinkel sagen könnte (Garfinkel 1967; 1973). Denn Sinnformen müssen erst sinnlich wahrnehmbar werden, damit sie erzählbar, repräsentierbar oder aufnehmbar sind. Nur dann sind sie der soziologischen Interpretation zugänglich. So symbolisiert etwa ein Rockstar mit seinem Körper die Praxisformation des Rock und Pop. Zugleich sind Symbole und kulturelle Formen dinglich zu verstehen, weil sie auch dann sichtbar werden, wenn sie sich materialisieren – etwa in Texten, die auf Papier in Büchern stehen, in roten Fahnen oder in der E-Gitarre, um noch einmal ein Beispiel aus der Rockformation zu bemühen. Für die Körper-Ding-Assoziationen sind diese in materieller Weise verstandenen Symbole von besonderer Bedeutung, weil sie in der Assoziation zwischen sozialisierten Körpern und Dingen, die für die Entstehung von Praktiken unerlässlich ist, eine Vermittlung leisten, ohne die den Dingen und Artefakten nur schwer ein praktischer Sinn beigemessen würde. Dass dieses zentrale Argument der soziologischen Praxistheorie besondere Anforderungen an die Methoden einer Soziologie der Praxis stellt, liegt auf der Hand und wird inzwischen in der Fachöffentlichkeit verstärkt diskutiert (vgl. dazu die Beiträge in Schäfer et al. 2015). Aber nicht nur die empirischen Methoden müssen entsprechend der hier erörterten Paradigmen einer Soziologie der Praxis ständig neu entwickelt und erweitert werden, auch die theoretischen Begriffe einer Soziologie der Praxis, also nicht nur die Begriffe Körper und Ding, bedürfen, wie hier deutlich geworden sein sollte, einer grundlegend neuen Definition, um dem Vollzug der Praxis, dem Gegenstand der Praxistheorien, angemessen auf die Spur zu kommen.

Literatur

Blok, Anders/Jensen, Torben Elgaard (2011): Bruno Latour: Hybrid Thoughts in a Hybrid World, London/New York.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1997): Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik und Kultur 2, Hamburg.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a.M.

Butler, Judith (2006 [1998]): Haß spricht. Zur Politik des Performativen, Frankfurt a.M.

Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn, Thousand Oaks.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): Tausend Plateaus, Berlin.

Descola, Philippe (2011): Jenseits von Natur und Kultur, Berlin.

Douglas, Mary (1988): Reinheit und Gefährdung, Frankfurt a.M.

Durkheim, Émile (1984): Die Regeln der soziologischen Methode, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1993): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, Frankfurt a.M.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs.

Garfinkel, Harold (1973): »Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen«, in: Arbeitsgruppe Bielfelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek bei Hamburg, S. 169-263.

Giddens, Anthony (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung, Frankfurt a.M./New York.

Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers, Bielefeld.

Hillebrandt, Frank (1999): Exklusionsindividualität. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen, Opladen.

Hillebrandt, Frank (2004): »Die verborgenen Mechanismen der Materialität. Überlegungen zu einer Praxistheorie der Technik«, in: Jörg Ebrecht/Frank Hillebrandt (Hg.), Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft – Anwendung – Perspektiven, Opladen/Wiesbaden, S. 19-45.

Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität, Wiesbaden.
Hillebrandt, Frank (2012a): »Die Soziologie der Praxis und die Religion – Ein Theorievorschlag«, in: Anna Daniel/Franka Schäfer/Frank Hillebrandt/Hanns Wienold (Hg.), Doing Modernity – Doing Religion, Wiesbaden, S. 25-57.
Hillebrandt, Frank (2012b): »Totale soziale Tatsachen als Formen der Praxis. Wie uns Marcel Mauss hilft, Sozialität neu zu verstehen, Symposiumsbeitrag zu Marcel Mauss: Soziologie und Anthropologie«, in: Soziologische Revue 35, S. 253-260.
Hillebrandt, Frank (2015): »Die hybride Praxis«, in: Thomas Kron (Hg.), Soziale Hybridität – Hybride Sozialität, Weilerswist, S. 151-170.
Hillebrandt, Frank (2016): »Electric Soundland. Die E-Gitarre in der Revolte«, in: Julia Reuter/Oliver Berli (Hg.), Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur, Wiesbaden.
Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis, Bielefeld, S. 73-91.
Hubrich, Michael (2013): Körperbegriff und Körperpraxis: Perspektiven für die soziologische Theorie, Wiesbaden.
Krais, Beate/Gebauer, Gunter (2002): Habitus, Bielefeld.
Latour, Bruno (1996): Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaft, Berlin.
Latour, Bruno (2000): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2001): Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie, Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M.
Marx, Karl (1969): »Thesen über Feuerbach«, in: MEW 3, Berlin (DDR), S. 5-7.
Mauss, Marcel (1978): »Techniken des Körpers«, in: ders., Soziologie und Anthropologie, Band II, Gabentausch, Todesvorstellung, Körpertechniken, Frankfurt a.M., S. 199-220.
Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin.
Merleau-Ponty, Maurice (2003): Das Primat der Wahrnehmung, Frankfurt a.M.
Plessner, Helmuth (1982): »Vom Lachen und Weinen«, in: ders., Gesammelte Schriften VII, Frankfurt a.M., S. 201-387.
Schäfer, Franka/Daniel, Anna/Hillebrandt, Frank (Hg.) (2015): Methoden einer Soziologie der Praxis, Bielefeld.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Sokal, Alan/Bricmont, Jean (1999): Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen, München.

Vielmetter, Georg (1998): Die Unbestimmtheit des Sozialen. Zur Philosophie der Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M./New York.

Wienold, Hanns (2007): Leben und Sterben auf dem Lande. Kleinbauern in Indien und Brasilien, Münster.

Wittgenstein, Ludwig (1984): Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Band 1, Frankfurt a.M.

Rekrutierung und Reproduktion

Karrieren und Träger von Digitalfotografie und Floorball

Elizabeth Shove und Mika Pantzar

1. Einleitung

Reckwitz und Schatzki sind sicherlich nicht die Einzigen, die behaupten: »Soziale Praktiken sind Routinen« (Reckwitz 2002: 255), die über Zeit und Raum hinweg stabil sind. Und nicht nur sie haben die rekursive und ko-konstitutive Beziehung erkannt zwischen Praxis-als-Entität, als einem provisorisch dauerhaften, »zeitlich sich entfaltenden und räumlich verstreuten Nexus von Taten und Worten« (Schatzki 1996: 89), und Praxis-als-Performance, als »Ausführen von Praktiken«, d.h. als Tun und Sprechen (Warde 2005: 134). Allgemein formuliert ist die Behauptung, dass »das tagtägliche Tun sozialer Akteure sich auf strukturelle Merkmale umfassender sozialer Systeme stützt und sie reproduziert«, ein zentrales Element von Giddens' Theorie der Strukturierung (Giddens 1984: 24). Und auch die Auffassung überzeugt uns, dass die Reproduktion von Praxis-als-Entität die regelmäßige und relativ getreue oder konsistente Aufführung (d.h. Performance) von Kohorten relativ getreuer Praktiker oder »Träger« *(carrier)* voraussetzt, auf sie angewiesen ist und sie erfordert. Doch an diesem Punkt wollen wir den Strom der Argumente stoppen und innehalten, um ausführlicher als üblich über die Beziehung zwischen Entität und Performance nachzudenken, auch darüber, wie sie sich entwickelt.

Es gibt, behaupten wir, mehr darüber zu sagen, wie sich Innovationen in der Praxis etablieren, wie neue »Träger« rekrutiert werden, warum einige abspringen *(defect)* und welche Konsequenzen das für Ausweitung, Rückgang und Karrieren aufkommender und etablierter Praktiken-als-Entitäten hat. Spekulativer gefragt: Wie gewinnen und erhalten Praktiken die Ressourcen und Energien aktiver Praktiker, von denen ihr Überleben abhängt? Die Beobachtung, dass Performances selten gänzlich konsistent sind und dass Praktiken sich von innen heraus ändern, ist einer weiteren genauen Betrachtung wert. Warde räumt zwar ein: »Das Konzept der Praxis ist immanent mit einer Fähigkeit verbunden, Reproduktion wie Innovation zu erklären« (Warde 2005: 140),

doch wie hängen Muster und Prozesse der Rekrutierung (von Praktikern) mit denen der Reproduktion (von Praktiken) zusammen und umgekehrt?

Dies ist kein gänzlich neues Terrain, und gewisse Aspekte dieser Thematik sind bereits sehr gut erforscht worden: So gibt es beispielsweise eine umfassende Literatur über Sozialisierung, Lernen und die Aufnahme von Novizen. Ausgezeichnete soziologische Untersuchungen, wie Menschen lernen, sich zu betrinken (MacAndrew/Edgerton 1970), Sex zu haben (Gagnon/Simon 1973) oder Fotokopiergeräte zu warten (Suchman 1987), liefern subtile Erkenntnisse über die gemeinschaftlichen Grundlagen und Konventionen »individuellen« Handelns sowie über die Bildung und Reproduktion selbst der privatesten Gewohnheiten. Ganz allgemein zeigt Goffmans Arbeit viel darüber auf, wie sozial verankerte Codes und Konventionen gleichzeitig begrenzt, gebrochen, überwacht und erhalten werden (Goffman 1991). Eine übliche Schlussfolgerung in diesen und ähnlichen Werken lautet, dass »Regeln« der sozialen Interaktion durch wiederholte Inszenierung am Leben erhalten werden. Darüber hinaus reproduzieren, wie viele Kommentatoren einräumen, die Beteiligung an spezifischen Aktivitäten und das Vermeiden anderer gleichermaßen Systeme der Unterscheidung und der individuellen Identitäten (Bourdieu 1982). Cashmore (2000), Mahoney und Howard (2001), Westerbeek und Smith (2003) sowie Bourdieu (1993) erklären folgerichtig die relative Beliebtheit verschiedener Sportarten im Rekurs auf die soziale und symbolische Bedeutung der Beteiligung. Und so könnten wir endlos fortfahren. Doch statt weitere derartige Beiträge aufzulisten, wollen wir einen hartnäckig übersehenen Aspekt beleuchten. Denn so viel auch über Prozesse von Sein und Werden und die sozialen und psychologischen Folgen des Handelns gesagt worden ist, so selten hat man sich explizit mit der anderen Hälfte der Gleichung befasst: dem parallelen Entstehen, Umgestalten und Verschwinden der fraglichen Praktiken (z.B. Trinken, Sex haben, Fotokopierer reparieren, Sport treiben).

In den Sozialwissenschaften verengt die Neigung, Aspekte der Rekrutierung als Aspekte der individuellen oder sozialen Identifikation oder der sozialen oder psychischen Belohnung zu verstehen (Shoham 2000), die Aufmerksamkeit auf eine ähnlich partielle Weise, die wiederum die dynamische Beziehung zwischen Praktiken und Praktikern verdeckt. Statt »die Praxis« konstant zu halten und verstehen zu wollen, wer sie betreibt und warum, interessieren wir uns dafür, wie Praktiken-als-Entitäten beschaffen sind und von ihren »Trägern« reproduziert werden. Wie schon gesagt, löst eine solche Einstellung eine Reihe von eng zusammenhängenden Fragen aus. Wenn Praktiken etabliert werden und in irgendeiner Größenordnung Bestand haben sollen, müssen sie Rekruten anziehen und halten. Wie tun sie das? Was verlangen Praktiken von denen, die sie betreiben, und wie gestaltet dieses Tun Praktiken von innen heraus um? Um diesen Fragen nachzugehen, kombinieren wir zwei bereits bekannte Vorstellungen.

Der ersten zufolge existieren Praktiken als Sets von Normen, Konventionen, Handlungsweisen, Know-how und erforderlichen materiellen Anordnungen (Schatzki 2001). Als solche Sets stellen sie etwas dar, dem sich tatsächliche und potenzielle Teilnehmer anschließen oder entziehen können. Gleichzeitig werden sie durch Performance konstituiert (Lewis 2004). Um es mit Reckwitz' Beispiel zu formulieren: Fußball würde nicht existieren, wenn Menschen ihn nicht spielen würden. Und wenn Menschen ihn anders spielen oder andere Regeln erfinden würden, dann würde sich das Spiel ändern. Auf etwas Ähnliches verweisen auch Gomart und Hennion, wenn sie argumentieren, dass ein Rockkonzert, eine Skulpturenausstellung oder eine Sitzung für das Aufnehmen von Digitalfotos »bereits existierende Objekte, Subjekte und soziale Gruppierungen [nicht zusammenbringt] [...], sondern dass dies vielmehr ein zusammenfassendes Ereignis ist, in dem die relevanten Objekte, Subjekte und sozialen Gruppierungen koproduziert werden« (Gomart/Hennion 1999: 228). Einerseits werden Praktiker von Praktiken gewonnen *(captured)*. Andererseits werden Praktiken durch Teilnahme definiert und konstituiert.

Nach unserer zweiten Leitvorstellung sind die Karrieren von Praktiken und Praktikern wechselseitig voneinander abhängig. Beckers (1963) Arbeit über Marihuanakonsumenten und Jazzmusiker erinnert uns an die soziale und zeitliche Dimension dieses »Handelns«, sodass sich die Beziehung zwischen Drogenkonsument und Drogenkonsum ständig ändert. Zwischen der fortgesetzten Teilnahme und dem Aussteigen herrscht zwar stets eine Spannung, aber Becker verweist darauf, dass Jazzmusiker und Marihuanakonsumenten Augenblicke der Unumkehrbarkeit erleben, während sich ihre Identität als Praktiker entwickelt (siehe auch Sudnow 1978). Unser methodischer Ansatz ist der gleiche, doch wir interessieren uns, wie gesagt, auch dafür, wie Praktiken Gestalt und Form durch die Aktionen und Nichtaktionen vergangener, gegenwärtiger und potenzieller Praktiker annehmen.

Wenn wir die Verläufe spezifischer Praktiken unter diesen Bedingungen verfolgen wollen, müssen wir erst die Mechanismen und Umstände des Rekrutierens und Aussteigens ermitteln und zeigen, wie sie mit Mustern von Normalisierung, Destabilisierung und Verbreitung zusammenhängen. Dies ist leichter gesagt als getan. Statt nach äußeren Erklärungen zu suchen, warum sich manche beliebige Aktivitäten etablieren und andere nicht, besteht die methodologische Herausforderung darin, dass wir uns auf die Details dessen konzentrieren, was mit der Teilnahme verbunden ist und wie sich dies ändert.

Im Folgenden wollen wir parallele Prozesse der Rekrutierung und Reproduktion im Zusammenhang mit zwei empirischen Fällen untersuchen. Bevor wir über die Ergebnisse berichten, schildern wir die Gründe für unsere Auswahl von Beispielen und auf welche Art von Daten wir uns beziehen. Zuerst entschieden wir uns, uns auf Praktiken zu konzentrieren, bei denen die Teilnahme Ermessenssache ist und aus denen man relativ leicht aussteigen

kann. Derartige Fälle sind aus der Sicht einer sich entwickelnden Praxis besonders anspruchsvoll und daher besonders aufschlussreich. Bei der Auswahl von Kandidaten für unsere Untersuchung war es sinnvoll, Praktiken zu nehmen, die fortwährend neue Rekruten anziehen und in denen die Teilnahme offenkundig Veränderungen und Differenzierungen unterliegt sowie Prozesse der Ersetzung, »Erfindung« und »Verpflanzung« *(transplantation)* unterschiedlich signifikant sind. Aus diesen und anderen Gründen, die etwas mit Methodologie und Zugang zu tun haben, entschieden wir, uns auf die Digitalfotografie von Amateuren – einem sich schnell entwickelnden Zeitvertreib, der sich von der analogen Fotografie auf Film unterscheidet, aber eng mit ihr zusammenhängt – und Floorball zu konzentrieren, einem Mannschaftssport, bei dem die Spieler einen kleinen Ball mit Plastikstöcken in ein Tor zu schlagen versuchen. Unsere Beobachtungen basieren auf einer Kombination von sekundären Daten, Interviews, Autoethnografie und Aktionsforschung.[1] Diese empirischen Studien sind zwar nicht unbedingt repräsentativ für beide Gebiete insgesamt, liefern jedoch relevante Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen Performance und Entität und vermitteln einen Einblick in die Makro-Mikro-Dynamik, für die wir uns interessieren. Wir beginnen mit einer Darstellung der Entstehung der Digitalfotografie und der Erfahrungen derer, die ihre verschiedenen Formen »am Leben« erhalten.

2. Digitalfotografie

Wie ihre analogen Kusinen haben Digitalkameras ein Objektiv, eine Blendenöffnung und einen Verschluss. Im Unterschied zu ihnen verwenden sie ein Charge-coupled Device (CCD, ein ladungsgekoppeltes Bauelement), das in den späten 1960er Jahren von Forschern in den Bell Labs entwickelt wurde (NASA 2004), um Licht zu sammeln und es in Information umzuwandeln,

1 | Wir greifen hier auf eine qualitative Studie über Digitalfotografen zurück. Sie umfasst neun Einzelinterviews mit einer Auswahl von Amateuren in Großbritannien, wiederholte Besuche in einem örtlichen Kameraclub samt Gruppendiskussionen mit dessen Mitgliedern, eine Fokusgruppe mit vier Siebzehnjährigen und einen Workshop mit 18 Teenagern. All dies war Teil des Forschungsprojekts »Designing and Consuming: objects, practices, processes«, das vom Programm »Cultures of Consumption« des Economic and Social Research Council (ESRC) finanziert wurde und an dem Elizabeth Shove, Matt Watson und Jack Ingram beteiligt waren (Förder-Nr. RES-154-25-0011). Auch Martin Hand leistete einen Beitrag zu unserer Arbeit über Digitalfotografie. Unsere Ausführungen über Floorball basieren auf einer eher eklektischen Kombination von autoethnografischem Material, Interviews mit Floorballspielern und den Ergebnissen unserer eigenen Versuche in »Aktionsforschung« in Großbritannien.

die dann komprimiert und auf einer Festplatte oder Speicherkarte gespeichert wird. Unsere Forschungen haben ergeben, dass Menschen, die diese Apparate benutzen, weiter auf Traditionen zurückgreifen, wie sie vom Film etabliert wurden, z.B. ein Fotoalbum, Interpretationen fotogener Situationen und ästhetische »Regeln«, etwa dass man die Füße nicht abschneiden soll (Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton 1981; King 1986; Spence/Holland 1991; Slater 1995; Gustin 1998). Abgesehen davon wird die Digitalfotografie – ob sie nun von »Gelegenheitsknipsern« oder eifrigen Fans betrieben wird – definiert und konstituiert durch entsprechende Ausrüstungsformen, Kompetenz und Know-how sowie ein sich veränderndes Verständnis dessen, was mit der Bilderzeugung von Amateuren verbunden ist. Als solche stellt sie eine substanziell neue Praxis dar, deren Details sich weiterentwickeln.

Es gab unterschiedliche Reaktionen, als Menschen befragt wurden, wie sie sich erstmals für die Digitalfotografie begeisterten und was damit tatsächlich verbunden war. Für manche waren Digitalkameras hilfreich, um bereits etablierte Genres der Amateurfotografie zu stabilisieren und zu vereinfachen. Für andere ergab sich durch sie die Möglichkeit für innovative, kreative und oft komplexe Prozesse beim Aufnehmen, Bearbeiten und gemeinsamen Betrachten – wobei dies alles mit neuartigen Konfigurationen von Material, Bild und Kompetenz einherging. Wie wir unten zeigen werden, waren vorherige Erfahrungen sehr wichtig für die Entscheidung, »auf digital umzusatteln«, und für die Ausformung sich entwickelnder Stile des »Machens« von Digitalfotos. Persönliche Praxisgeschichten sind nie ganz und gar persönlich, daher lässt sich sehr allgemein beobachten, dass die Digitalfotografie entstanden ist und weiterhin entsteht durch ihre Beziehung zu *kumulativen und kollektiven Erwartungen*, Film zu verwenden. Davon abgesehen sind ganz reale Unterschiede in der Art und Weise, wie Menschen auf das Digitale reagieren, von unmittelbarer Relevanz für die Entwicklung neuer Wege, Konventionen und Möglichkeiten. Durch Experimentieren und durch Erweitern der Form definieren Fans der Digitalfotografie ein *neues Gebiet*, in das ihnen andere folgen könnten. Doch ebenso halten »treuere« und konservative Praktiker bereits *etablierte fotografische Repertoires* – insbesondere ästhetischer Art – im Digitalzeitalter am Leben. Tatsächlich wird die Digitalfotografie durch unterschiedliche, aber koexistierende Formen der Rekrutierung wie der sich entwickelnden Praxis geschaffen.

Kurze Beschreibungen der Karrieren von vier unterschiedlich begeisterten Praktikern vermitteln einen Eindruck davon, wie diese Prozesse im Alltagsleben funktionieren. Wir beginnen mit einem Mann, für den die Gewohnheiten des Fotografierens mit Film großenteils intakt bleiben. John ist über fünfzig. Seine Kodak Easyshare C300 hat er zwar schon seit etwa vier Monaten, doch er weiß noch immer nicht, wie er Bilder löschen kann, die er gemacht hat. Er hat nur eine Speicherkarte, und wenn die voll oder fast voll ist, bringt er sie zu

Boots[2], druckt seine Fotos am Selbstbedienungsdrucker aus und löscht dann die Karte. Caroline ist schon aktiver engagiert. Als sie eine Digitalkamera erwarb, nahm sie bewusst ein Modell, das die volle manuelle Kontrolle ermöglicht und kaufte einen neuen Fotodrucker. Sie wollte eigentlich die auf Film basierten fotografischen Standards beibehalten, doch dann erlebte sie eine Überraschung. Abzüge spielen für sie keine Rolle mehr (trotz des neuen Druckers), und es macht ihr mehr Spaß, mit Farbe und Bildkomposition am Computer zu spielen, statt an den Einstellungen der Kamera herumzufummeln (trotz des teureren Modells mit manuellen Einstellmöglichkeiten). Sie mag zwar den gesamten Prozess, doch das ist eindeutig nicht mehr das Fotografieren, wie sie es gekannt hat. Donald, seit über vierzig Jahren leidenschaftlicher Amateurfotograf, war anfangs eher abgeneigt, weil er die Digitalfotografie für einen Verrat an der »echten« Fotografie hielt, in die er so viel investiert hatte. Er war jedoch bereit, sich die Digitalkamera seiner Frau zu leihen, und am Ende war er überzeugt, sich eine eigene anzuschaffen. Schließlich ist Donald der Fotograf geworden, der er immer sein wollte, macht nun technische und ästhetische Fortschritte und produziert Digitalbilder von einer Qualität, die ihm zuvor versagt blieb. Tim wiederum hat ganz andere Erfahrungen gemacht. Ebenfalls leidenschaftlicher Amateur, kaufte er sich 2003 eine Digitalkamera und gab damit schließlich dem unermüdlichen Drängen seiner Tochter nach. Vier Jahre später schiebt er das Downloaden der Bilder hinaus und hat kein Interesse daran, sie am Computer zu manipulieren – er erklärt, er habe doch bereits eine »richtige« Kamera, die noch perfekt funktioniere. Dennoch kann er die Tatsache nicht ignorieren, dass sich Sinn und Bedeutung des Fotografierens um ihn herum verändern. Insbesondere macht seine Tochter inzwischen Hunderte und Tausende von Schnappschüssen, wobei sie diese Bilder dann ins Netz stellt, statt sie ins Familienalbum einzukleben.

Diese persönlichen Geschichten veranschaulichen die parallele Existenz von neuen und alten Techniken und Praktiken sowie das Ausmaß ihrer wechselseitigen Abhängigkeit – wenn auch mit gegensätzlichen oder zumindest unvorhersehbaren Ergebnissen. John, ein wahrhaft solider »Träger« einer begrenzten Menge fotografischer Konventionen, transportiert sie praktisch über die digitale Grenze – seine Speicherkarte ersetzt den Film und der Drucker den Entwickler, ein Arrangement, das die Stabilität seiner fotografischen Leistungsfähigkeit und ihres Vermögens demonstriert, auch beim Übergang in die Digitalität zu bestehen. Ironischerweise ist Caroline, eine engagiertere Praktikerin, auch am experimentierfreudigsten und dem Unterfangen, auf das sie sich einlässt, auch am wenigsten treu. Während die Digitaltechnik es Donald schließlich ermöglicht, das Machen von Bildern nach Idealen zu beherrschen,

2 | Eine britische Drogeriekette, die früher Filme entwickelte und heute Digitaldrucker hat.

die durch sein lebenslanges Fotografieren mit Film definiert und geprägt wurden, bleibt Tim abwartend. Nicht so seine Tochter, die bereits voll in der neuen Technik aufgeht – sie macht Bilder und zeigt sie anderen, tauscht sie auf elektronischem Weg und entwickelt ihre eigenen Methoden und Systeme, Bilder auszuwählen, zu speichern und zu löschen. Diese Erfahrungen lassen darauf schließen, dass die Wege und Verläufe einer zukünftigen Entwicklung zum Teil (durch frühere Erfahrungen) vorgegeben *(ready-made)* sind und zum Teil von den integrativen Bemühungen von Amateurfotografen geprägt sind, die verschiedene, sich noch entwickelnde Formen der digitalfotografischen Praxis am Leben erhalten.

Sie verweisen auch darauf, dass Elemente der Praxis – zum Beispiel Vorstellungen davon, was ein »gutes« Bild ausmacht – zirkulieren können und dies zuweilen auch tun, in diesem Fall zwischen filmischen und digitalen Formen. *Digitale* Fotografie zu betreiben hat somit etwas damit zu tun, dass spezifische vom Film ererbte Routinen, Bedeutungen und Qualitätsbegriffe bewahrt, modifiziert und aufgegeben werden. Allgemeiner formuliert konkurrieren Digitalfotografie und Fotografie mit Film miteinander in einer faktisch vorgegebenen Arena (Pantzar/Sundell-Nieminen 2003) – einer Arena, in der gerade die Vorstellung vom Aufnehmen und Tauschen von Bildern bereits etabliert ist. Gleichzeitig ist dies offenbar kein stabiles Terrain. Während neue digital begründete Interpretationen Fuß fassen, wird der Film buchstäblich aus dem Rahmen gedrängt, mit dem Ergebnis, dass diejenigen, die mit ihm weitermachen, dies aus speziellen Gründen tun und nicht, weil dies ganz normal ist. Kurzum: Die Laufbahn der »Digitalfotografie« wird anscheinend von der *Beziehung* zwischen koexistierenden Handlungsmodi geprägt, die wiederum routinemäßig definiert sind in *Beziehung* zur früheren Erfahrung mit Film und zur Bereitschaft, aus ihr auszusteigen *(defect from it)*.

Wenn wir über Digitalfotografie schreiben, so schreiben wir über einen Fall, in dem Techniken und Kompetenzen ein Gebiet betreten, das bereits durch den Film und durch das Arbeiten mit dem Computer definiert ist und in dem neue Praktiken durch ein spezifisches Integrieren von neuen und existierenden Elementen entstehen. Anhand der Entwicklung von Floorball wollen wir nun etwas andere Prozesse beleuchten, wobei wir uns zunächst mit der »Erfindung« eines Spiels befassen, das niemand zuvor gespielt hat, und dann mit den Arten der Rekrutierung und Reproduktion, die damit verbunden sind, wenn Praktiken wie Floorball von einem Land in andere Länder »exportiert« werden.

3. Floorball

Seit Jahrhunderten spielen Menschen Spiele mit Bällen und Stöcken, doch die spezifische Variante des Floorball hat eine relativ kurze Geschichte. Manche Forscher vermuten, sie sei in den USA entstanden, wo in den 1950er Jahren Straßenhockey gespielt wurde, doch die meisten sind sich einig, dass Floorball, wie es heute praktiziert wird, auf eine in Schweden in den frühen 1970er Jahren entwickelte Version zurückgeht. Demnach soll Carl-Ake Åhlqvist, ein Student an der Universität Göteborg, ein paar Plastikstöcke in einem Spielwarenladen in Holland gekauft haben. Wieder zu Hause, spielte er mit seinen Kommilitonen mit diesen Stöcken, was ihnen großen Spaß machte. Åhlqvist begann damit, die Stöcke über den Baumarkt seines Vaters zu importieren, und gründete ein paar Jahre später eine Firma, die sie herstellte. Seine Spielsets, die zwölf Stöcke und einen Ball enthielten, wurden dann in Nachbarländer exportiert. Während der letzten dreißig Jahre wurden das Design der Stöcke, die dazu passenden Accessoires sowie die Hallen, in denen Floorball gespielt wird, weiterentwickelt. Doch die eigentliche Umwandlung betrifft das Spiel selbst und wie und von wem es gespielt wird.

3.1 Wie sich Floorball entwickelte

Floorball wurde in Finnland von Studenten eingeführt, die Schweden 1974 besuchten und Stöcke, einen Ball und die Spielidee nach Hause mitnahmen. Mika, der 1976 Floorball zu spielen begann, erinnert sich an sein erstes Erlebnis mit einem Floorballstock: »Eines Tages brachte unser Fußballtrainer sechs gelbe und sechs rote Plastikhockeystöcke und einen Plastikball mit. Wir begannen sofort zu spielen.« Wörtlich übersetzt bedeutet Sähly (das frühe finnische Floorball) soviel wie »Unordnung«, und in den ersten zehn Jahren war dies eine passende Umschreibung. Dazu Mika: »Am Anfang hatten wir nur eine einzige Regel, nämlich dass die Stöcke nicht über das Knie gehoben werden durften (hoher Stock).« Diese regellose Phase wurde von organisierteren Spielformen abgelöst: »Schon bald begannen wir Turniere abzuhalten. Nach einiger Zeit entstanden neue Regeln, die verhindern sollten, dass zu wild gespielt wurde.«

Wie bei so vielen anderen Sportarten führte der Wettbewerb zur Standardisierung der Ausrüstung und zur Weiterentwicklung von Dokumentation und Rationalisierung (Guttmann 1978). Der finnische Floorball-Landesverband wurde 1985 gegründet, und als Schweden, Finnland und die Schweiz ein Jahr später die International Floorball Association gründeten, wurde die Größe von Tor und Spielfeld festgelegt. Dieser Ordnungsprozess geht weiter – so umfasst das aktuelle Regelbuch 50 Seiten, und sogar bei Jugendspielen

sind vier Offizielle vorgeschrieben: zwei Schiedsrichter, ein Zeitnehmer und ein Offizieller, der das Spiel aufzeichnet.[3]

Floorball ist leicht zu erlernen, und Neulinge wie Gelegenheitsspieler können damit viel Spaß haben. Engagiertere Praktiker können jedoch Erfahrungen sammeln und sich eine Reihe von Techniken aneignen, die sie zu besseren Spielern machen. Fans, die sich an die Regeln der International Floorball Association hielten und sich bemühten, geschickter zu werden, trugen dazu bei, dass aus der chaotischen Version ein viel strukturierteres Spiel wurde. Rückblickend lässt sich leicht feststellen, dass die institutionelle Karriere von Floorball durch Spieler vorangebracht wurde, die eine Pionierrolle spielten und durch die die Praxis entwickelt und reproduziert worden ist. Die sich ansammelnde individuelle und kollektive Kompetenz ist wichtig für die Entwicklung des Spiels als Ganzes und von zentraler Bedeutung dafür gewesen, dass daraus ein Elitesport wurde, der eine Menge Engagement und Praxis verlangt. Die Formalisierung des Sports wiederum ist abhängig von einer Hierarchie (und hat sie gleichzeitig ermöglicht) – einer Hierarchie von Wettbewerben, Ligen und Meisterschaften, durch die ernsthafte Spieler und Mannschaften Fortschritte machen.

Die Geschichte des finnischen Floorball, die verbunden ist mit der gemeinsamen Entwicklung der Praxis und der Fähigkeiten derer, die sie (über-)tragen *(carry)* – diese Geschichte wäre rasch erzählt, gäbe es da nicht ein bezeichnendes Phänomen, nämlich dass finnische Floorballspieler sich weder gleich stark noch für dieselbe Version des Spiels engagieren. In Wirklichkeit spielen viele Spieler ältere Formen von Sähly weiter und kümmern sich überhaupt nicht um neumodische Vorschriften. Für diese Menschen bleibt Floorball ebenso sehr eine soziale wie sportliche Veranstaltung, die nicht durch Tore und Spielergebnisse, sondern durch die Kohorten von Freunden, mit denen sie spielen, definiert ist. Bei Floorball wie bei der Digitalfotografie haben sich unterschiedliche Versionen etabliert, wobei manche organisierter und ernsthafter sind als andere. Die Koexistenz unterschiedlicher Formen und Verläufe ist besonders wichtig für Menschen, die in das Spiel hineinschnuppern und es wieder aufgeben, wie dies Mikkos eher wechselhafte Karriere veranschaulicht.

Mikko spielte gern die chaotische Version von Floorball in der Grundschule, hatte aber kein Interesse daran, einer Mannschaft beizutreten – ihm machten die Regeln und Vorschriften einfach keinen Spaß. Jahre später wurde er von Kollegen in der Sporthalle, in der er arbeitet, aufgefordert mitzuspielen. Er

3 | Das 50 Seiten umfassende Regelbuch steht im Internet unter http://windows3.salibandy.net/Liitetiedostot/Rules%20of%20the%20Game%20Edition%202006.pdf. Dennoch ist das Spiel (als Entität) weiterhin fließend, wie es auch schon in der Einleitung des Regelbuchs von 2006 steht: »Die Regeln werden sich entsprechend den rasanten Entwicklungen im Spielstil ständig ändern müssen.«

machte mit, musste jedoch feststellen, dass er mit den anderen, die seit mehreren Jahren zusammen spielten, nicht mithalten konnte.

Zwei Schlussfolgerungen lassen sich daraus ableiten. Erstens hängt das Weiterbestehen ernsthafter oder chaotischer Formen im Einzelnen davon ab, wer weiterspielt und wer abspringt, sowie von den Kompetenzen, die sich bei diesen unterschiedlichen Populationen entwickeln. Wie Mikkos Erfahrung zeigt, können sich Praktiken auf eine Weise entwickeln, die eine gewisse Gruppe von zuvor loyalen Trägern verprellt. Zweitens, und dies ist in mancher Hinsicht wichtiger, *verändern sich Prozesse der Rekrutierung mit der Entwicklung der Praxis*. Wenn man darüber nachdenkt, wie Floorball eine kritische Masse regelmäßiger Praktiker gewonnen und gehalten hat, muss man unterscheiden zwischen dem Spiel, wie es Mitte der 1970er Jahre war und wie es heute definiert und reproduziert wird. Die ersten Rekruten von Floorball wurden allmählich von einer Praxis abgezogen, die schon »existierte« (Handball oder Fußball), und zu einer Praxis hingezogen, die sie selbst erfanden (Floorball). Doch sobald sich das Spiel als etwas etabliert hatte, das Menschen tun können, taten sich neue Mechanismen und Wege der Rekrutierung auf. Nun, da das Spiel »organisiert« ist, findet man leicht einen Ort, wo man es spielen kann, und Menschen, mit denen man es spielen kann. Das Weiterbestehen informeller Versionen des Sports ist wiederum wichtig, um Menschen zu gewinnen, die schließlich »ernsthafte« Spieler werden. Floorball ist zwar nicht unbedingt stabil, weder von seinem Image[4] noch von seiner Spielweise her, aber es ist in Finnland und Schweden sowie in einer Reihe anderer Länder eindeutig eine erkennbare Entität geworden.

3.2 Wie Floorball exportiert wurde

Im Folgenden überlegen wir, was alles dazu gehört, dass Floorball (als eine bereits existierende »Entität«) exportiert wurde und neue Träger in anderen Ländern und Kulturen gewinnen konnte. Damit wollen wir feststellen, ob und wie sich nachfolgende Formen der Rekrutierung und Reproduktion von denen unterscheiden, die das Entstehen von Floorball als unverwechselbar eigenständige Praxis charakterisieren. Als Hintergrund dafür geben wir eine kurze Auf-

---

4 | Aktuelle Kataloge für Floorballausrüstung, die hauptsächlich skandinavische oder kanadische Märkte ansprechen, enthalten Bilder schicker junger Menschen, überwiegend Männer. Passend zu diesen ein wenig unheimlichen Bildern tragen die Stöcke leicht bedrohlich wirkende Namen wie »Hand of Doom«, »Hitman«, »Blast«, »Scream« und »Edge«. In Ländern wie Finnland und Schweden ist diese Markenpositionierung wichtig, weniger allerdings in anderen Kulturen und Kontexten, in denen Floorball erst vor kurzem eingeführt worden ist und sich noch einen gewissen Ruf verschaffen oder sich überhaupt etablieren muss.

listung, wann sich einzelne Länder der International Floorball Federation angeschlossen haben, um eine Vorstellung von der derzeitigen Verbreitung des Spiels und den unterschiedlichen Orten, an denen es gespielt wird, zu geben:

1981 Schweden, 1983 Japan, 1985 Finnland und Schweiz, 1986 Gründung der International Floorball Federation (IFF), 1989 Dänemark und Ungarn, 1991 Norwegen, 1992 Russland, Tschechische Republik und Deutschland, 1993 USA, Estland und Lettland, 1995 Polen, Belgien, Singapur und Großbritannien, 1996 Österreich und Australien, 1999 Niederlande, Brasilien und Slowakei, 2001 Spanien, Italien, Slowenien, Kanada und Neuseeland, 2002 Malaysia, Indien und Georgien, 2003 Frankreich, 2004 Pakistan, 2005 Korea, Ukraine, Liechtenstein und Island, 2006 Armenien.

Derzeit existieren übertragene *(transplanted)* Praktiken gleichzeitig als erkennbare Entitäten an einem Ort (Mitte der 1990er Jahre sind Floorballregeln, Ausrüstung und Kompetenzen in Skandinavien gut eingeführt) sowie als labile, provisorische und neuartige Konfigurationen an anderen Orten – zum Beispiel in Australien (Lai 2001) oder in Großbritannien. Es wird ersichtlich, dass der Prozess des »Expandierens« letztlich ein Prozess der totalen »Neuerfindung« des Spiels ist: Neue Rekruten müssen angeworben, Kompetenzen von Grund auf entwickelt und neue Gewohnheiten etabliert werden. Gleichzeitig existieren gewisse Merkmale bereits, wie die Stöcke, die Bälle und die Grundidee des Spiels. Vor diesem Hintergrund wollen wir nun über unsere gezielten Bemühungen berichten, das Spiel in zwei gegensätzlichen Gemeinden in Großbritannien einzuführen.

Waterhouses, ein Dorf mit rund 300 Haushalten im County Durham im Nordosten von England, hat ein Gemeindezentrum und eine aktive Eigentümergemeinschaft (www.waterhouses.info). Floorball wird zwar in Großbritannien gespielt, doch in Waterhouses hatte noch niemand davon gehört – bis Juli 2004, als Elizabeth eigens importierte Stöcke eines Freitagabends in den Social Club mitbrachte. Es gab genug Interesse, das Spiel einmal zu probieren, und zu diesem Zweck wurde die Halle des Gemeindezentrums für den darauffolgenden Sonntagvormittag gebucht. Eine kleine Gruppe von Nachbarn, Männer und Frauen von 15 bis 65, spielen seither fast jeden Sonntag eine Version von Floorball.[5] Im Lauf der Zeit sind die Floorballspieler von Waterhouses wahrscheinlich geschickter geworden, aber das lässt sich schwerlich bestimmen, da sie keinen äußeren Bezugspunkt haben. Wie bei Sähly gibt es fast keine Regeln, Mannschaften bestehen jeweils aus drei oder vier Spielern, und niemand hält das Ergebnis fest. Für die Spielerinnen und Spieler ist Floorball, das anfangs mit anderen Aktivitäten am Sonntagvormittag konkurrierte, eine eigenständige etablierte Routine geworden – inzwischen werden darum

5 | Da das Spiel unbekannt war, gab es auch keine Zuordnung zu Alter oder Geschlecht.

herum andere Veranstaltungen arrangiert. Das Muster kann sich ändern – regelmäßige Spieler setzen gelegentlich aus, meist weil sie krank sind, Urlaub machen oder andere familiäre Verpflichtungen haben –, aber zur Zeit hat sich Floorball anscheinend in dieser kleinen Nische etabliert.[6]

Unser zweites Versuchsgebiet ist die Universität Lancaster. Wieder bestand unsere Methode darin, die Stöcke mitzubringen, sodass Angehörige einer Fakultät das Spiel ausprobieren konnten. Wie in Waterhouses war man sofort begeistert und wollte unbedingt die Halle – diesmal eine richtige Sporthalle – für ein weiteres Spiel buchen. Inzwischen wird Floorball (fast) jeden Dienstag von 12 bis 13 Uhr gespielt. Hier muss sich das Spiel dem zeitlichen Rahmen des akademischen Betriebs anpassen, in Konkurrenz zu Meetings, Ausflügen und verschiedenen Arbeitsbelastungen, die sich unterschiedlich für den Lehrkörper, die Verwaltungsmitarbeiter und die Studenten gestalten. Das Spiel wurde zwar im Fachbereich Soziologie gestartet, hat aber inzwischen neue Spieler aus dem Institute for Health Research und jüngst aus dem Fachbereich Geografie rekrutiert. Die Teilnehmerzahlen schwanken von Woche zu Woche; neue Rekruten finden sich weiterhin ein, während zuvor engagierte Spieler aufhören, wenn ihre Verträge oder Stipendien auslaufen. Im Augenblick haben wir rund sechs regelmäßige Spieler/innen sowie eine viel größere Anzahl gelegentlicher Gastteilnehmer. Es gibt zwar eine E-Mail-Liste und eine feste Buchung beim Sportzentrum, aber das Spiel bleibt ein »Chaos« – es gibt noch immer keine Regeln (außer einer, nämlich dass man den Stock nicht zu hoch heben darf), und noch immer schreibt niemand die Ergebnisse auf. Doch diese Merkmale schwanken: Manchmal halten einzelne Teilnehmer die Ergebnisse tatsächlich fest, neue Konventionen – etwa nach einem Tor neu anzustoßen – werden eingeführt, und manche Spiele sind zweifellos richtige Wettkämpfe. In Lancaster existiert Floorball insofern, als es einen Ort gibt, an dem es zu einer genauen Zeit gespielt wird, doch seine Form, die fließender als in Waterhouses ist, kann sich ständig aufgrund des unterschiedlichen Zustroms von Spielern ändern. Außerdem besteht inzwischen eine ganz konkrete Gefahr, dass manche regelmäßige Teilnehmer abspringen werden, wenn das Siegen zu wichtig wird und die großen Jungs aus dem Fachbereich Geografie weiterhin nur auf Tore aus sind.

Diese beiden Versuche in Aktionsforschung liefern einige detaillierte Einblicke in die Verpflanzung von Praktiken. Wie die Referenz auf den Gartenbau nahelegt, sind die Merkmale des vorhandenen Bodens genauso wichtig wie die bewusste Arbeit der Kultivierung. In Waterhouses wie in Lancaster wird

6 | Im Detail hat es wesentliche Änderungen gegeben – wir mussten umziehen und in Esh Winning spielen, als die Halle von Waterhouses durch einen Brand beschädigt wurde; eine Zeit lang spielten wir an Freitagen wie an Sonntagen, und es gab Zeiten wie jetzt, als die Anzahl der regulären Spieler bedrohlich abgenommen hat.

soziale Energie darin investiert, Menschen zum Spielen zu ermutigen und das Spiel lange genug »am Leben« zu erhalten, damit es sich als eigenständige »Entität« entwickeln kann. Es mag zwar tatsächlich Rekruten »gewonnen« *(captured)* haben, doch diese Chance bekam es nur, weil es anfangs in diese neuen Umgebungen und Situationen sacht und behutsam »getragen« *(carried)* wurde. Sobald Floorball »angekommen« ist, muss es um Zeit und Energie mit anderen rivalisierenden Praktiken konkurrieren. In Waterhouses hat das Spiel Hausarbeit, Familienausflüge und andere Freizeitformen abgelöst; in Lancaster wird es ständig von Arbeitsverpflichtungen gefährdet. Positiver formuliert: Vorstellungen von Gesundheit, Wohlbefinden und körperlicher Fitness sind wichtige Verbündete, wenn Rekruten an beiden Orten gewonnen und gehalten werden sollen. Das Schicksal von Floorball hängt entscheidend davon ab, wie es sich in Beziehung zu anderen Praktiken positioniert, die sein Weiterbestehen in Frage stellen oder stützen können.

Eine zweite Beobachtung betrifft die Spannung zwischen Routinisierung und Stabilität. In Waterhouses, wo die gleichen paar Menschen spielen, ist das Erlebnis von Woche zu Woche ziemlich gleich. Nicht so in Lancaster, wo eine unterschiedliche Menge von Spielern zu einer weniger vorhersehbaren und in gewissem Sinne lebendigeren Form führt. Werden diese Schauplätze isolierte Inseln in der lokalen Entwicklung von Floorball bleiben? Werden sich Tendenzen zu einer Formalisierung (wie sie in Lancaster evident sind) weiterentwickeln oder werden diese Interessensinseln in ein paar Jahren nicht mehr existieren? Was auch immer passieren wird – eins ist jetzt schon klar: Die Spieler – und ihre unterschiedlich wiederkehrenden Performances – entscheiden buchstäblich das Spiel. Damit ist auch klar, dass die Metapher von der umfassenden »Verpflanzung« irreführend ist. Vielmehr besteht der Prozess darin, dass die Materialien (Stöcke und Bälle) sowie die Idee des Spiels eingeführt werden und dass sich dann herausstellt, welche neuen Formulierungen von Kompetenz und Praxis sich entwickeln.

4. Rekrutierung und Reproduktion

Am Beispiel von Floorball und Digitalfotografie wollten wir die *dynamische* Beziehung zwischen Praxis-als-Entität und Praxis-als-Performance betrachten, die durch parallele Prozesse der Rekrutierung und Reproduktion gekennzeichnet ist. Bevor wir zu den Schlussfolgerungen dieser Untersuchung gelangen, wollen wir uns mit einigen methodologischen Überlegungen befassen.

Wir haben eine Reihe verschiedener Techniken angewandt, eine Kombination von sekundären Quellen, Interviews, Autoethnografie und Aktionsforschung, um die an sich schwer fassbaren Verläufe von Praktiken in Zeit und Raum zu bestimmen. Die Ergebnisse mögen zwangsweise unbefriedigend sein:

Beschreibungen individueller Erfahrungen und Karrieren verstellen »Hintergrundmerkmale« – etwa die Erfahrungen aller anderen Floorballspieler in Finnland in den 1970er Jahren oder globale Veränderungen in der Technik der digitalen Bildverarbeitung. Dagegen unterdrücken typisierte Erzählungen, wie sich Floorball von einem Land in andere Länder verbreitet oder wie das Fotografieren mit Film altmodisch wird, zwangsläufig die genauen Details dessen, was Floorballspieler und Fotografen tatsächlich tun. Indem wir uns zwischen diesen unterschiedlichen Untersuchungsformen hin und her bewegt und Parallelen und Unterschiede zwischen unseren beiden Fallbeispielen ermittelt haben, versuchten wir, vielfache Darstellungsformen im Blick zu behalten. Dieses Jonglieren wird zusätzlich durch das Bedürfnis verkompliziert, herauszufinden, wann und wo wir die Grenzen unserer Untersuchung ziehen sollen.

So könnten und sollten wir vielleicht mehr über die nicht als Praktiker, sondern als Promoter, Entwickler und kommerziell interessierte Beteiligten sagen. Im Fall der Digitalfotografie ist die Feststellung sicher relevant, dass die technischen Qualitäten von Digitalkameras sich in den letzten zehn Jahren erheblich verändert haben und dass ihr Durchschnittspreis stark zurückgegangen ist. Beim Design und bei der Vermarktung neuer Modelle setzen die großen Firmen wie Canon, Olympus und Sony auf entstehende Trends und verstärken sie, indem sie etwa die Pixelzahl erhöhen und Aspekte von Komplexität und Kontrolle erweitern oder verringern. Unterdessen ist Floorball von unten gewachsen und hat sich bis zu dem Punkt hin entwickelt, dass das Spiel in manchen Ländern eine institutionalisierte Sportart geworden ist, samt Sponsoren, Zuschauern, Fernsehübertragungen, Markenausrüstung und Spielerikonen. Diese Merkmale sind zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, dass die fraglichen Praktiken Träger gewonnen und gehalten haben, die Floorball und Fotografie geschäftig reproduzieren und von innen her umwandeln – ohne Praktiker gäbe es keine Praxis. Gleichzeitig sind das Unterstützen und Fördern von Interessen und Akteuren integrale und keine externen Merkmale der Dynamik, die wir zu beschreiben versuchten. Noch allgemeiner gesprochen, müssten wir wahrscheinlich auch die Entwicklung einer charakteristischen Klasse von freiwilligen Aktivitäten – Hobbys, Freizeit, Sport – betrachten, deren Existenz wiederum durch die aktive Reproduktion von Freizeitaktivitäten wie Floorball und Fotografie aufrechterhalten wird.

Dies sind natürlich fortdauernde Fragen, die immer wieder angesprochen werden sollten, und keine Probleme, die ein für allemal gelöst werden müssten. Indem wir so darauf reagieren, wie wir es getan haben, und indem wir einige Untersuchungslinien, andere aber nicht verfolgt haben, versuchten wir uns mit den beiden Kernfragen zu befassen, von denen wir ausgegangen sind: Wie gewinnen und halten Praktiken Praktiker? Und wie verändern sich Praktiken von innen heraus? Zum Schluss wollen wir die Hauptthemen näher beleuchten, die sich aus dieser Arbeit ergeben.

Neue Hobbys treten oft zufällig in unser Leben. Dazu müsste mehr über die soziale Strukturierung von Gelegenheiten und damit über die Beziehung zwischen Systemen von Ungleichheit, Macht und der Entwicklung von Praxis gesagt werden. Wenn Praktiken beliebter werden, ändern sich die Chancen, sich daran zu beteiligen (so ist es derzeit einfacher, sich einem Floorballteam in Finnland anzuschließen als in England). Außerdem spielen die Details von Rekrutierung und »Gewinnung« *(capture)*, etwa eine frühere Erfahrung und Geschichte, für die Details der Reproduktion eine Rolle (zum Beispiel für die Art von Digitalfotografie, die tatsächlich angewandt wird, und für die Art von Floorball, die gespielt wird). Unabhängig von den genaueren Umständen lässt sich allgemein sagen, dass eine erste Begegnung die Samen für eine Weiterentwicklung in sich trägt, und zwar sowohl für potenzielle Rekruten als auch für die Praxis selbst. Für den einzelnen Menschen besteht das Muster anscheinend darin, dass positive Erfahrungen Prozesse von Wiederholung und Reproduktion auslösen, durch die die neue Entität – Floorball, Fotografie oder was auch immer – ein Teil des Lebens dieses Menschen wird. Auf diese Weise werden Menschen die Träger der Praxis. Andere parallele Prozesse wie die von Widerstand und Ausstieg *(defection)* sind genauso wichtig, will man die Konturen einer Praxis bestimmen. Die Tatsache, dass sich die Erfahrungen von Praktikern im Lauf der Zeit ändern, nämlich wenn der Spaß am Neuen von Vertrautheit abgelöst wird (Becker 1963), und dass Träger fortlaufende Karrieren haben, erinnert uns nachdrücklich an die wesentliche Dynamik von Rekrutierung wie Reproduktion.

Praktiken bekommen durch Wiederholung eine eigene Identität. In der Konsequenz kommt es zu einer (stets vorläufigen) Stabilisierung, wenn Praktiken durch existierende wie durch neue Praktiker zunehmend getreu wiederholt werden (Pantzar 1993). Soziale und psychologische Prozesse wie Sozialisierung, Lernen oder Gewohnheitsbildung spielen eine wichtige Rolle, wenn wir erklären wollen, warum sich das Alltagsleben um so viele wiederholte Routinen dreht. Aber wenn solche Routinen zu Schließungen führen, wie erklären wir dann Neuheit und Innovation? Die übliche Antwort lautet, dass sich die äußeren Bedingungen ändern. Doch unsere Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass sich Praktiken auch von innen heraus entwickeln oder genauer: als Konsequenz der fortwährenden Neupositionierung von Praktikern in Bezug auf die Entität oder Praxis, die sie aufrechterhalten und reproduzieren.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass die Karrieren von Praktikern durch eine unvermeidliche Ansammlung von Erfahrungen gestaltet werden. Die wiederholte Performance hat den doppelten Effekt, dass sie Praktiker enger an die jeweilige Praxis bindet, während sie auch ihre Beziehung zu ihr verändert. Das heißt, was es bedeutet, Floorball oder Digitalfotografie zu betreiben, entwickelt sich folglich im Laufe der Karriere jedes Praktikers. Dies hat wiederum kumulative und zuweilen irreversible Konsequenzen für die Karriere der

Praxis insgesamt. Gleichzeitig beobachten wir eine gewisse Unbestimmtheit, die von den ebenfalls sich entfaltenden Lebensbahnen anderer Menschen, Institutionen und derjenigen Elemente ausgeht, aus denen Praktiken bestehen. In dieser Untersuchung haben wir Praktiken großenteils als relativ begrenzte Entitäten mit unabhängigen eigenen »Karrieren« behandelt. Es ist jedoch klar, dass sich die Lebenswege von Praktiken mit zuweilen förderlichen, zuweilen zerstörerischen Konsequenzen überschneiden. So haben wir beispielsweise eine Art von »Rivalität« zwischen Fotografieren mit Film und Digitalfotografie beobachtet, ebenso wie zwischen Floorball und anderen Möglichkeiten, seine Zeit am Sonntagvormittag oder am Dienstagmittag zu verbringen.

Diese synchronen Beziehungen haben anhaltende, wenn auch unvorhersehbare Folgen für die längerfristige Strukturierung des Netzwerks von Praktiken, die das tägliche Leben ausmachen. Aus der Distanz erweist sich somit, dass die selbsttransformativen, selbstperpetuierenden Praktiken jedes Individuums (eines Artefakts, eines Menschen oder einer Organisation) durch Wechselwirkung an die anderer gebunden sind, sodass Individuen und Güter in größere Systeme eingebettet sind. Dies erinnert in gewisser Weise an Preds (1981) Analyse der räumlichen und zeitlichen Überschneidung von individuellen und institutionellen »Pfaden« und »Projekten«, wie er dies nennt. Indem Individuen, so Pred, ihrem »täglichen« Pfad folgen, einige Praktiken aufrechterhalten, andere aber nicht, und indem sie – freiwillig oder unfreiwillig – in kollektive Projekte hineingezogen werden, gestalten sie ihre eigene zukünftige Lebensbahn sowie die Chancen und möglichen Praktiken, die sich für andere auftun (oder verschließen). Dies führt zur fortwährenden Rekonfiguration stets emergenter Formen von Bündelung und Auflösung, von Konvergenz und Divergenz zwischen Komplexen von Praktiken und denjenigen, die sie tragen *(carry)*. Dementsprechend sind Rekrutierung und Abspringen *(defection)* gleichzeitig signifikant für das Leben von Individuen, für die Karrieren von Praktiken, für die Beziehungen zwischen Praktiken und somit für die sich wandelnde Struktur des Alltagslebens.

Schließlich verweisen unsere Ausführungen über Prozesse der Übertragung und Transformation auf weitere Probleme, die einer genaueren Debatte bedürfen. Wie unsere Überlegungen zur Digitalfotografie gezeigt haben, können konstitutive Elemente der Praxis – etwa die Vorstellung, was ein gutes Foto ausmacht, oder die Kompetenz im Umgang mit Software – zirkulieren (beispielsweise zwischen Film und digital oder zwischen Computerarbeit und Fotografie) und sich auf neue Weise und mit neuen materiellen Artefakten verbinden. Die »Verbreitung« von Floorball hängt wohl von vielfachen Formen der Zirkulation ab, da Stöcke und Vorstellungen davon, wie gespielt werden soll, ganz buchstäblich von einem Land in andere Länder getragen werden. Dies ist insofern relevant, als das Spiel zwar für Waterhouses und Lancaster neu ist, aber neue Rekruten eine Ausrüstung verwenden, deren Form von früheren

Spielergenerationen anderswo stabilisiert worden ist (z.B. in Skandinavien, in der Schweiz und in Kanada). Obwohl die Zirkulation wichtig ist, ist sie doch nicht alles. So sehr diese Materialien »erstarrte« soziale Beziehungen konstituieren könnten, bestimmen sie nicht wirklich, wie das Spiel gespielt wird. In diesem Fall ist es wie bei der Fotografie, dass Übertragung, Umwandlung und Integration von Neuem anscheinend koexistieren. Diese Beobachtung führt uns zu zwei Schlussfolgerungen. Zum einen ist der Unterschied zwischen den an der ersten »Erfindung« einer Praxis beteiligten Prozessen und ihrer Übernahme durch andere nicht so groß – auch wenn sich die Substanz der Praxis mit Sicherheit im Lauf der Zeit entwickeln wird. Zum andern haben die Elemente der Praxis (Stöcke, Bilder, Kompetenzen) eine halbautonome Existenz in dem Sinn, dass sie sich zwar durch, aber bis zu einem gewissen Grad auch abseits von den Praktiken, durch die sie betrieben und reproduziert werden, bewegen. Dies ist eine wichtige Erkenntnis, wenn man über die Beziehung zwischen Praxis-als-Performance (die die lokalisierte und unmittelbare Integration von Elementen beinhaltet) und einer zwar stets provisorischen, aber auch beständigeren und verbreiteteren Praxis-als-Entität nachdenkt, ebenso wie darüber, wie Praktiken miteinander zusammenhängen.

In unserer Einleitung haben wir ein wenig provokativ behauptet, dass wir uns Praktiken als gleichsam vampirartige Entitäten vorstellen könnten, die Populationen angemessen engagierter Praktiker (d.h. Wirte *[hosts]* und Träger) gewinnen, um zu überleben. Wir sind zwar nicht so weit gegangen, Floorball oder Digitalfotografie eine Handlungsmacht zuzuschreiben. Doch wir erkennen an, dass Praktiker, wenn sie in solche Aktivitäten hineingezogen werden, diesen sich entwickelnden Formen von Freizeitspaß Ressourcen, Stärkung und Unterstützung zukommen lassen. Zugleich haben wir behauptet, dass Praktiker keine unschuldigen Träger von vorgefertigten Entitäten sind. Was genau Digitalfotografen und Floorballspieler tun, ist in der Tat wichtig dafür, was Digitalfotografie und Floorball werden könnten. Wird die Digitalfotografie zu neuen Genres der Bilderzeugung führen, werden sich die Kontexte und Situationen, in denen Bilder konsumiert und produziert werden, bis zur Unkenntlichkeit verändern? Werden die Kohorten von Schulkindern, die mit Floorball aufgewachsen sind, das Spiel in etwas anderes verwandeln? Das lässt sich unmöglich sagen. Es ist jedoch klar, dass Lexikondefinitionen – Rekrutierung geht auf das französische Wort »recroître« zurück, das so viel wie »nachwachsen« bedeutet (Fowler/Fowler 1990) – die ganz enge Beziehung zwischen Rekrutierung, Reproduktion und Transformation unterschätzen. Im Hinblick auf Praktiken wie Floorball oder Fotografie heißt rekrutieren auch verändern.

Aus dem Englischen von Michael Schmidt

Erstveröffentlichung: Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika (2007): »Recruitment and Reproduction: The Careers and Carriers of Digital Photography and Floorball«, in: Human Affairs 17 (2), S. 154-167; Übersetzung mit freundlicher Genehmigung von Human Affairs.

Literatur

Becker, Howard S. (1963): Outsiders, New York (dt.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Wiesbaden 2014).

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen, Frankfurt a.M.

Cashmore, Ernest (2000): Making Sense of Sports, London.

Csikszentmihalyi, Mihaly/Rochberg-Halton, Eugene (1981): The Meaning of Things: Domestic Symbols and the Self, Cambridge.

Fowler, H. W./Fowler, F. G. (1990): Concise Oxford Dictionary, Oxford.

Gagnon, John H./Simon, William (1973): Sexual conduct: the social sources of human sexuality, Chicago.

Giddens, Anthony (1984): The Constitution of Society, Cambridge. (dt.: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M. 1988).

Goffman, Erving (1991): Asylums: Essays on the social situation of mental patients and other inmates, London (dt.: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1972).

Gomart, Emilie/Hennion, Antoine (1999): »A sociology of attachment: music amateurs, drug users«, in: John Law/John Hassard (Hg.), Actor Network Theory and After, Oxford, S. 220-247.

Gustin, Carl E. (1998): »Pictures in the digital economy«, in: Don Tapscott/Alex Lowy/David Ticoll (Hg.), Blueprint to the Digital Economy, New York, S. 156-178.

Guttmann, Allen (1978): From Ritual to Record, New York (dt.: Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports, Schorndorf 1979).

International Floorball Federation (2004): www.floorball.org/ (siehe auch Floorball Verband Deutschland e.V. www.floorball.de).

King, Graham (1986): Say Cheese, London.

Lai, Fong-Yi (2001): Sport globalisation as sport diffusion: Penetration of floorball and gridiron football into Australia, Diss. Griffith University, Australien.

Lewis, Neil (2004): »Sustainable adventure: embodied experiences and ecological practices within British climbing«, in: Belinda Wheaton (Hg.), Understanding lifestyle sports, London, S. 70-93.

MacAndrew, Craig/Edgerton, Robert B. (1969): Drunken Comportment: A Social Explanation, Chicago.

Mahony, Daniel F./Howard, Dennis R. (2001): »Sports Business in the Next Decade: A General Overview of Expected Trends«, in: Journal of Sport Management 15, S. 275-296.

NASA (2004): http://rainer.hq.nasa.gov/Sensors_page/DD/HST&GLL_CCD.html, accessed 2.2.2004.

Pantzar, Mika (1993): »Do Commodities Reproduce themselves through Human Beings?«, in: World Futures, Journal of General Evolution 38, S. 201-224.

Pantzar, Mika/Sundell-Nieminen, Riita (2003): »Towards an Ecology of Goods: symbiosis and competition between household goods«, in: I. Koskinen (Hg.), Empathic Design: User Experience in Product Design, Helsinki.

Pred, Allan (1981): »Of Paths and Projects: Individual Behaviour and its Societal Contexts«, in: R. Golledge/K. Cox (Hg.), Behavioural Problems in Geography Revisited, London.

Reckwitz, Andreas (2002): »Towards a Theory of Social Practices: A development in culturalist theorizing«, in: European Journal of Social Theory 5 (2), S. 243-263.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social, Cambridge.

Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike v. (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, London.

Shoham, Amir (2000): »Predicting Future Sport Consumption: The Impact of Perceived Benefits«, in: Sport Marketing Quarterly 9 (1), S. 8-14.

Slater, Don (1995): »Domestic Photography and Digital Culture«, in: Martin Lister (Hg.), The photographic image in digital culture, London, S. 129-146.

Spence, Jo/Holland, Patricia (Hg.) (1991): Family Snaps: the meanings of domestic photography, London.

Suchman, Lucy (1987): Plans and Situated Actions: the problem of human-machine communication, Cambridge.

Sudnow, David (1978): Ways of the hand: the organisation of improvised conduct, London.

Warde, Alan (2005): »Consumption and Theories of Practice«, in: Journal of Consumer Culture 5 (2), S. 131-153.

Westerbeek, Hans/Smith, Aaron (2003): Sport Business in the Global Marketplace, New York.

Praktiken der Subjektivierung – Subjektivierung als Praxis

Thomas Alkemeyer und Nikolaus Buschmann

In den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften ist die Zeit radikaler »Paradigmenwechsel« seit langem vorbei. Dafür wird mit immer neuen *turns* um das auch im wissenschaftlichen Diskursuniversum knappe Gut Aufmerksamkeit gerungen. Die inflationäre Rede vom »turn« mag zu Ermüdungserscheinungen geführt haben; immerhin hat sie aber das Gute an sich, den mit dem großen Begriff des »Paradigmenwechsels« noch verbundenen »Ausschließlichkeitsanspruch« aufzuweichen (Schlögel 2003: 68): »Turns« sind keine »›Mega‹wenden« (Bachmann-Medick 2006), sie beanspruchen nicht, die Welt neu zu erfinden, sondern es geht, bescheidener, um »Verschiebungen von Blickwinkeln und Zugängen« (Schlögel 2003: 68). Statt vollkommen neue Konzepte von Kultur oder Sozialität zu entwickeln, werden bekannte Denkfiguren, Konzepte und Methoden neu profiliert und ausgerichtet, so dass sie »bisher nicht oder nur wenig beleuchtete Seiten sichtbar werden lassen« (ebd.).[1]

Der *practice turn* gehört zu einer ganzen Serie solcher kulturwissenschaftlichen Blickwinkelverschiebungen, die neben der Sprache *(linguistic turn)* unter anderem auch Bilder *(iconic turn)*, Materialitäten *(material turn)*, Räume *(spatial turn)* oder Körper *(body turn)* als Ko-Akteure des Sozialen haben (neu) entdecken lassen. Unter den Bezeichnungen »Praxistheorie«, »Theorien sozialer Praktiken« oder »Praxeologie« erhebt seit dem Ende der 1990er Jahre ein facettenreiches Bündel familienähnlicher Theorien, Analyseansätze und Forschungsrichtungen den Anspruch, eine weitere neue Perspektive auf soziale und organisationale Phänomene zu gewinnen (Schatzki 1996; Reckwitz 2003; Schmidt 2012; Nicolini 2012; Hillebrandt 2014). Zu diesem Bündel werden so unterschiedliche Ansätze wie Bourdieus »Theorie der Praxis«, Giddens Theorie der »Strukturation«, de Certeaus Analysen der »Kunst des Handelns«, Foucaults Genealogien der »Praktiken des Selbst« und der

1 | Insofern hat Bongaerts (2007) durchaus Recht mit seiner Kritik, dass praxistheoretische Theorievorschläge nicht ganz so innovativ seien, wie mitunter behauptet wird.

»Gouvernementalität«, Butlers Konzept der Performativität, Goffmans Interaktionsanalysen, Garfinkels Ethnomethodologie, Elias' Figurationstheorie, Meads Interaktionssoziologie, die Cultural Studies und die Science Studies oder auch Latours Akteur-Netzwerk-Theorie gezählt. Ein diese heterogenen Ansätze einigendes Band lässt sich zuvörderst *negativ* bestimmen: Praxistheorien richten sich sowohl gegen objektivistische (kollektivistische, holistische, strukturalistische) als auch gegen subjektivistische (individualistische, atomistische, intentionalistische) Erklärungen des Sozialen. Sie setzen weder unsichtbar hinter den Kulissen wirkende Kräfte und Strukturen einer bereits fertigen Welt voraus, denen Menschen (oder andere Entitäten) ausgesetzt wären, um als ausführende Organe die Integrität des Sozialsystems aufrecht zu erhalten, noch gehen sie von einem weltkonstituierenden Handeln souveräner (rationaler) Akteure aus. Zugleich grenzen sie sich von Theorien ab, die – wie der symbolische Interaktionismus – den Kern des Sozialen im symbolischen Austausch sehen, oder – wie textualistische Modelle – dieses Soziale jenseits von Körper und subjektivem Geist in semiotischen, diskursiven oder kommunikativen Prozessen lokalisieren.

Positiv ist mit diesen Abgrenzungen das Anliegen verbunden, einen dritten Weg zwischen methodologischem Kollektivismus und methodologischem Individualismus zu finden: Durch eine »Praxeologisierung« des Sozialen (Schmidt 2012: 28-50) soll *empirisch* sichtbar gemacht werden, wie soziale Ordnungen im praktischen Zusammenspiel von Körpern, Dingen und Artefakten erzeugt, aufrechterhalten und verändert werden. Diese Hinwendung zur materiellen, körperlich-sinnlichen Praxis als Dreh- und Angelpunkt theoretisch-empirischer Analysen bedeutet, um mit Bourdieu zu sprechen, die Abkehr von einem »scholastischen« Theorieverständnis, das sich durch eine »Theaterperspektive« auf die Welt auszeichnet.

Allerdings ist der Anspruch, mit der Soziologie sozialer Praktiken eine Soziologie jenseits von Strukturalismus und Handlungstheorie zu formulieren, bisher allenfalls ansatzweise eingelöst worden. Auch die praxistheoretische Debatte bewegt sich, so die Ausgangsthese dieses Beitrags, weiterhin im Rahmen der altbekannten Alternative, ob die soziale Praxis Individualität allererst konstituiert, oder ob sie auf eine im Voraus bestimmte Individualität und deren Aktivitäten zurückgeht. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, so eine weitere, daran anschließende These, dass »Struktur« und »Handeln« schlechterdings nicht gleichzeitig und in gleicher Weise zu beobachten sind: Strukturen im Sinne von Mustern, die sich in historischen Kontexten formiert haben, können ausschließlich im Nachhinein identifiziert werden. Indem wir sie identifizieren und interpretieren, können wir etwas über die Entstehung der kontingenten Bedingungen lernen, unter denen gegenwärtig gehandelt wird. Gegenwärtig beobachtete Handlungen und Interaktionen gehören hingegen zu einer unfasslichen, im Werden begriffenen Wirklich-

keit, in der Ereignisse und Erfahrungen auftauchen, deren Möglichkeit nicht in den rekonstruierten Strukturen enthalten war und die sich deshalb auch nicht im Rekurs auf diese Muster erklären und verstehen lässt (Boltanski 2010: 92f.). Entsprechend koexistieren in der praxistheoretischen Debatte, mitunter in ein- und demselben Ansatz, zwei analytisch zu unterscheidende Sichtweisen, die sich durch einen je eigenen Zusammenhang zwischen der eingenommenen wissenschaftlichen Beobachterperspektive, der Praxiskonzeption, dem den »Handlungsträgern« zugeschriebenen Status, der Gewichtung von Beharrung oder Veränderung sowie ihrer impliziten Empirie (Hirschauer 2008a) auszeichnen.

Im Folgenden sollen zunächst beide Pole idealtypisch rekonstruiert werden. Während in der einen Perspektive Akteure auf bloße Vollzugsorgane sie »rekrutierender« Praktiken reduziert werden, denen lediglich die Funktion zukommt, Praktiken am Laufen zu halten, neigt die andere Perspektive dazu, ein präpraktisches Subjekt vorauszusetzen, um die Vollzugsoffenheit der Praxis und damit die Veränderbarkeit des Sozialen überhaupt denken zu können (1.). Zur Überwindung dieser Polarisierung ist es nötig, die Ausformung sozialer Ordnungen und ihrer »Akteure« als einen ko-konstitutiven und ko-extensiven Verweisungszusammenhang zu begreifen. In diesem zweiten Schritt sollen theoretisch-methodologische Überlegungen darüber angestellt werden, wie dies möglich ist. Da es sich bei Praxiskonzeptionen um Beobachtungskonstrukte handelt, sind das jeweilige Praxisverständnis und eine bestimmte Beobachterperspektive wechselseitig aufeinander verwiesen. Im Anschluss daran schlagen wir eine *Methode systematischer Perspektivwechsel* vor, um sowohl die Strukturierungen des Handelns und der »Einstellungen« der Agierenden als auch die kontingente Entfaltung von Praxis durch sich darin selbst bildende »Handlungssubjekte« in den Blick zu bringen (2.). Insbesondere die konkreten Ausformungen kompetenter Teilnehmerschaft scheinen ein Desiderat praxeologischer Analysen und Theoriebildung zu sein. Zum einen sind diese Prozesse bislang kaum einmal mittels einer praxistheoretischen Analyse-Optik empirisch untersucht worden. Zum anderen ist mit den zu diesem Zweck in aller Regel eingebrachten Konzepten der Sozialisation oder der Habitualisierung die Neigung verbunden, die praxistheoretische auf eine funktionalistische Perspektive zurückzuwerfen. Vor diesem Hintergrund sollen Konzepte praktischer Teilnahmebefähigung ausgelotet werden, die gegen einen solchen Rückfall wappnen. Die Prozesskategorie *Befähigung* bringt einerseits zum Ausdruck, dass »Akteure« erst in ihrer Teilnahme an Praktiken zu Trägern von Fähigkeiten werden und sich zu solchen machen. Andererseits verweist sie darauf, dass der Status als kompetentes Teilnehmersubjekt von der Anerkennung anderer Teilnehmer abhängig ist, in die je spezifische normative Erwartungen eingefaltet sind. Deshalb beobachten wir diese Vorgänge als

Prozesse der *Subjektivierung* und *Selbst-Bildung*,[2] um auf diese Weise ihre von Spannungen, Reibungen oder Widersprüchen gekennzeichnete Ambivalenz zwischen Aktivität und Passivität, Anpassung und Eigensinn, Routine und Reflexivität in den Blick zu bekommen (3.).

1. Praxiskonzeptionen zwischen Objektivismus und Subjektivismus

Es gehört zum Ursprungskern der Soziologie, mit der philosophischen Idee des Subjekts als eines souveränen Zentrums der Initiative und des Handelns zu brechen und damit ein starkes, grundbegriffliches Verständnis von Subjektivität zu dekonstruieren (Nassehi 2012). Zugleich hat sie das Handeln der Individuen als etwas im Blick, dem das Soziale in seinen historisch-situativen Besonderheiten entspringt. Diesem Interesse für Kontexte und deren Zwänge einerseits sowie für das individuelle Handeln und dessen Unberechenbarkeit andererseits entsprechend hat sich eine Art Arbeitsteilung ausgebildet, die gemeinhin mit der Makro-Mikro-Unterscheidung bezeichnet wird: Liegt der Fokus makrosoziologischer Perspektivierungen des Sozialen auf verhaltensbestimmenden Kontexten wie Strukturen oder Systemen, so gilt das Interesse mikrosoziologischer Ansätze dem (kreativen) Handeln und den Interaktionen von Individuen in überschaubaren Situationen, aus denen Muster und Routinen, aber auch Neues entstehen können.

Praxistheorien erheben den Anspruch, beide Perspektivierungen des Sozialen miteinander zu verbinden und damit dem eingespielten Dualismus von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Handlungen zu entkommen. Sie gehen weder von einer präpraktischen Existenz sozialer Ordnungen noch von individuellen Handlungen aus, sondern richten ihr Interesse auf das *Ordnen* des Sozialen in den Geflechten alltäglicher Praktiken, an denen nicht nur Menschen und (ihre) Körper, sondern auch natürliche Dinge und kulturelle Artefakte teilhaben. Da in diesen nicht-menschlichen Teilnehmern an Praktiken ein historisch akkumuliertes Wissen, Gewohnheiten und Zwecksetzungen objektiviert und sedimentiert seien, bahnen sie, so eine Grundannahme praxistheoretischer Ansätze, bestimmte Handlungsvollzüge vor, ohne diese

2 | Mit diesem Begriffspaar bringt das Oldenburger Graduiertenkolleg »Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive« das spannungsvolle Ineinander von passiv hinzunehmenden Positionierungen und den Strategien und Techniken aktiver Selbstpositionierung und Selbstformung in den Blick (vgl. dazu Alkemeyer et al. 2013).

jedoch in einem starken Sinne zu determinieren.[3] Vielmehr sei jeder praktische Vollzug eine erneute Realisierung von etwas bereits Vorhandenem, Eingelebtem und Vertrautem, die Veränderungen mit sich bringe (Hörning 2001: 163). Eine abbildgetreue Reproduktion ist damit ebenso wenig denkbar wie das Entstehen von etwas radikal Neuem. Klassischen Entgegensetzungen von Stabilität und Instabilität, Strukturiertheit und Offenheit oder Kristallisation und Veränderung sozialer Ordnung werden so mit dem Anspruch unterlaufen, die Gleichzeitigkeit beider Seiten dieser Gegensatzpaare in den Blick zu bekommen (Reckwitz 2003: 289ff.).

Einen Niederschlag findet dieser Anspruch in der *analytischen* Unterscheidung zwischen »practice-as-entity« und »practice-as-performance« (Shove et al. 2012: 8; Shove/Pantzar in diesem Band): zwischen *Praktiken* als kulturell geformten Mustern identifizierbarer Einheiten einerseits und *Praxis* im Sinne von Verrichtungen andererseits, in deren Vollzügen sich fortlaufend eine je besondere Gegenwart entfaltet, die sich vollständiger Berechenbarkeit entzieht. In diesem Sinne kann unter *Praxis* ein immer nur gegenwärtiges und somit kontingentes Vollzugsgeschehen verstanden werden, das ausschließlich im Rückblick und vom Standpunkt eines Beobachters zweiter Ordnung als eine performative »Strukturierung im Vollzug« (Volbers 2011: 142f.) rekonstruierbar ist. Mit *Praktiken* werden in der aktuellen praxistheoretischen Debatte demgegenüber typisierte und sozial intelligible Bündel nicht-sprachlicher und sprachlicher Aktivitäten bezeichnet, die in »sites of the social« (Schatzki 2002: 63ff.) lokalisiert sind. Entlang dieser Praxis-Konzeptionen, so unsere Beobachtung, können in der »Familie« der Praxistheorien gleichsam »Unterfamilien« ausgemacht werden, die sich dadurch voneinander unterscheiden, dass sie den Fokus entweder auf die Gleichförmigkeit und Strukturiertheit des Sozialen oder aber auf ihre Unregelmäßigkeit und Offenheit legen, Praxis also in erster Linie als Einheiten *(practice-as-entity)* beobachten, die durch eine »continuity of form« (Giddens 1979: 216) gekennzeichnet sind, oder eher im Sinne eines kontingenten Aufführungsgeschehens *(practice-as-performance)* analysieren. Da es sich hierbei um eine idealtypische Unterscheidung handelt, tatsächlich zwischen den Vertretern der Unterfamilien jedoch viele Querverbindungen und Überschneidungen existieren, beansprucht diese Zuordnung keine Trennschärfe, sondern dient einzig dazu, auf die unterschiedlichen theoretisch-methodologischen Perspektivierungen und die daraus resultierenden Konsequenzen für die Konzeptualisierung der sozialen Ordnung und ihrer Subjekte innerhalb des weiten epistemologischen Feldes der Praxistheorien aufmerksam zu machen.

3 | Schatzki (2002: 96f.) bezeichnet diese Form der Anbahnung und Kanalisierung eines gegenwärtigen Geschehens als Präfiguration.

1.1 Practice-as-entity

Unter anderem im Rekurs auf Norbert Elias' Figurationskonzept, das die Aufmerksamkeit weg von den einzelnen Menschen hin auf die »relative Autonomie« ihrer Beziehungen lenkt, wie auch auf das Diktum Erving Goffmans, in der ethnografischen Untersuchung von Interaktionsritualen ginge es nicht um »Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen« (Goffman 1971: 9), wird in der aktuellen praxistheoretischen Diskussion ein Primat der sozialen Praktiken gegenüber den individuellen Akten postuliert, aus denen diese Praktiken gebildet werden (Schmidt 2012: 41). Mit der Rede von den Praktiken und »ihren« »Partizipanden« (Hirschauer 2004)[4] haben die Praxistheorien eine deutliche Sprache für einen methodologischen Anti-Individualismus gefunden. Dieser richtet sich gegen handlungstheoretische Perspektivierungen, die den Ausgangspunkt des Sozialen in den Motiven einzelner »Akteure« lokalisieren. Stattdessen werden die situierten Verflechtungen verkörperter Teilnehmeraktivitäten in den Mittelpunkt der Analyse des Entstehens intelligibler sozialer Ordnungen und ihrer »Handlungssubjekte« gerückt.[5]

Dieses Postulat eines Vorrangs der Praktiken gegenüber den Aktivitäten »ihrer« Partizipanden ist allererst *methodologisch* in dem Sinne gemeint, dass *explanativ* nicht von den Handlungspotenzialen der beteiligten Entitäten ausgegangen wird, sondern von den sozialen Prozessen, in deren Dynamik diese sich verwickeln. Ausdrücklich soll es diese »*partizipatorische*« im Kontrast zu einer »*kontributorischen*« Perspektive auf Praktiken »erlauben, jede Reifikation von Akteuren zu vermeiden« (Hirschauer 2004: 74; Herv. i. Orig.).[6] Allerdings zeigt sich in manchen Beiträgen der gegenwärtigen Debatte nun die genau entgegengesetzte Neigung, statt der Akteure die Praktiken zu reifizieren, den methodologischen Primat praktischer Verwicklungen als Explanans der Partizipanden und ihrer Teilnahmeleistungen also *ontologisch* zu interpretieren. Praktiken werden dann nicht als ein Explanans, sondern als »sehr konkret benennbare« (Reckwitz 2003: 289) Realitäten behandelt, wie Praktiken des Arbeitens, Spielens, Regierens, Organisierens und der Reflexivität (Reckwitz 2009) oder des Herstellens, Autofahrens, Duschens und Zähneputzens (Shove

4 | Partizipanden sind hier »alle Entitäten, die auf eine spezifische Weise in den Vollzug von Praktiken involviert sind« (Hirschauer 2004: 74f.).

5 | Aus »Sicht der Praxistheorie und im Gegensatz zum Mentalismus« seien »Wissen und seine Formen nicht ›praxisenthoben‹ als Bestandteil und Eigenschaften von *Personen*, sondern immer nur *in Zuordnung zu einer Praktik* zu verstehen und zu rekonstruieren«, so Reckwitz (2003: 292, Herv. i. Orig.).

6 | Auf dieser Folie wirft Hirschauer (2004: 74) auch der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) vor, akteurszentriert zu bleiben.

et al. 2012). Als derart empirisch identifizier- und klassifizierbare »Praxisformen« gelten Praktiken als die kleinsten Einheiten der sozialwissenschaftlichen Analyse, aus deren Verflechtungen sich die »soziale Welt« zusammensetze (Reckwitz 2003: 289f.).

Theoriestrategisch laufen die solcherart reifizierten Praktiken Gefahr, zu einem Äquivalent der »inzwischen vielgeschmähten Strukturen« (Füssel 2003: 159) strukturalistischer Modelle zu werden – vor allem dann, wenn Praktiken generell *wie* ein regelhaftes Spielgeschehen begriffen werden, das die individuellen Handlungen und Aktionen der einzelnen Spieler übergreift und auch dann weiterläuft, wenn einzelne Teilnehmer aus- und dafür andere Kräfte als »Mitspieler« einsteigen (Schmidt 2012: 41), oder wenn sie als Einheiten aufgefasst werden, von denen kausale Wirkungen ausgehen können. Praktiken scheinen dann irgendwelche Entitäten als ihre Träger zu »rekrutieren« (Shove et al. 2012: 63-80) oder »ihr Subjekt« zu produzieren (Reckwitz 2009: 176; ähnlich Schmidt 2012: 70). Im Gegenzug zu den subjektphilosophischen Prämissen handlungstheoretischer Ansätze hypostasiert eine solche Diktion nun ihrerseits die Praktiken zu *überindividuellen* Ganzheiten, die über zwingende oder kreationistische Kräfte zu verfügen scheinen. Die Beziehungen zwischen den Praktiken und ihren »Teilen« stellen sich in der Folge als ein einseitiges Bedingungs- oder sogar Hervorbringungsverhältnis dar; die Analyse der Verwicklung von Entitäten als Partizipanden und damit auch des Entstehens von »Handlungsträgerschaft« und »Mitspielfähigkeit« folgt einer monodirektionalen Erklärungsperspektive von den Praktiken zu den Teilnehmern. Das klassische »Subjekt« der Subjektphilosophie wird, ebenso wie sein soziologischer Wiedergänger, der »Akteur« der Handlungstheorie, durch eine Art »Vollzugsbeamtentum« ersetzt; die Aktivitäten, das Auftreten und Verhalten, die Psyche, Affekte und sinnliche Wahrnehmung der Teilnehmer erscheinen als Wirkungen von Praktiken ausgehender sozio-kultureller Prägungen und Formatierungen.[7]

Passend zu diesem *top-down* gerichteten Forschungsgestus gilt das Primärinteresse der die Praktiken als Einheiten begreifenden Ansätze den soziomateriellen Bedingungen und den Routinen, die die Konstanz der »einmal entstandene(n) Netzwerke von Körpern und Artefakten« (Reckwitz 2004: 45) garantieren: Dinge, Settings und Infrastrukturen treten als überdauernde Depots von Gebrauchsgewährleistungen, Zwecksetzungen und sozialen Regeln (Preda 2000) in den Blick, die Gebrauchsweisen, Tätigkeiten und Abläufe kanalisieren und stabilisieren (Schmidt 2012: 64). Die beteiligten Körper interessieren folgerichtig primär als praktikenadäquat geformte *skilled bodies*, als

7 | So hält Reckwitz das Subjektverständnis »bewusst dünn« und sucht stattdessen nach normierenden und kodifizierenden kulturellen »Subjektformen«. Die Erklärungsrichtung erfolgt in dieser Perspektive »von der Kultur zum Subjekt« (Jonas 2009: 17).

Träger von Körpertechniken, Verhaltensroutinen und einem Können (Hirschauer 2008b), das sie dazu befähigt, eine Praktik dadurch am Laufen zu halten, dass sie gelingende Verbindungen mit anderen, entsprechend sozialisierten Körpern sowie »zuhandenen« Dingen und Artefakten eingehen. Das sich auch in handlungstheoretischen Ansätzen stellende Problem der Koordination einzelner Aktivitäten wird in diesen praxistheoretischen Zugängen also nicht über individuell zurechenbare Bewusstseinsleistungen, sondern mit dem Verweis auf ein kollektiv geteiltes, in den beteiligten Artefakten objektiviertes und den Teilnehmer-Körpern inkorporiertes (Regel-)Wissen erklärt, das es erlaubt, eigene Aktivitäten wie schlafwandlerisch an den Aktivitäten anderer Partizipanden zu orientieren.

Zwar besteht der Anspruch der Praxistheorien prinzipiell darin, bewusste wie vorbewusste Tätigkeitsmodi zu erfassen, allerdings liegt das Erklärungsprimat des hier zugrunde gelegten Praxisbegriffs auf präreflexiv ablaufenden Tätigkeiten, die auf impliziten Wahrnehmungs- und Deutungsschemata beruhen. Mit dieser Fokussierung sollen die mentalistischen Engführungen handlungstheoretischer Modelle korrigiert werden, doch droht die Gefahr, tradierte Dualismen von Körper und Geist, Routine und Reflexion, Vorbewusstem und Bewusstem durch eine Umkehr der Hierarchien schlicht zu reproduzieren. Ebenso wird die Möglichkeit, dass Dinge, Artefakte und Körper auch irritieren, bedrohen oder sich als widerständig erweisen können und ein kreatives, schöpferisches Handeln geradezu herausfordern, gegenüber ihrer *Funktion* vernachlässigt, die Kontingenz der gegenwärtigen Praxis gleichsam »einzudicken«, das Geschehen in eine bestimmte Richtung zu lenken und so einen erschütterungsfesten Vollzug der jeweiligen Praktik zu gewährleisten. Gegenüber einem »Standpunkt der Möglichkeit«, der die Gegenwart als den springenden Punkt eines Prozesses mit offener Zukunft sieht, wird so ein »Standpunkt der fertigen Phänomene« bevorzugt, von dem aus die Gegenwart als von der Vergangenheit bestimmt betrachtet wird.

Damit ist bereits angedeutet, dass die »Vorliebe« für Passungen und routiniertes Gelingen erkenntnistheoretisch mit der eingenommenen Beobachterperspektive zu tun hat, das heißt damit, dass jedes Ding stets nur in einer bestimmten Hinsicht gegeben und insofern ein Beobachterkonstrukt ist. So setzt die Wahrnehmung sozialer Vollzüge als »Choreographien des Sozialen« (Alkemeyer et al. 2009), in der – wie es in einem Text Gunter Gebauers (1998: 226) über das Fußballspielen heißt – »alle Einzelaktionen« in einer harmonischen »Gesamtbewegung [...] miteinander verschmolzen werden«, einen (theoretischen) Standpunkt oberhalb des beobachteten Geschehens voraus, der eine Art Draufsicht gestattet.[8] Implizit orientieren sich diese Zugänge an empirischen

8 | Ebenso lässt Schmidts (2012: 9) Beschreibung der Abläufe in einem U-Bahnhof zutage treten, wie sich die Bewegungen der aus einer U-Bahn ein- und aussteigenden

Fällen, in denen routinehaftes Verhalten und stereotype Orientierungsmuster sowie das Telos und die Finalität des Geschehens immer schon angelegt sind: Praktiken des regelgeleiteten Spielens, des Herstellens und des Arbeitens. Eine solche Konzeptualisierung des Sozialen fängt zentrale Dimensionen des »tätigen Lebens« ein, lässt jedoch jene Dimension unterbelichtet, die Hannah Arendt in Abgrenzung zum Begriff der »Poiesis« als »Praxis« bezeichnet hat, nämlich aktiv und auf eigene Initiative hin etwas Neues anzufangen, dessen Ausgang ungewiss ist (Arendt 2013: 213-317).

1.2 Practice-as-performance

Ein sich von diesem makrotheoretischen *Praktiken*-Verständnis stark unterscheidendes Verständnis von *Praxis* zeigt sich beispielhaft in der Ethnomethodologie und auf andere Weise in den Cultural Studies. Der Fokus liegt in diesen Zugängen nicht auf dem Herausarbeiten von Typisierungen, Mustern und Routinen, sondern auf analytischen Beschreibungen des konkreten *Wie* der prozessualen Herstellung sozialer Ordnung in interaktiven Vollzügen. Praxis wird hier nicht als eine Einheit im Sinne eines regelmäßigen und kontinuierlichen Geschehens ins Auge gefasst, das ihre Teilnehmer »rekrutiert«, sondern als ein situiertes und kontingentes *ongoing accomplishment*: eine im Hier und Jetzt gemeinsam zu leistende Hervorbringung. Entsprechend geht es in diesen Zugängen ausdrücklich nicht darum, eine *Theorie* der Praxis zu formulieren, sondern es sollen *forschungsmethodologisch* die verschiedenen Methoden, Strategien, Kompetenzen, Tätigkeiten und Aktivitätsformen beim praktischen Herstellen einer bestimmten, intelligiblen Realität empirisch spezifiziert werden (Garfinkel 1967; Nicolini 2012: 134-161). Genauestens werden deshalb die sprachlichen und körperlichen Aktivitäten (*practices* wie ein Nicken als Praktik des Grüßens, Schulterklopfen als Praktik des Begütigens) registriert und in ihrer Mikrologik entschlüsselt, mit denen die Teilnehmer ihre Aktionen in unterschiedlichen Settings (Konversation, Arbeiten, Spielen, Sporttreiben) koordinieren und zurechenbar *(accountable)* machen. Praxis tritt hier also nicht von oben, außen oder *ex post*, sondern *von innen* heraus als ein in prinzipiell störanfälligen Interaktionen sich entfaltendes Vollzugsgeschehen in den Blick, in dessen Verlauf die Teilnehmer ihre Aktivitäten reflexiv aneinander sowie an dem Bezugsrahmen des sie verwickelnden »Spiels« orientieren. Ihre (sozialisierten) Körper sind in dieser Sicht nicht nur Träger von Routinen, sondern auch »displays« (Goffman), auf denen beispielsweise Intentionen sichtbar werden. Praxis wird hier also als eine »collective action« (Barnes 2001) beschrieben, an deren Herstellung fortlaufend kooperativ gearbeitet werden muss.

Menschen zu geordneten, scheinbar störungsfrei aneinander orientierenden Strömen vereinen.

Im Kontrast zum Verständnis von Praktik als kontinuierlicher Praxis*form*, die von ihren Teilnehmern eine Einpassung verlangt, kommt diesen im Rahmen der Auffassung von Praxis als interaktivem Vollzugsgeschehen eine deutlich höhere Bedeutung zu: Die Aufmerksamkeit richtet sich auf ihre Bewältigungsanstrengungen, ihre Koordinations- und Abstimmungsleistungen, ihre Entscheidungen und kreativen Akte; dem Fließen der Praxis entspricht die gestaltende Improvisation ihrer Teilnehmer. Am Wiederholen einer Bewegung, einer Geste oder eines Spielzugs interessiert nicht so sehr das automatisierte Noch-Einmal-Machen, das die Kontinuität der Form gewährleistet, sondern die flexible Adaption an fortlaufend sich verändernde Situationen sowie ein Neu-Machen, das Formveränderungen nach sich ziehen kann (Joas 1996). Die impliziten empirischen Fälle dieser Modellierung der Praxis und ihrer »Subjekte« stammen weniger aus dem Feld instrumentellen Herstellens *(poiesis)* als vielmehr – wie in den Cultural Studies – aus den Bereichen einer »eigensinnigen«, »subversiven« oder »strategischen« Aneignung von Warenästhetik, Mode, Musik und massenmedialen Angeboten durch »Prosumenten« (Toffler 1980), die durch den kreativen Umgang mit den Produkten der populären Kultur an ihrer eigenen Identität und Lebenswelt »basteln«. Somit hat auch diese Sichtweise ihre Ankerpunkte in modernen Alltagserfahrungen – in den subversiven »Praktiken und Listen von Konsumenten« (de Certeau 1988: 16), in der kreativen Medienrezeption und in den performativen Praxen von »Subkulturen«, eventuell auch in der Kontingenz des modernen Lebens insgesamt, die »gemanagt« werden muss, ohne dass ein gesichertes Wissen und verlässliche Entscheidungsgrundlagen zur Verfügung stünden (Böhle/Weihrich 2009).

Die Rekonstruktion aktueller Praxissoziologien und der kursorische Durchgang durch weitere Praxiskonzeptionen haben gezeigt, dass der Anspruch einer Vermittlung der strukturalistischen mit der individualistischen Beschreibung der sozialen Welt bisher nicht eingelöst werden konnte. Je nachdem, welche *Beobachterposition* bezogen wird, erscheint Praxis entweder primär in ihrer Einheit, Regelhaftigkeit und Strukturiertheit *(practice-as-entity)* oder aber in erster Linie als eine Vollzugsgegenwart voller Unsicherheit und Überraschungen *(practice-as-performance)*. Jede dieser beiden Sichtweisen hängt mit einem besonderen Praxisverständnis und einem entsprechenden Verständnis von Handlungsträgerschaft zusammen: Wird Praxis als ein im Voraus strukturiertes Geschehen begriffen, dann haben ihre Handlungsträger den Status bloß abhängiger, dieses Geschehen routiniert am Laufen haltender Größen. Wird sie hingegen als ein von Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit und widersprüchlichen Bedingungen gekennzeichnetes, gegenwärtiges Vollzugsgeschehen aufgefasst, dann treten die »lokalen Bewältigungsanstrengungen« (Brümmer 2015: 69) der Teilnehmer in den Vordergrund: das in ihren Tätigkeiten sich zeigende praktische Wissen und die Kreativität, die erforderlich sind, um mit der Kontingenz der Praxis klar zu kommen, die durch ihre Posi-

tioniertheit bedingte Heterogenität ihrer Perspektiven auf das Gesamtgeschehen sowie die Tatsache, dass die Folgen jeder ihrer Aktivitäten ungewiss sind.

2. Perspektivierungen des Sozialen

Jede Perspektivierung macht bestimmte Aspekte sozialer Ordnungsbildung sichtbar und blendet andere zwangsläufig aus. Werden Praktiken aus der Draufsicht einer *Theaterperspektive* als strukturierte Einheiten aufgefasst, entspricht der Beobachterblick der Kameraeinstellung der »Totalen«: Indem sie einen Über-Blick gewährt und den Handlungsraum scharf stellt, gibt sie die Bewegungen der Agierenden als abhängige und zugleich nur in Umrissen erkennbare Größe zu sehen. Sowohl »kritische Momente des Mißverhältnisses und des Mißklangs« (Bourdieu 2001: 208) als auch die situativen, durchaus auch bewussten und reflexiven Bewältigungs- und Reparaturleistungen der Agierenden, die selbst noch in den Fällen unabdingbar sind, in denen Handlungsverläufe durch Raumordnungen, Choreographien oder rationale Planung klar strukturiert werden, bleiben in dieser Perspektive unweigerlich unsichtbar. Aus der *Teilnehmersicht* erfolgt jede individuelle Aktion hingegen in einem offenen Raum des Möglichen. In dieser Perspektive wird erkennbar, was an der Praxis eventuell beunruhigt, weil es sich unmittelbarem Verstehen entzieht. Der Blick des wissenschaftlichen Beobachters gleicht an diesem Pol nicht der Kameraeinstellung der »Totalen«, sondern perspektivischen »Über-die-Schulter«-Einstellungen, die den Beobachter an die jeweils beobachtete Figur heranrücken und das Geschehen aus deren Sicht (re-)konstruieren.

Während aus der Draufsicht ausschließlich die Multipositionalität des »Spielgeschehens« erkennbar wird, gerät mit den ethnografischen Über-die-Schulter-Einstellungen auch seine Multiperspektivität in den Blick: Statt der »Choreographie« eines wie von magischer Hand organisierten »Kollektivkörpers« werden die auf jeder Position sich stellenden Aufgaben, Probleme und Schwierigkeiten, aber auch die aus dem jeweils individuellen, durch die jeweilige körperliche, mental-sprachliche und personale Situiertheit (Holzkamp 1995: 253ff.; Bourdieu 2001: 168ff.; Boltanski 2010: 95) gekennzeichneten, Standpunkt sich ergebenden partikularen Interessen und »Situationspotenziale« (Jullien 1999) erkennbar. In diesen Einstellungen zeigt sich, dass ein »von oben« oder »hinten« als »kollektive« Praxis oder »Gesamthandlung« (Mead 1995) erscheinendes Geschehen vom Blickpunkt jedes einzelnen Teilnehmers anders wahrgenommen, beurteilt und beantwortet wird – mit einem je besonderen Interesse und Engagement, einer jeweiligen Einstellung zum und Bindung an das Geschehen. Das geteilte soziale »Spiel« erweist sich aus der Teilnehmersicht nicht als ein abstrakter »verallgemeinerter Anderer« (Mead), sondern als eine unvorhersehbare Abfolge von Situationen, die sich durch je

konkrete raum-zeitliche Konstellationen von Körpern und Dingen mit einer je spezifischen Bedeutung und Relevanz für das individuelle Handeln auszeichnen. Jede dieser Situationen stellt die Beteiligten vor eine spezielle Aufgabe, erfordert von jedem eine bestimmte Konzentration, Gespanntheit und Aufmerksamkeit und eine individuelle Antwort.

Das Bild einer für alle Beteiligten identischen »collective action« erweist sich auf dieser Folie als eine Fiktion (Warde 2005). Vielmehr stellen die jeweils gewählten Optiken Unterschiedliches scharf: Im ersten Fall beobachtet der wissenschaftliche Beobachter das Teilnehmerhandeln gewissermaßen vom Standpunkt der zu analysierenden Praktik unter dem Gesichtspunkt seiner Anpassung an deren »objektive« Anforderungen und normative Erwartungen. Die praktischen Fähigkeiten der menschlichen »Mitspieler« verblassen demgegenüber im Hintergrund. Genau umgekehrt ist es im zweiten Fall: Der wissenschaftliche Beobachter versucht hier, die Standpunkte der menschlichen »Mitspieler« nachzuvollziehen; er schaut ihnen über die Schulter und bemüht sich aus dieser Perspektive darum, möglichst genau ihre Bewältigungsstrategien und Fähigkeiten – das augenblickliche Erfassen und Beurteilen einer Situation, den geschickten Umgang mit einem technischen Gerät, die Abstimmung des Handelns auf die *affordances* und Aktivitäten anderer Teilnehmer, den Umgang mit Problemen und Störungen – zu erfassen und detailliert zu beschreiben. Allerdings tritt in dieser Perspektive die Aufmerksamkeit für die Vorstrukturiertheit ihres Tuns etwa durch Artefakte, sozio-materielle Arrangements oder dadurch in den Hintergrund, dass die meisten (institutionell auf Dauer gestellten) Praktiken bereits bestimmte Positionen und Formen vorsehen, die eingenommen und in einer anerkennbaren Weise ausgefüllt und aufgeführt *(enacted)* werden müssen, um überhaupt »mitspielen« zu dürfen. Damit gerät tendenziell aus dem Blick, dass individuelle Strategien und Fähigkeiten immer auch im Hinblick auf die in einer Praktik mit einer besonderen Position und Aufgabe verbundenen strukturellen Anforderungen eingebracht und ausgestaltet werden.

So steht in beiden Ansätzen den Leistungen ein zu zahlender Preis gegenüber: In der ersten Perspektive werden gegenüber einem bürgerlichen Erbe der Philosophie und der Soziologie, das sich an den Intentionen und Motiven autonomer Subjekte orientiert, die Strukturierungen und Formatierungen des individuellen wie kollektiven Handelns scharf gestellt. Die Leistungen der Akteure bleiben hingegen unscharf. Die Praktiken selbst werden reifiziert und mit einer quasi-metaphysischen Kraft ausgestattet, die kausal auf das Verhalten ihrer Träger einzuwirken oder diese als ihre Produkte hervorzubringen scheint. Theoriearchitektonisch besetzen Praktiken hier letztlich den Platz der Strukturen und Rollen im Strukturfunktionalismus, der »Staatsapparate« in einer von einem strukturalistischen Marxismusverständnis geprägten Staatstheorie (Louis Althusser) oder der »Dispositive« in reduktionistischen Rezeptionen der Machttheorie Michel Foucaults. In der zweiten Perspektive

wird zwar der Tendenz zum Rückfall in ein strukturfunktionalistisches Denken Einhalt geboten, allerdings zeigt sich hier eine Tendenz, in das andere Extrem einer individualistischen Erklärung der Konstitution, Veränderung oder Überschreitung sozialer Ordnung zurückzufallen, insbesondere dann, wenn naiv mit dem Modell eines zu Reflexion, Initiative und Kreativität befähigten Subjekts operiert wird, dessen *Hervorbringung* in praxeologischer Perspektive erst zu rekonstruieren wäre.

Überzeugende Versuche einer Integration beider Perspektiven gibt es bislang nicht. Wird die eine Seite scharf gestellt, dann wird die andere notwendig undeutlich. Wenn Praktiken indes weder als selbstläufige Einheiten konzeptualisiert werden, die ihre Teilnehmer umstandslos »rekrutieren«, noch diese Teilnehmer als präpraktische Subjekte vorausgesetzt werden, sondern die Herausbildung sozialer Ordnungen und ihrer Subjekte als ein ko-konstitutives und ko-extensives Geschehen begriffen wird, sollten beide Perspektivierungen *nicht* gegeneinander ausgespielt werden. Wir schlagen vielmehr vor, sie so aufeinander zu beziehen, dass sie sich nicht nur komplementieren, indem sie jeweils unterschiedliche Aspekte sozialer Vorgänge scharf stellen, sondern auch gegenseitig relativieren, irritieren und stimulieren. Für jede der beiden Perspektiven bildet dann die jeweils andere einen Referenzrahmen der Beobachtung. Auf diese Weise wird zum einen der Konstruktcharakter jeder Beobachtung ausgewiesen: Ein soziales Geschehen liegt nicht einfach offen zu Tage, sondern muss durch die Einrichtung einer Analyse-Optik methodisch beobachtbar gemacht werden. Und zum anderen kann dann jede Beobachtung reflexiv auf die je andere Perspektive bezogen werden.

Mit diesem Vorschlag ist zugleich ein Plädoyer für Methodenvielfalt verbunden: Während in neueren praxissoziologischen Ansätzen ein Primat der Beobachtung postuliert wird, plädieren wir dafür, damit auch Interviews sowie Analysen von Ego-Dokumenten zu verbinden. Sie können helfen, Auskünfte über das zu erlangen, was beim reinen Beobachten verborgen bleiben muss, wie die Sichtweisen, Deutungen und das Hintergrundwissen der beobachteten Akteure – und tragen so dazu bei, das Geschehen anders sehen zu lernen und die eigene Beobachtungsfähigkeit zu verbessern. Dabei muss allerdings klar sein, dass auch der rekonstruierende Nachvollzug von Teilnehmerperspektiven diesen insofern äußerlich bleibt, als er sie nie selbst zur Geltung bringen kann: Der berühmte ethnografische Blick »über die Schulter« unterscheidet sich bereits dadurch vom Blick des Akteurs, dass Beobachter und Akteur vollkommen unterschiedlich in die Praxis engagiert sind. Man muss zwar nicht gleich – wie Bourdieu – von einem »epistemologischen Bruch« der wissenschaftlichen Beobachterperspektive mit dem Alltagsverständnis der Akteure sprechen; eine gewisse Brechung ist jedoch unausweichlich (Bourdieu et al. 1991).

Wie ein solcher Zugang operationalisiert werden könnte, soll folgendes Beispiel andeuten: Eine Beschäftigung mit Architekturen als materiell-symboli-

schen Partizipanden der Ausformung des Sozialen und seiner Subjekte könnte etwa darauf angelegt sein, Bauwerke sowohl in ihrer das Verhalten strukturierenden und die Aufmerksamkeit lenkenden Funktion zu betrachten, als auch zu beobachten, wie Akteure bauliche Vorgaben in Abhängigkeit von ihrer jeweiligen körperlichen, mental-sprachlichen und personalen Situiertheit nutzen, wie sie Nutzungsspielräume ausloten, sich die Räume zu eigen machen und praktisch (um-)deuten. Bauwerke treten dann sowohl als »Behälter« als auch als Möglichkeitsräume für ein, von der jeweiligen Praktik abhängiges, *spacing* in den Blick; das Agieren der Teilnehmersubjekte wird gleichermaßen als strukturiert *und* strukturierend erkennbar (Löw 2001; Schroer 2006). Als Subjekt tritt im Wechselspiel der Perspektiven beispielsweise in Erscheinung, wer (oder was) sich im »gebahnten« Vollzug einer Praktik (an-)erkennbar aus dem Fluss des Interaktionsgeschehens etwa als Impulsgeber, Entscheider oder Kritiker heraushebt.

Mit diesem Plädoyer für einen systematisch-methodischen Perspektivwechsel soll der Gefahr begegnet werden, ein soziales Geschehen entweder nur – wie paradigmatisch im Strukturalismus – als Ausdruck eines dahinter liegenden Strukturprogramms oder aber – wie beispielhaft in der Ethnomethodologie mit ihrer Fixierung auf das unmittelbare Setting – ausschließlich aus den gegenwärtig beobachtbaren Interaktionen heraus erklären zu wollen. Gegen den ersten Erklärungsansatz spricht, dass Settings, Regelmäßigkeiten oder Strukturen in der Wechselseitigkeit praktischer Akte hervorgebracht werden. Dem zweiten Erklärungsansatz kann entgegengehalten werden, dass stets mit Kontexten und somit damit zu rechnen ist, dass die Teilnehmer bereits etwas in das gegenwärtige Setting einbringen – entweder als in den sozio-materiellen Arrangements etwa in Form von Gebrauchsmöglichkeiten »objektivierte« oder aber als in den Akteuren in Form von Erfahrungen, Dispositionen, Gewohnheiten und Skills »inkorporierte« Geschichte; letztere entscheidet stets mit darüber, ob Raumordnungen oder Dinge überhaupt einen Aufforderungscharakter *(affordance)* entfalten und wie die von ihnen angebotenen »Gegenstandsbedeutungen« (Holzkamp 1973) im Handeln konkret aus- und aufgeführt werden können.

Kurzum, im methodischen Wechselspiel von Draufsicht und dem Einfangen disparater Teilnehmerperspektiven wird empirisch eben jene ambivalente Gleichzeitigkeit von Passivität und Aktivität, Geformt-Werden und Selbstformung, Einpassung und »eigensinnigem« Heraustreten, von Bevollmächtigung und Selbstkonstitution analysierbar, die wir im Folgenden mit den Begriffen der *Befähigung*, der *Subjektivierung* und der *Selbst-Bildung* in den Blick rücken wollen.

3. Befähigung als Subjektivierung und Selbst-Bildung

Um im Rahmen der hier vorgeschlagenen (Doppel-)Perspektivierung zu einem produktiven Neuverständnis von Subjektivität zu gelangen, wäre einerseits der radikalen Verdünnung des Subjektbegriffs und der Tendenz zur Reduktion von Handeln auf Routinen mit einer Analytik zu begegnen, die es gestattet, traditionell mit einem starken Subjektbegriff verknüpfte Fähigkeiten zu Reflexion, Kritik, Selbstkorrektur und auch Verantwortungsübernahme in den Blick zu bringen, ohne auf der anderen Seite hinter die Einsicht in die auf je spezifische Praktiken verweisende gesellschaftliche und geschichtliche Formbestimmtheit unterschiedlicher Subjektivitäten zurückzufallen. Anstatt also Subjektivität entweder in Praktiken aufzulösen oder aber präpraktisch vorauszusetzen, wäre nach dem bisher Gesagten vielmehr zu erläutern und zu rekonstruieren, wie sie sich im jeweils historisch situierten – beileibe nicht immer harmonischen – Wechselspiel mit anderen (menschlichen wie nicht-menschlichen) Partizipanden bildet, konturiert und verändert. Praxeologisierung in diesem Sinne würde bedeuten, über die systematisch-methodische Verschränkung von Theater- und Teilnehmerperspektiven empirisch sichtbar zu machen, wie soziale Ordnungen von ihren Teilnehmern fortlaufend erzeugt und aufrechterhalten werden und wie die Teilnehmer im selben Prozess Befähigungen des (praktischen) Erkennens, Deutens und Beurteilens sowie eine Bedeutung oder Identität erlangen, die ihnen verschiedene Formen und Modi der (engagierten) Teilnahme ermöglichen – vom routinierten Mitmachen über reflektiertes Eingreifen bis hin zu kritischen Stellungnahmen oder Ausstieg.

Der von uns als analytisches Konzept verstandene Begriff der *Subjektivierung* macht eben diese Ambivalenz beobachtbar: Das Konzept betont *erstens* zusammen mit der Prozesshaftigkeit der Entstehung und Ausformung »kompetenter« Handlungsträgerschaft, dass es sich dabei um ein relationales Geschehen handelt, in dem Selbst- und Fremdbezüge vielfach ineinander verschränkt sind. Es richtet den Blick *zweitens* auf den reflexiven und reflektierten Vollzugsmodus dieser Ausformung im Sinne eines körperlich-leibliche, mentale und affektive Momente einschließenden Sich-Orientierens, Sich-Findens und Sich-Verstehens in der Praxis. Es sensibilisiert *drittens* für die mit praxissoziologischen Begriffen wie »Handlungsträger« oder »Mitspieler« weitgehend ausgeblendeten Momente von Macht und Herrschaft einerseits sowie von Überschreitung, Widerständigkeit, Entzug und Kritik andererseits, die stets mit im Spiel sind, wenn in der Partizipation an einer Praxis die erforderlichen Teilnahmebefähigungen erworben werden. Es macht mit anderen Worten in kritischer Bezugnahme auf traditionelle Subjektphilosophien auf die Gleichzeitigkeit der Einpassung in ein laufendes soziales Geschehen *und* die Ausformung einer begrenzten Handlungsmacht in diesem Geschehen aufmerksam. Schließlich lenkt es den Blick *viertens* auf die jeweiligen affektiven

wie identifikatorischen Bindungen an jene Praktiken, in denen das Subjekt seine begrenzte Handlungsmacht erwirbt.

Ein solcher Zugang, der die Herausbildung von Subjekten und Praktiken als zirkulär miteinander verquicktes Geschehen denkt, würde den performativen Vollzugscharakter der Subjektbildung anerkennen, sich jedoch nicht pauschal gegen die Rede von Subjekten überhaupt wenden, sondern deren Um- und Neubildung zu einem zu untersuchenden Problem machen. Damit richtet sich das Forschungsinteresse auf die *Befähigungen*, die bei den Teilnehmern ausgebildet werden müssen, um dieses Geschehen in Gang zu bringen, »am Laufen« zu halten oder verändernd in seinen Lauf einzugreifen. Mit der Frage nach den Voraussetzungen und dem Entstehen von Mitspielfähigkeit betreten wir ein Forschungsfeld, das klassischerweise mit Begriffen wie »Entwicklung«, »Sozialisation«, »Lernen« und »Bildung« markiert wird. Mit der begrifflichen Trias von Befähigung, Subjektivierung und Selbst-Bildung soll in diesem Zusammenhang gekennzeichnet werden, dass es sich bei der Ausbildung von Mitspielfähigkeit nicht nur um einen funktionalen, sondern insofern auch um einen normativen und politischen Prozess handelt, als es dabei stets auch um Fragen von Anerkennung, Kritik und Macht geht.

Eine zentrale theoretische Referenz für die Benennung und Analyse der Weitergabe und Aneignung von Mitspielfähigkeit ist die Habitustheorie Bourdieus. Ihr zufolge werden bestimmte Selbst- und Weltverhältnisse vorwiegend über eine »stille Pädagogik« des Alltags vermittelt. »Strukturübungen« wie Rituale, Wettkämpfe oder Spiele sowie die »explizite Pädagogik« institutionalisierter Lehr-Lern-Verhältnisse komplettieren diese sozialisatorische Vermittlungsarbeit (Bourdieu 1987). Bourdieu begreift Lernen als feldspezifische Erfahrungen, die in der *tätigen* körperlich-sinnlichen Auseinandersetzung mit der sozialen Welt inkorporiert werden. Im Anschluss daran hat Wacquant (2003) in einer Ethnografie der eigenen Boxerwerdung gezeigt, wie in mühevollen Prozessen des (Ein-)Übens von Körpertechniken, Bewegungen und Gesten nicht nur der Körper selektiv und dauerhaft umgewandelt wird, sondern auch eine veritable »psychische Konversion« (ebd.: 72) sowie ein Umbau des Affekt- und Gefühlshaushalts erfolgt. Indem Menschen immer tiefer in eine bestimmte soziale Welt eintauchen, lernen sie, die Dinge anders zu sehen und zu tun; sie stellen sich anders dar, werden von den anderen anders gesehen, sehen sich in der Folge auch selbst anders. Für uns ist an diesem Forschungsansatz interessant, dass die Wahrnehmung feldspezifischer Anforderungen als Herausforderung eine spezifische Bindung an die jeweiligen Praktiken voraussetzt und hervorbringt. Ohne solche Bindungen bleiben die Investitionen an Zeit, Energie und Einsatz unverständlich, die für den Erwerb von Mitspielfähigkeit nötig sind. Bourdieu hat diese Phänomene mit den Begriffen des *Interesses*, der *libido* und der *illusio* bezeichnet und verweist damit auf den Glauben an den Sinn und die Sinnhaftigkeit des Spiels. Goffman

spricht in ähnlicher Stoßrichtung von situativem *engagement* als dem kognitiven und affektiven Einbezogen-Sein in eine Aktivität, das eine »Mobilisierung der eigenen psychobiologischen Kräfte«, eine Verpflichtung, Verantwortlichkeit und Zuneigung gegenüber der Aktivität verlange (Goffman 2009: 52ff.).

So erweist sich etwa die (Selbst-)Bildung von Lehrern als ein keineswegs reibungsloser Vorgang des körperlichen und mentalen *Sich-Hineinspielens* von Novizen in ein ihnen zunächst weitgehend unbekanntes Feld, wie Thomas Pille in seiner Studie über das Referendariat gezeigt hat (Pille 2013). In einem Geflecht sozialisatorischer Akte lernen die Novizen, sich fortlaufend mit den Augen der bereits Etablierten zu beobachten, zu korrigieren, Spielräume zu erkennen und auf diese Weise selbst in der (schulischen) Ordnung zu halten. Schüler, andere Lehrer und Hausmeister übernehmen dabei aufgrund ihrer Expertise zentrale »Bildungsaufgaben«: Die Etablierten zeigen den angehenden Lehrerinnen durch sprachliche und nicht-sprachliche, für Außenstehende oft vollkommen unscheinbar wirkende Gesten, was und wie etwas gemacht werden soll. Deutlich gemacht wird in dieser Studie die allmähliche und relationale Ausformung einer bedingten Autonomie, einer Selbständigkeit in der Abhängigkeit, mitunter auch von »Gegen-Verhalten« in der Anpassung, die wir mit dem Begriffspaar *Subjektivierung* und *Selbst-Bildung* bezeichnen.

Lernen ist in den skizzierten Forschungsansätzen ein Prozess, in dessen Vollzug ein Novize zum Mitspieler eines sozialen Feldes wird. Dies ist auch ein Kerngedanke des Konzepts des *situated learning* (Lave/Wenger 1991), das »Lehren« und »Lernen« als Aspekte *jeder* sozialen Praxis begreift: Ihre Teilnehmer sozialisieren sich im praktischen Vollzug wechselseitig in die gemeinsame Praxis hinein und erlangen dabei zugleich eine bestimmte Position und Identität innerhalb der jeweiligen *community of practice*. Dabei treten stets Schwierigkeiten oder Interessenskonflikte auf, die fortlaufend über der Praxis zugewandte und in diesem Sinne »empraktische« Reflexionen und Aushandlungen bearbeitet werden, über Kommunikationsmodi also, die mit Begriffen der Sozialisation und Habitualisierung nicht erfasst werden. Mit den Konzepten des *situated learning*, der *community of practice* und der *sozialisatorischen Interaktion* können praxistheoretische Forschungsansätze gegenüber den Problemen der lernenden Ausformung von Engagement, Mitgliedschaft und Teilnahmebefähigung geöffnet werden. Subjektivierungstheoretisch interessant ist an diesen Zugängen nicht zuletzt, dass sie die Spanne zwischen einer zunächst fremdgestützten hin zu einer selbstorganisierten Partizipation lernender Teilnehmer in den Blick bringen, die Vygotsky (1978) aus tätigkeitstheoretischer Sicht als »zone of proximal development« bezeichnet hat.

Statt der Begriffe des Lernens und der Habitualisierung bevorzugen wir den Begriff der *Befähigung*, da dieses Konzept die Relationalität der Vermitt-

lung und Aneignung von Mitspielfähigkeit betont: Eine Befähigung ist auf andere und anderes angewiesen; sie ist immer auch eine Art Bevollmächtigung. Der Begriff rückt damit eine Zusammengehörigkeit von Passivität und Aktivität, von Angestoßen-Werden und einem (eigensinnigen) responsiven Verhalten in den Blick, durch das »jemand« als Subjekt in Erscheinung treten kann. Darüber hinaus lässt der Begriff offen, ob spezifische Mitspielkompetenzen auch tatsächlich erworben oder ob sie bloß durch andere zugeschrieben werden. In jedem Fall muss Befähigung stets vor den Augen anderer Teilnehmer performativ beglaubigt werden, so dass sich erst im weiteren Verlauf der Praxis entscheidet, ob der Teilnehmerstatus beibehalten wird oder nicht.

Diese Gleichzeitigkeit wird ebenfalls mit dem Begriffspaar *Subjektivierung* und *Selbst-Bildung* hervorgehoben. Zudem bringt dieses Begriffspaar eine normative und eine politische Dimension ins Spiel. Es macht deutlich, dass in allen praktischen Bezugnahmen bestimmte Intentionen und Erwartungen performiert werden, die die verschiedenen menschlichen und nicht-menschlichen Teilnehmer auf unterschiedliche Weise aufrufen und involvieren. In *normativer* Hinsicht ist jede dieser erkennenden und aufrufenden Bezugnahmen gleichzeitig ein *An*erkennen als etwas bzw. jemand Bestimmtes. Insofern kann ein Verhalten, eine Tätigkeit oder ein Handeln nicht *nicht* evaluativ konzipiert werden; es ist vielmehr immer auf einen Referenzrahmen als Standardfall bezogen (Stekeler-Weithofer 2010). Damit ist die Identifikation von Gegenständen, Personen und Tätigkeiten niemals nur eine Feststellung, sondern immer auch ein bewertender Akt. Das bedeutet, dass es Handlungen und Subjekte nur innerhalb einer geteilten Praxis geben kann, in deren Vollzügen sich die Teilnehmer als diese oder jene »Teilnehmersubjekte« adressieren, qualifizieren und individuieren. Diese evaluativ-individuierenden Akte sind in praxeologischer Perspektive insofern performativ, als sie nicht als Anwendungen präpraktisch existierender »Werte« betrachtet und damit nicht als angewandte Ethik gedacht werden. Vielmehr wird gefragt, wie sich Normativität in den Interaktionen der Praxis selbst entfaltet und die Teilnehmer dazu befähigt, sich zu diesen praktischen Vollzügen reflexiv zu verhalten (Rouse 2007). Um politische Prozesse handelt es sich insofern, als die wechselseitigen Adressierungen stets von unterschiedlichen (Macht-)Positionen aus erfolgen und nicht nur mit der Ausbildung von Mitspielfähigkeit in einem funktionalen Sinne, sondern auch mit der Ausprägung eines »sense of one's place« (Goffman) einhergehen (Alkemeyer et al. 2010). Dieser richtet sich auf das Erfassen des eigenen Ortes in einem Gefüge relationaler Positionen und äußert sich als ein »Realitätssinn« (Bourdieu) für soziale Abstände und Grenzen.

Mit dem Konzept der Befähigung als Subjektivierung und lernender Selbst-Bildung soll Subjektwerdung in ihrer Gleichzeitigkeit von Heteronomie und Autonomie, Abhängigkeit und Selbstständigkeit, Anpassung und »Gegen-Verhalten« in den Blick gebracht werden. Im Sinne der systematisch-metho-

dischen Verschränkung von Teilnehmerperspektiven und Theaterperspektive kann so gezeigt werden, wie die Kontingenz und Variabilität der Praxis mit der Variabilität der (verkörperten) Formen korrespondiert, in denen ein »jemand« als Subjekt in Erscheinung treten kann. Dabei ergibt sich die Unbestimmtheit und Unvollständigkeit jeder Subjektwerdung aus den inneren Differenzierungen und Brüchen der sich entfaltenden Praktiken, in denen die einzelnen Teilnehmer unterschiedlich engagiert und positioniert sind: Sie entwickeln bereits aufgrund ihrer jeweiligen körperlichen, mental-sprachlichen und personalen Situiertheit disparate Sichtweisen, Interessen, Wünsche und Begierden, mit denen sie sich auf je spezifische Weise adressieren und aufrufen lassen. Sie bringen dabei unterschiedliche, auf andere Situationen und Kontexte verweisende Erfahrungen, Erwartungen und Vorstellungen in die jeweilige Praxis ein. Subjektivierung und Selbst-Bildung erfolgen also immer trans-situativ in der reflexiven Bewältigung der in disparaten Praktiken sich ergebenden, durchaus widersprüchlichen (und kritisierbaren) Erfordernisse und der damit verbundenen Reibungen und Schwierigkeiten, so dass ihr Resultat immer nur vorläufig sein kann.

Subjektivität kann aus einer praxeologischen Perspektive weder präpraktisch vorausgesetzt werden, noch erscheint es sinnvoll, sie lediglich als Effekt von immer schon laufenden Praktiken zu begreifen. Ihre je spezifische historisch-situative Ausformung muss vielmehr entlang der unterschiedlichen Perspektivierungen des Sozialen rekonstruiert werden. Wissensordnungen, Diskurse, Kodes, materielle Strukturen und (Fremd- wie Selbst-)Techniken der Subjektivierung, wie sie in Makroanalysen erfasst werden, können allgemeine Richtungen für die jeweils historischen Möglichkeiten der Subjektwerdung angeben. Wie sich Menschen konkret in raum-zeitlich lokalisierten Zusammenhängen zu (an-)erkennbaren Subjekten ausformen, kann demgegenüber über Mikroanalysen der jeweiligen Praxis erschlossen werden. Das kritische Potenzial dieses praxeologisch informierten Konzepts der Subjektivierung und Selbst-Bildung liegt dabei darin, die Entstehung des Subjekts als in von unterschiedlichsten Machtrelationen und Normierungen geprägten fortlaufenden und konflikthaften Prozessen in den Blick zu nehmen, in denen auch praktische Kritik, Widerständigkeit und Eigensinn ihren Platz haben.

Literatur

Alkemeyer, Thomas et al. (Hg.) (2009): Ordnung in Bewegung. Choreographien des Sozialen: Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung, Bielefeld.

Alkemeyer, Thomas/Brümmer, Kristina/Pille, Thomas (2010): »Praktiken sozialer Abstimmung. Kooperative Arbeit aus der praxeologischen Perspektive Pierre Bourdieus«, in: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen, Bielefeld, S. 229-260.

Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hg.) (2013): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld.

Arendt, Hannah (2013): Vita activa oder Vom tätigen Leben, München.

Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek.

Barnes, Barry (2001): »Practice as Collective Action«, in: Theodore R. Schatzki/Karin Knorr-Cetina/Eike von Savigny (Hg.), The Practice Turn in Contemporary Theory, London/New York, S. 17-28.

Böhle, Fritz/Weihrich, Margit (Hg.) (2009): Handeln unter Unsicherheit, Wiesbaden.

Boltanski, Luc (2010): Soziologie und Sozialkritik, Frankfurt a.M.

Bongaerts, Gregor (2007): »Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory«, in: Zeitschrift für Soziologie 36, S. 246-260.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis, Berlin/New York.

Brümmer, Kristina (2015): Mitspielfähigkeit. Sportliches Training als transformative Praxis, Bielefeld.

de Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns, Berlin.

Füssel, Marian (2003): »Die Rückkehr des ›Subjekts‹ in der Kulturgeschichte. Beobachtungen aus praxeologischer Perspektive«, in: Stefan Deines/Stephan Jaeger/Ansgar Nünning (Hg.), Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte, Berlin, S. 141-159.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs.

Gebauer, Gunter (1998): »Sport – die dargestellte Gesellschaft«, in: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 7, S. 223-240.

Giddens, Anthony (1979): Central Problems in Social Theory: Action, Structure, and Contradiction in Social Analysis, Berkeley/Los Angeles.

Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a.M.

Goffman, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum, Frankfurt a.M.

Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung, Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 73-91.

Hirschauer, Stefan (2008a): »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis«, in: Stefan Hirschauer/Herbert Kalthoff/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 165-187.

Hirschauer, Stefan (2008b): »Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006, Teil 2, Frankfurt a.M./New York, S. 974-984.

Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens, Weilerswist.

Holzkamp, Klaus (1973): Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt a.M.

Holzkamp, Klaus (1995): Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung, Frankfurt a.M./New York.

Joas, Hans (1996): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a.M.

Jonas, Michael (2009): The Social Site Approach versus the Approach of Discourse/Practice Formations, Wien.

Jullien, François (1999): Über die Wirksamkeit, Berlin.

Lave, Jean/Wenger, Etienne (1991): Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation, New York.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.

Mead, George Herbert (1995): Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt a.M.

Nassehi, Armin (2012): »Theorie ohne Subjekt?«, in: Oliver Jahraus et al. (Hg.), Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart, S. 419-423.

Nicolini, Davide (2012): Practice Theory, Work & Organization. An Introduction, Oxford.

Pille, Thomas (2013): Das Referendariat. Eine ethnographische Studie zu den Praktiken der Lehrerbildung, Bielefeld.

Preda, Alex (2000): »Order with Things? Humans, Artifacts, and the Sociological Problem of Rule-Following«, in: Journal for the Theory of Social Behaviour 30, S. 269-298.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Reckwitz, Andreas (2004): »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 40-54.

Reckwitz, Andreas (2009): »Praktiken der Reflexivität. Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln«, in: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), Handeln unter Unsicherheit, Wiesbaden, S. 169-182.

Rouse, Joseph (2007): »Social Practices and Normativity«, in: Philosophy of the Social Sciences 37 (1), S. 46-56.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge.

Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account to the Constitution of Social Life and Change, University Park.

Schlögel, Karl (2003): Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt a.M.

Shove, Elisabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How It Changes, London.

Stekeler-Weithofer, Pirmin (2010): »Explikationen von Praxisformen«, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 35, S. 265-290.

Toffler, Alvin (1980): The Third Wave, New York.

Volbers, Jörg (2011): »Zur Performativität der Praxis«, in: Klaus Hempfer/Jörg Volbers (Hg.), Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme, Bielefeld, S. 141-160.

Vygotsky, Lev S. (1978): Mind in Society. The Development of Higher Psychological Processes, Cambridge.

Wacquant, Loic (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto, Konstanz.

Warde, Alan (2005): »Consumption and the Theory of Practice«, in: Journal of Consumer Culture 5, S. 131-154.

Praxis als Wiederholung

Das Denken der Iterabilität und seine Konsequenzen für die Methodologie praxeologischer Forschung

Hilmar Schäfer

1. Einleitung

Gegenwärtige Debatten um die Weiterentwicklung des praxeologischen Forschungsprogramms betreffen sowohl dessen theoretische Perspektive als auch dessen Methodologie. Diese beiden Aspekte sind in der Praxistheorie besonders eng miteinander verbunden, da sie sich durch eine Heuristik auszeichnet, die auf einem beobachtungsleitenden Vokabular mit »dünnen« begrifflichen Voraussetzungen (Reckwitz 2004: 52) beruht: Konzepte wie Individuum, Gesellschaft, Handlung oder Norm, die in anderen Ansätzen die zentralen theoretischen Kategorien bilden, werden hier vom Praxisbegriff aus erschlossen und analytisch zugänglich. Das theoretische Selbstverständnis praxeologischer Positionen ist dadurch gekennzeichnet, dass sie »den Status ihrer Aussagen reduzieren, indem sie bloße *frameworks* von Begriffen und Annahmen anbieten, in deren Rahmen substantielle Theorien spezifischer Praktiken formuliert werden können« (Hirschauer 2008: 172). Etablierte soziologische Kategorien werden dabei im doppelten Sinne »frag-würdig«, indem erstens ihre heuristische Leistung in Frage gestellt und indem zweitens ihre Verwendung in Alltag und Theorie selbst zum Gegenstand der Forschung wird, sodass auch die praktischen Grenzziehungen, die ihr Gebrauch impliziert, reflektiert werden können. Aufgrund dieser genuinen Charakteristika der Praxistheorie sollten theoretische und methodologische Überlegungen stets miteinander verbunden werden. Deshalb soll im Folgenden ein theoretisches Problem den Ausgangspunkt einer Diskussion der konzeptuellen Grundlagen der Praxistheorie bilden, um ausgehend von einer begrifflichen Verschiebung forschungsleitende Analyseprinzipien und mögliche Perspektiven des praxeologischen Forschungsprogramms zu entfalten.

Als ein zentrales theoretisches Problem der Praxistheorie ist ihre bisherige Betonung der Stabilität des Sozialen identifiziert worden (Bongaerts 2007;

Shove et al. 2012), die ich zunächst knapp diskutieren werde (2.). Ich werde vorschlagen, dass ein dynamisches Verständnis von Wiederholung diese Tendenz überwinden und die Betrachtung von Stabilität und Instabilität in einem theoretischen Konzept bündeln kann (3.). Auf dem Wiederholungsbegriff aufbauend, werde ich zentrale Analyseprinzipien der Praxistheorie entwickeln: die Anerkennung von Relationalität und Heterogenität, die Betrachtung gradueller Differenzen sowie der Fokus auf Verschiebungen (4.). Schließlich werde ich exemplarisch verdeutlichen, wie die Perspektive auf Praxis als Wiederholung ausgewählte soziologische Forschungsfragen verschiebt, und praxeologische Ansätze zu ihrer Bearbeitung identifizieren (5.).[1]

2. Ein theoretisches Problem

Der theoretische Clou der praxeologischen Position besteht in der Überwindung etablierter sozialtheoretischer Dichotomien durch eine fundamental relationale Perspektive. Sie isoliert weder diskrete Handlungsakte (wie der methodologische Individualismus), noch hypostasiert sie Normen als eigenständige Entitäten (wie das Paradigma des *homo sociologicus*). Stattdessen identifiziert sie Praktiken als Grundlage von Individualität und Strukturbildung. Mit dem Praxisbegriff steht ein relationales Konzept im Zentrum der Theorie, denn jede Praxis ist von der Existenz anderer, auch vergangener Praktiken abhängig, an die sie anschließt und im Verhältnis zu denen sie überhaupt erst Bedeutung erlangt. Soziales besteht dieser Auffassung zufolge nur, wenn und solange Praktiken aus- und aufgeführt und somit »Beziehungen über Zeit und Raum hinweg stabilisiert werden« (Giddens 1995: 45). Die Frage, wie diese raum-zeitliche Stabilisierung zu denken ist, beantworten praxeologische Ansätze durchaus unterschiedlich. Die klassische Antwort früher praxeologischer Positionen lautet: als Routine. Sie ist Anthony Giddens zufolge »die vorherrschende Form der sozialen Alltagsaktivität« (Giddens 1995: 336). Dieser Einschätzung haben sich zentrale Vertreter der Praxistheorie angeschlossen und gründen ihre Definition von Praxis auf dem Routinebegriff (Hörning 2001: 160; Reckwitz 2003: 289). Mit einem starken Fokus auf die routinierte Hervorbringung des Sozialen geht jedoch eine Reihe von theoretischen und forschungspraktischen Problemen einher. Erstens bleibt etwa offen, wie sich institutionalisierte soziale Phänomene praxeologisch einordnen lassen, die im Verlauf eines Lebens – üb-

1 | Der vorliegende Beitrag beruht auf den Ergebnissen meiner Studie *Die Instabilität der Praxis* (2013) und erweitert diese. Für ausführlichere Hintergründe zur hier vertretenen Position, die aus einer kritischen Diskussion der Ansätze von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour hervorgeht, siehe dort. Ich danke Hannes Krämer und Sophia Prinz für Kommentare und Anregungen zu diesem Beitrag.

licherweise – nicht mehrfach auftreten, wie etwa die Praxis des Heiratens oder der Scheidung. Eine »Routine des Heiratens« kann sich bei den Beteiligten ganz offensichtlich nicht einstellen, weshalb der Begriff ungeeignet erscheint, um die Wiederkehr dieser Art von Praktiken in Raum und Zeit zu erfassen.

Ein zweites und weitaus größeres Problem für die Praxistheorie ist die bereits angesprochene Unterstellung der Stabilität des Sozialen, wie sich stellvertretend anhand der Kritik an Pierre Bourdieus Theorie der Praxis verdeutlichen lässt. Die vielstimmigen Einwände richten sich gegen Bourdieus Betonung der Reproduktion des Sozialen, die von den Kritiker/innen vor allem auf die Konstruktion des Habituskonzepts zurückgeführt wird, das ihnen »deterministisch«, »reduktionistisch« oder »mechanistisch« erscheint (vgl. etwa nur de Certeau 1988: 112-129; Lash 1993; King 2000).[2] Im Zentrum der Kritik steht die unterstellte Beharrungskraft der inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Habitus. Wenn diese, so lauten die Einwände, nicht-bewusst angeeignet werden, die Wahl- und Handlungsmöglichkeiten der Akteure beschränken, somit zu immer gleichen und vorhersehbaren Praktiken führen und aufgrund ihrer Körperlichkeit nur schwer bis gar nicht veränderbar sind, entsteht ein statischer Eindruck des Sozialen, der sowohl die Frage nach dem Stellenwert von Spontaneität und Innovation als auch die Frage nach der Erklärung historischer Transformationen offen lässt. Es scheint also, dass die Anerkennung der Körperlichkeit der Praxis praxeologische Positionen offenbar dazu verleitet, die nicht-bewusste, routinehafte Reproduktion von Praktiken zu unterstellen und als Garanten für die stabile Ordnung des Sozialen anzusehen. Problematisch daran ist, dass eine so konstruierte Praxistheorie stets auf einem Auge blind bleibt: Sie übersieht die inneren Widersprüche, Dynamiken und Auflösungstendenzen sozialer Ordnung. Stattdessen sollte die Praxistheorie in der Lage sein, sowohl die allgemeine Beharrungskraft und Stabilität als auch die spontane Transformationsfähigkeit sozialer Praxis analytisch zu erfassen. Schließlich steht der notwendige Verweis auf die Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse einem gleichermaßen begründeten Interesse daran gegenüber, auch die Möglichkeiten zu deren Subversion sowie allgemein die schöpferische Kreativität des Handelns (Joas 1996) zu betrachten. Um die Praxistheorie von dem viel kritisierten Fokus auf Routine zu lösen, müssen jedoch die komplexen Verbindungen entfaltet werden, die Praktiken in Zeit und Raum unterhalten. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass dies ausgehend vom Konzept der Wiederholung gelingen kann, sofern mit einem poststrukturalistisch informierten Verständnis auch die Differenz in den Wiederholungsprozess eingeschlossen und dieser somit dynamisch gefasst wird.

---

2 | Für eine ausführlichere Diskussion kritischer Positionen vgl. Barlösius (2006) und Schäfer (2013: 93-97).

3. Praxis als Wiederholung

Wenn sich etwas wiederholt, scheint auf den ersten Blick genau das Gleiche noch einmal zu geschehen. Ein solches Verständnis ließe sich im Anschluss an Bernhard Waldenfels mit der Formel a = a ausdrücken. Wird jedoch versucht, die Wiederholung als Wiederkehr des Selben theoretisch zu erfassen, stellt sich ein logisches Problem. Denn ein Ereignis, das sich wiederholt, ist insofern nicht dasselbe, als sich die Bedingungen, unter denen es auftritt, bei seinem Wiederauftreten verändert haben. In der anti-essentialistischen Position der Praxistheorie wird die Identität einer Praxis vom Kontext ihres Auftretens mitbestimmt. Bereits die veränderten Umstände jeder Wiederholung führen somit eine Differenz in die Wiederholung ein. Formelhaft lässt sich dies als a – a' schreiben. Dennoch wird im Alltagsverständnis davon gesprochen, dass bei einer Wiederholung das Gleiche wiederkehrt, und die Identität beider Instanzen einer Wiederholung betont. Das Auftreten einer Wiederholung stellt daher sowohl den Begriff des »Selben« wie auch des »Anderen« infrage und ist folglich in einem Zwischenbereich anzusiedeln, wie Waldenfels schreibt: »Daß etwas noch einmal auftritt, schließt die reine Andersheit (a – b) ebenso aus wie die schlichte, unvermittelte Selbigkeit (a)« (Waldenfels 2001: 6).[3] Ebenso setzt die Wiederholung das zeitliche Nacheinander einer Abfolge voraus und fordert dementsprechend eine diachrone Betrachtung: $a^t – a^{t+1}$. Das Auftreten eines Ereignisses steht mit seiner vergangenen und möglichen zukünftigen Existenz in Verbindung. Die Betonung der Zeitlichkeit der Wiederholung verweist dabei besonders auf den Spalt zwischen den beiden Instanzen des Auftauchens eines Elements und begreift die »Zeit als eine[n] Vorgang der Verschiebung, der Verzögerung, des Aufschubs, durch den der Wiederholungsprozeß sich weiter verschärft« (Waldenfels 2001: 15). Bernhard Waldenfels hat daher pointiert von einem »Paradox der Wiederholung« gesprochen, da die Wiederholung sich dadurch auszeichnet, »Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen« (Waldenfels 2001: 7) zu sein.[4]

Die poststrukturalistischen Philosophien von Gilles Deleuze und Jacques Derrida bilden zwei prominente Vorschläge, das Paradox der Wiederholung nicht im Ausgang von Identität, sondern von der Differenz her zu denken. Mit Deleuze (1992) kann jede Form von Identität als Hervorbringung einer funda-

3 | Im Deutschen gibt es die Unterscheidung zwischen dem »Selben« und dem »Gleichen«, die von Waldenfels hier nicht reflektiert wird. Dabei wird sprachlich dem »Gleichen« ein geringeres Maß an Identität als dem »Selben« zugeschrieben. Die Überlegungen von Waldenfels treffen dennoch auf beide Kategorien zu, da auch die Rede von dem »Gleichen« stets die Identität betont.

4 | Eine andere treffende Formulierung findet Urs Stäheli: »Was zwei Ereignisse miteinander verbindet, trennt sie gleichzeitig voneinander« (2000: 171).

mentalen Differenz begriffen werden. Unterhalb der Identität besteht Deleuze zufolge Kontingenz, Pluralität und Mannigfaltigkeit. »Die Differenz steht hinter jedem Ding, hinter der Differenz aber gibt es nichts« (Deleuze 1992: 84). In diesem Sinne unterscheidet Deleuze zwei Typen von Wiederholung: die »nackte« Wiederholung als Anschein einer statischen Wiederholung des Selben sowie die »verkleidete« Wiederholung, die im Inneren der statischen Wiederholung als Prozess der Differenz wirkt (Deleuze 1992: 84). Mit dem Verweis auf das Wirken einer »verkleideten« Wiederholung als Prozess der Differenz vertritt Deleuze ein Konzept von Wiederholung, das um den Begriff der Singularität zentriert ist und ein Denken der Wiederholung als Wiederholung des Nicht-Identischen etablieren will. Die Wiederholung des Selben muss folglich als prekäres Grenzereignis verstanden werden, da Instabilität stets noch in die stabilste Wiederholung eingeschrieben ist. Die statische Wiederholung ist bloß der Effekt des eigentlichen, dynamischen Kerns des Wiederholungsprozesses.

Mit Derridas (1999) Konzept der »Iterabilität« eines Zeichens lässt sich außerdem auf die strukturelle Wiederholbarkeit jeder Praxis verweisen und Wiederholung als ein Prozess begreifen, ohne den Bedeutung nicht bestehen kann. Derrida erweitert und modifiziert in seinen sprachphilosophischen Reflexionen das strukturalistische Paradigma, demzufolge Bedeutung aufgrund von Differenzrelationen zwischen Zeichen besteht. Als Kritik an der strukturalistischen Unterstellung der Geschlossenheit des Differenzsystems verweist Derrida darauf, dass die Bedeutung eines Zeichens zudem davon abhängig ist, dass es in unterschiedlichen Kontexten wiederholt werden kann. Er entwickelt seine Position, indem er konstitutive Merkmale der Schrift (wie beispielsweise die jeweilige Abwesenheit von Sender und Empfänger eines Briefes beim Lesen/Schreiben) auf die Zeichentheorie überträgt. Damit temporalisiert er den Prozess der Bedeutungsproduktion und zeigt, dass die Lücke zwischen den zwei Instanzen des Auftretens eines Zeichens für dessen Bedeutung konstitutiv ist und gleichzeitig einen Raum für Bedeutungsverschiebungen eröffnet. Die Logik der Iterabilität ist als eine Wiederholung ohne Original zu begreifen, die stets Veränderung einschließt. Die poststrukturalistischen Reflexionen von Deleuze und Derrida können das Wiederholungsverständnis für die Anerkennung von Differenz sensibilisieren und den analytischen Blick für mögliche Verschiebungen und transformierende Wiederholungen schärfen.

Wird die Praxistheorie auf ein so verstandenes dynamisches Konzept von Wiederholung gegründet, kann dieser Begriff die theoretische Perspektive bündeln, um die Persistenz von Praktiken zu erfassen, ohne die Routinehaftigkeit und somit Stabilität des Sozialen betonen zu müssen. Die Verwendung des Wiederholungsbegriffs führt drei analytisch unterscheidbare, aber eng miteinander verbundene Dimensionen der Praxis zusammen. Die Praxistheorie versteht Praktiken erstens als *sich wiederholende* Formationen, als Strom eines Praxisgeschehens, der sich durch Zeit und Raum bewegt. Praktiken er-

eignen sich und sind aufgrund ihrer Wiederholung identifizierbar und erfahrbar. Unter diesem Blickwinkel sind Praktiken ein kulturell verfügbares und zirkulierendes Repertoire, an das Subjekte zitierend anschließen können.

Es gibt keine Wiederholung ohne das erfahrende Subjekt, das den Zusammenhang zwischen den einzelnen Instanzen des Auftretens einer Praxis herstellt. Entsprechend sind Praktiken zweitens immer auch *wiederholte* Formationen, körperlich aus- und aufgeführte Handlungen. Sie existieren nur, wenn und solange sie verstanden und in hinreichend anschlussfähiger Weise ausgeführt werden. Die kulturelle Verfügbarkeit, das präreflexive Verstehen einer Praxis und ihre kompetente Ausführung sind im Wiederholungsprozess untrennbar aneinander gebunden. Eine bedeutsame und fundamentale Form von Wiederholung ist dabei das wiederholte Einüben von Praktiken in Lern- und Trainingsprozessen zur Aneignung von Wissen und Kompetenzen.

Als *wiederholbare* Formationen schließlich können Praktiken prinzipiell von ihrem Kontext gelöst und mit neuen Kontexten verbunden werden. In jede Form von Stabilität ist somit auch eine Transformation inbegriffen, in der sich die Bedeutung einer Praxis verändern kann. Jede Wiederholung kann eine Verschiebung der Praxis zur Folge haben. Der Praxistheorie stellt sich daher die Aufgabe, gleichermaßen die »verändernde und erhaltende Kraft der Wiederholung« (Waldenfels 2001: 12) soziologisch zu erfassen. Die Frage nach der Stabilität oder Instabilität des Sozialen wird damit zu einer strikt empirischen Frage (Rouse 2007: 647), die auf der Grundlage des dünnen analytischen Vokabulars verfolgt werden kann. Die Praxistheorie enthält also keine Vorannahmen darüber, ob ein gegebenes Phänomen stabil ist, sondern beleuchtet die Dauer, Stabilität und Ausdehnung spezifischer Praktiken, die konkreten Mechanismen, von denen ihre Wiederholung abhängig ist, sowie die möglichen Verschiebungen oder Zusammenbrüche ihrer Wiederholungen.[5]

---

5 | Bezüglich der analytischen Unterscheidung einer zirkulierenden und einer körperlich-performativen Dimension von Praxis bestehen Gemeinsamkeiten mit der von Elizabeth Shove und Mika Pantzar (in diesem Band) vertretenen Position, die in einem anderen Zusammenhang weiterentwickelt wurde (Shove et al. 2012). Sie schlägt eine Differenzierung zwischen Praxis-als-Entität und Praxis-als-Performance vor, die jedoch nur als forschungsleitende analytische Trennung zu verstehen ist. Thomas Alkemeyer und Nikolaus Buschmann plädieren daher (ebenfalls in diesem Band) zurecht dafür, die beiden Blickwinkel auf Praxis durch »systematisch-methodische Perspektivwechsel« zu verbinden. Im Unterschied dazu wird mit dem Begriff der Wiederholung vorgeschlagen, den Doppelcharakter der Praxis in einer einzigen theoretischen Kategorie zu bündeln und die Analyseperspektiven auf diese Weise zu verschränken. Zudem lässt sich mit dem Wiederholungskonzept die Verklammerung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Praxis sowie die Möglichkeit ihrer Verschiebung durch eine transformierende Wiederholung in den Mittelpunkt stellen.

Zeitlichkeit und Sozialität sind fundamental in den Wiederholungsprozess eingeschrieben und aneinander gekoppelt: Die intelligible Ausführung und das Verstehen einer Praxis sind von vergangenen Wiederholungen abhängig; die gegenwärtige Wiederholung einer Praxis erhält deren Bedeutung aufrecht und eröffnet einen Optionsraum für zukünftige Zitationen dieser Praxis. Damit stellt sie kulturelle Anschlussmöglichkeiten für Wiederholungen, auch durch andere, bereit. Es ist für eine Praxis wesentlich, dass sie mit anderen geteilt wird, die sie ebenfalls verstehen und ausführen (siehe dazu auch Schmidt/Volbers 2011). Kollektivität entsteht damit nicht erst in Interaktionen oder Vergemeinschaftungsprozessen, sondern ist bereits integraler Bestandteil der Wiederholung selbst.

Am Beispiel der oben erwähnten Praxis des Heiratens lässt sich verdeutlichen, wie sich der Blickwinkel verändert, wenn der Wiederholungsbegriff in den Mittelpunkt des Praxisverständnisses rückt. Wenn das Heiraten für die Beteiligten nicht zur Routine wird und folglich nicht ausgehend von dieser Kategorie erfasst werden kann, so lässt es sich besser als Wiederholung verstehen, als Aufgreifen einer – in diesem Fall relativ stark konventionalisierten – zirkulierenden Praxis. Es setzt die Wiederholung festgelegter Formeln sowie die Wahl der korrekten beteiligten Personen (Brautpaar, Pfarrer oder Standesbeamter) und Orte (Kirche, Standesamt) voraus. Diese Elemente sind Teil eines bestehenden Praxisgeschehens; sie wiederholen sich bereits bevor jemand die Entscheidung trifft, oder vielmehr: treffen kann, zu heiraten. Beim Heiraten werden sie von den Beteiligten wiederholt. In der Wiederholung werden jedes Mal Beziehungen zu anderen Zeiten (auch früher wurde geheiratet) und Orten (auch anderswo wird geheiratet) hergestellt und aufrecht erhalten. Das Heiraten ist dabei ein Beispiel einer (aufgrund rechtlicher, religiöser und kultureller Faktoren) extrem stabilen Praxis mit einer langen Tradition und hohen interkulturellen Verbreitung.

4. Analyseprinzipien

Im Anschluss an die eingangs zitierte Aussage von Giddens, wonach das Soziale aus Sicht der Praxistheorie in der Stabilisierung von »Beziehungen über Zeit und Raum hinweg« (Giddens 1995: 45) besteht, lässt sich nun präzisieren, dass diese Beziehungen als Wiederholung gedacht werden müssen, und zwar in dem herausgearbeiteten, poststrukturalistisch gewendeten Verständnis, das Verschiebungen nicht ausschließt, sondern als Teil des Wiederholungsprozesses begreift. Von dieser Kategorie ausgehend, lassen sich die Analyseprinzipien entfalten, die die heuristische Perspektive der Praxistheorie ausmachen und die im Folgenden diskutiert werden sollen: die Anerkennung der Relationalität (1) und Heterogenität (2) des Sozialen sowie die Betrachtung gradueller

Differenzen (3) und Verschiebungen (4) im Rahmen eines Verfolgens und Vergleichens von Praktiken in Raum und Zeit.

Wie bereits ausgeführt, ist der Praxisbegriff kein bloßes Synonym für »Handlung«, sondern mit ihm wird erstens ein fundamental relationales Verständnis des Sozialen in den Mittelpunkt gestellt. Dem Prinzip der *Relationalität* folgend, verklammert das Denken der Wiederholung die jeweils fokussierte Ausführung einer Praxis mit anderen Aus- und Aufführungen »dieser« Praxis, die erst im Zusammenhang dieser Verbindungen ihre Identität erhält. Die Besonderheit dieses Denkens ist, dass eine Praxis gleichzeitig konkret und abstrakt ist, dass sie beobachtet werden kann und sich dennoch jeder endgültigen Reifizierung entzieht, da sie stets auf andere Zeiten, Orte und Entitäten verweist, von denen ihr Bestehen abhängig ist. Die Praxistheorie verortet die Quelle der Handlungsfähigkeit nicht in der Intention eines Subjekts oder in einer einzelnen Praxis. An die Stelle monokausaler Betrachtungen tritt die Einbettung der Praxis in ein Netz aus Relationen. Dabei geraten vielfältige zeitlich und räumlich verbundene Elemente in den Blick, die die gegenwärtige Ausführung einer Praxis beeinflussen, aufrechterhalten, formen. Dieses grundlegende Analyseprinzip der Praxistheorie verlangt eine methodologische Bewegung, die Relationen folgt und Verbindungen herausarbeitet, die bislang ignoriert wurden. Die Bewegung in der Zeit setzt das Studium historischer Quellen, Langzeitbeobachtungen oder Längsschnittstudien voraus. Auch gilt es allgemein, den Zeitverlauf sowie unterschiedliche Zeitlichkeiten von Praktiken stärker zu berücksichtigen.[6] Die räumliche Dimension erfordert die Betrachtung unterschiedlicher Orte und als Voraussetzung dafür eine eingehende Lokalisierung des Sozialen. Die praxeologische Analyse hat entsprechend stets Fragen nach konkreten Orten zu stellen, um räumliche Verbindungen zwischen Praktiken herauszuarbeiten: »In welchem Gebäude? In welchem Büro? Durch welchen Korridor erreichbar? Welchen Kollegen vorgelesen? Wie zusammengetragen?« (Latour 2007: 315f.).[7]

---

6 | Ein erster, vielversprechender Versuch, die (unter Umständen konfligierenden) Rhythmen von Praktiken zu erforschen, stammt vom französischen Soziologen Henri Lefebvre, der ausgehend vom marxistischen Praxisverständnis (Lefebvre 1972: 25ff.) einen Ansatz zur Analyse alltäglicher Rhythmen entwickelt hat (Lefebvre 2013). Dabei erscheinen insbesondere sein Verweis auf die sinnlichen Aspekte der Praxis und auf die soziale Konstitution und Verteilung von Rhythmen sowie seine kritische Perspektive auf den Zusammenhang zwischen widerstreitenden Rhythmen und sozialer Entfremdung gewinnbringend.

7 | Bruno Latour entwickelt beispielsweise in seiner Untersuchung der Arbeit von Bodenkundlern im Amazonas ein Modell einer solchen Analyse, indem er wissenschaftlichen Referenzketten über verschiedene Orte (ein Hotelrestaurant, den Wald und die Savanne von Boa Vista, ein Büro) und die sie verbindenden Medien (Karten, räumli-

Zweitens ist dem Prinzip der *Heterogenität* zufolge zu beachten, dass die Entitäten, die in einer Praxis zusammenkommen, von ganz unterschiedlicher Qualität sein können. Verbindungen zwischen Praktiken, die an unterschiedlichen Orten und Zeiten ausgeführt werden, bestehen der Praxistheorie zufolge zum Beispiel aufgrund ihres körperlichen Vollzugs – aufgrund inkorporierter Kompetenzen, die den Akteuren das Verstehen und Ausführen einer Praxis ermöglichen. Diese inkorporierten Dispositionen sind an der Stabilisierung einer Wiederholung und somit an der Herstellung der Kontinuität und Aufrechterhaltung einer Praxis in Raum und Zeit beteiligt. Der menschliche Körper ist ein wesentlicher Durchgangspunkt von Praktiken. Allerdings ist der Körper kein Garant für die Stabilität des Sozialen, denn er ist weder in der Lage, Wiederholungen mit einer solch absoluten Präzision hervorzubringen, dass Abweichungen ausgeschlossen sind, noch ist körperlich angeeignetes Wissen vor dem Vergessen geschützt. Zudem können die angeeigneten Schemata, wenn sie auf unvorhergesehene soziale Konstellationen treffen, auch irritiert werden, sodass es zu Kontrollverlust und Scheitern kommen kann. Offen bleibt außerdem in einigen praxeologischen Ansätzen auch die Frage, wie sich mögliche Widersprüche zwischen konfligierenden Dispositionen konzeptualisieren lassen. Die Kehrseite der körperlich stabilisierten Wiederholung ist ihre Instabilität.

Neben der körperlichen Dimension ist die Wiederholung einer Praxis auch auf materielle Arrangements, auf Artefakte und Medien im weitesten Sinne[8] angewiesen. Ein einfaches Beispiel aus dem Bereich des Handwerks: Die Praxis des Dübelns lässt sich nicht ohne die entsprechenden Plastikbauteile ausführen und existiert erst, seitdem Schraubdübel erfunden wurden. Im Unterschied zur Praxis des Nagelns verlangt sie den Einsatz von Bohrer und Schraubenzieher, nicht den des Hammers. Andere Praktiken sind von immateriellen Medien wie Software abhängig oder werden durch epistemische Formate wie Listen verbunden und einer Ordnung unterworfen. Ein Dokument kann entfernte Orte miteinander verbinden und dort Praktiken strukturieren und aufeinander beziehen, ebenso wie ein Gesetzestext, der an verschiedenen Orten bearbeitet und ausgelegt wird. Wie der Körper dürfen auch die materiellen Arrangements nicht als Garanten für die Stabilität der Verbindungen zwischen Praktiken in Raum und Zeit gefasst werden. Die physische Desintegration eines Objekts, die technisch bedingte Störanfälligkeit einer Software, aber

che Markierungen, Aktenschränke, das setzkastenartige bodenkundliche Instrument des »Pedokomparators«) hinweg folgt (Latour 1996b). Ein methodischer Vorschlag zur ethnografischen Verbindung verschiedener Orte, der in dieselbe Richtung geht, findet sich auch in der *multi-sited ethnography* von George E. Marcus (1995).

8 | Vgl. dazu Bruno Latours Verständnis von »Mittlern« im Unterschied zu »Zwischengliedern« (Latour 2007: 70ff.).

auch die Konfrontation mit unerwarteten oder irritierenden Objekten können im Gegenteil die Wiederholung einer Praxis auch destabilisieren.

Im Rahmen des Heterogenitätsprinzips lassen sich vermeintlich klar umrissene soziale Akteure, wie beispielsweise eine Institution oder Organisation, als komplexe Verbindungen vielfältiger Entitäten begreifen. Sie beruhen auf einem Netzwerk aus Architekturen und Räumen (die Zugang kontrollieren), Kommunikationsmedien (die mit anderen Orten verbinden), Organigrammen (die Aufgabengebiete eingrenzen), physischen und virtuellen Archiven (die Dokumente liefern und Vergangenheiten präsent machen), internen Vorschriften und tradierten Verfahrensweisen innerhalb einer Abteilung (die zukünftiges Handeln strukturieren), Formularen und Softwareprogrammen (die Informationen strukturieren und auswertbar machen) etc. Das Netz verbundener Elemente weist damit stets über die beteiligten Subjekte, die *face-to-face* interagieren, hinaus und umfasst mehr oder weniger materielle Entitäten mit heterogenen Eigenschaften. Diese muss die praxeologische Analyse gleichberechtigt erfassen, sollte sie aber nicht als *gleichwertig* begreifen, sondern vielmehr auf ihre je spezifische Qualität hin befragen und diese herausarbeiten.

Im direkten Zusammenhang mit dem Heterogenitätsprinzip steht daher drittens auch die Betrachtung *gradueller Differenzen*. Diese bestehen beispielsweise in Bezug auf die Materialität der betrachteten Elemente: Dübel, Tür, Software, Liste oder Organigramm haben gemeinsam, dass sie die Wiederholung von Praktiken in je spezifischer Weise relativ stabilisieren, strukturieren oder ausrichten. Insofern ihnen stabilisierende Effekte zukommen, stehen sie der Praxis als (quasi-)materielle Arrangements zur Seite, auch wenn ihre physische Qualität differiert. Ihre genaue Beteiligung an einer Praxis gilt es in der Untersuchung jeweils aufzuzeigen.

Es ist diese empirische Offenheit, die es erlaubt, dualistische Denkfiguren zu überwinden. Voraussetzung dafür ist das Akzeptieren der Unschärfen, Uneindeutigkeiten und Verwicklungen des Sozialen.[9] Eine Analyse, die Dualismen als fundierende Kategorien zurückweist, kann gerade die Mechanismen der Aufrechterhaltung und den Zuschnitt dieser Dualismen an den von ihr beobachteten Phänomenen thematisieren; sie kann die Grenzziehungen hinterfragen und als Machttechniken enttarnen. So löst die Praxistheorie beispielsweise den Innen-Außen-Dualismus auf, indem sie davon ausgeht, dass die unterstellte Individualität eines Subjekts sich in kollektiv angeeigneten und geteilten Schemata konstituiert. Wenn Praktiken immer schon Wiederholungen und Variationen sind, die wir mit anderen teilen, wird im Zentrum des Individuellen das Soziale sichtbar und die Wahrnehmung eines »inneren Kerns« (als Gegenüber einer vermeintlich »äußeren« Gesellschaft) muss be-

9 | Vgl. zu ähnlichen methodologischen Vorschlägen bereits Law (2004) und Clarke (2005).

reits als Ergebnis einer Grenzziehung verstanden werden, die auf spezifischen Praktiken beruht. Gleichzeitig fragt die Praxistheorie nach dem Einsatz und der Funktion dieser »Illusion des Innen«, die ja im Alltag in der Selbst- und Fremdwahrnehmung durchaus eine zentrale Rolle spielt. Ob jemand »authentisch« handelt, d.h. ob sein »äußerer« Ausdruck mit seinen »inneren« Empfindungen übereinstimmt, macht für die alltägliche Beurteilung von Handlungen einen entscheidenden Unterschied. Diesen Unterschied erfassen zu können, ist der Praxistheorie möglich, weil sie an die Stelle des Dualismus eine Perspektive auf Prozesse der »Verinnerlichung« und »Entäußerung«, d.h. auf die praktischen Grenzziehungen zwischen innen und außen setzen kann. Dabei ist auch das Scheitern und Zusammenbrechen der Grenzziehung aufschlussreich.

An die graduelle Perspektive schließt viertens auch die Frage nach *Verschiebungen* innerhalb des Netzes verbundener Entitäten an. Weil dem Prinzip der Relationalität zufolge jede Veränderung der Verbindungen oder der beteiligten Elemente eine Auswirkung auf den gesamten Praxiskomplex hat, muss die Praxistheorie einen besonderen Fokus auf diese Verschiebungen legen. Sie erreicht dies durch das methodische Verfolgen und Vergleichen von Praktiken. Der Vergleich miteinander verbundener Praktiken zu verschiedenen Zeitpunkten oder an unterschiedlichen Orten weist die Differenzen zwischen ihnen auf. Eine weitere Möglichkeit, Veränderungen methodisch zu reflektieren, besteht im fiktiven Ersetzen einzelner verbundener Elemente im Rahmen eines Gedankenexperiments. Dieser Vorschlag stammt von Bruno Latour und anderen Vertreter/innen der Science and Technology Studies. Die in der Akteur-Netzwerk-Theorie verwendete Methode kann den soziologischen Blick für die Veränderungen sozialer Verbindungen schärfen, die entstehen, wenn einzelne Elemente eines heterogenen Netzwerks ausgetauscht werden. Sie lässt sich anhand von Latours Fallbeispiel des Hotelschlüssels explizieren. In einem Hotel werden die Zimmerschlüssel von den Gästen regelmäßig bei Abreise mitgenommen, anstatt sie an der Rezeption abzugeben (Latour 1996a). Der Hotelier ergreift nacheinander verschiedene Maßnahmen, die jeweils dazu führen, dass ein größerer Teil seiner Gäste an die Rückgabe denkt. Er fügt dem einfachen Schlüssel zunächst eine verbale Aufforderung, dann ein Schild und zuletzt jenes nur in Hotels zu findende schwere Gewicht als Schlüsselanhänger hinzu. Latour differenziert in diesem Beispiel zwei Achsen, die er der Semiotik entliehen hat (Latour 1996a: 56f.). Während auf der syntagmatischen Achse Assoziationen aufgetragen werden (Schlüssel + Schild + Gewicht), werden in der paradigmatischen Dimension die Transformationen der beteiligten Elemente verfolgt.[10] Wie in der linguistischen Analyse jeder Austausch eines

---

10 | Ausgehend von der Betrachtung der syntagmatischen (horizontalen) und der paradigmatischen (vertikalen) Achse analysiert die strukturale Linguistik, wie Zeichen

Elements in der paradigmatischen Dimension eine Veränderung der Bedeutung eines Satzes herbeiführt, bewirkt hier jede paradigmatische Transformation eine Differenz für die betrachtete Situation.

Das Substituieren einzelner Elemente als Gedankenexperiment bildet einen zentralen Bestandteil der Beschreibungsmethode der ANT: »Dieses imaginäre Ersetzen grenzt genau die Rolle oder Funktion ein, die [das Element eines Netzwerks, HS] erfüllt« (Latour 1996c: 64). Es lässt sich als Prinzip methodischer Verfremdung fruchtbar in eine heuristische Perspektive integrieren, die an jeder Schnittstelle nach potenziellen Verschiebungen fragt und so für Veränderungen des Sozialen sensibel ist.

5. Perspektiven praxeologischer Forschung

Praxistheorie ist eine Analyse von Bewegungen und Übergängen. Ihre Forschungshaltung, die gleichzeitig Verbindung und Veränderung fokussieren kann, lässt sich als transitive Methodologie charakterisieren. Damit sollen zwei Bedeutungsdimensionen von »transitiv« aufgegriffen werden: zum einen die fachsprachliche Bezeichnung für eine Kette von Relationen zwischen Elementen in der Mathematik und Logik sowie zum anderen allgemein die Bedeutung des lateinischen *transitivus* als »übergehend«. Die praxeologische Perspektive analysiert Zusammenhänge, indem sie die Verbindungen von einem Element zum nächsten nachzeichnet und die Wirkungen eines Elements auf das andere sichtbar macht. Sie folgt der Bewegung von Praktiken als Strom der Wiederholung in Zeit und Raum und untersucht die vielfältigen Relationen zwischen den Wiederholungen, etwa das zitierende Aufgreifen von Praktiken, körperliche Aneignungsprozesse von Praktiken, Verbindungen mit stabilisierenden Artefakten und räumlichen Arrangements etc. Sie bezieht dabei sowohl die Körperlichkeit als auch die Materialität der von ihr untersuchten Ensembles ein und geht weder von einer einzigen Handlungsquelle noch von einer ungebrochenen Wirkungskette aus. In einer heuristisch offenen Perspektive bestimmt sie am Phänomen die jeweiligen Relationen, geht von heterogenen Verbindungen aus und arbeitet graduelle Differenzen und Verschiebungen heraus.

Verschiedene Kategorien können, je nach Forschungsfrage, den Ausgang einer Analyse bilden, etwa die Subjekte, die eine Praxis wiederholen, oder die an der Stabilisierung der Wiederholung beteiligten Körper und materiellen Arrangements. Sie bieten jedoch niemals einen festen, unhinterfragbaren Grund. Ihre Integrität kann selbst in praxeologischen Studien zur Frage und

horizontal kombinierbar und vertikal durch andere Zeichen austauschbar sind, und untersucht die daraus resultierenden Transformationen der Bedeutung eines Satzes.

zum Gegenstand der Analyse werden. So berücksichtigt die Praxistheorie handelnde Subjekte, versteht diese allerdings selbst als Produkte diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken. Die Identität der Subjekte ist sozial konstruiert, und ihre Handlungsfähigkeit stützt sich auf die Wiederholung vor ihnen existierender, zirkulierender Praktiken, die wiederum bestimmte Materialitäten voraussetzen oder von diesen strukturiert sein können. Körper sind in ihrer spezifischen Materialität für die Praxistheorie einerseits der Ort inkorporierter Dispositionen und impliziten Wissens und somit ein zentraler Ankerpunkt für die Wiederholung, sie sind aber gleichermaßen das Objekt auf sie gerichteter Praktiken, die ihre Grenze zwischen innen und außen bestimmen und regulieren, die ihre Bedeutung konstituieren oder die ihre Fähigkeit, verkörperte Dispositionen auszubilden und aufrechtzuerhalten, überhaupt erst ansprechen. Materielle Arrangements sind zwar, abhängig von ihren spezifischen Eigenschaften, mehr oder weniger durable Entitäten, die Wiederholung stabilisieren und Praktiken an verschiedenen Orten miteinander verbinden können. Sie sind gleichzeitig aber auch abhängig von Praktiken – etwa der Produktion, der Rezeption oder des Gebrauchs –, die ihre relationale Stellung im ausgedehnten Netz von Praktiken und Materialitäten bestimmen und ihnen Bedeutung verleihen. Schließlich müssen auch die hier bislang vorausgesetzten Kategorien von Zeit und Raum praxeologisch reflektiert werden. Sie sollen keinesfalls als Container verstanden werden, *in* denen sich Praktiken vollziehen. Vielmehr sind Praktiken selbst mit der Konstitution und Bearbeitung von Zeitlichkeit und Räumlichkeit verbunden. Praxeologische Analysen können beispielsweise herausarbeiten, dass Zeitvorstellungen einem historischen Wandel unterliegen, oder untersuchen, wie die Wahrnehmung eines Zeitverlaufs kontextuell differieren kann und welche Rolle die Entwicklung von technischen Messinstrumenten spielt. Ebenso können Räume unterschiedlich wahrgenommen werden und sowohl im Hinblick auf ihre physische Bearbeitung als auch im Hinblick auf praktische In- und Exklusionsprozesse untersucht werden.

Welche Kategorien eine Analyse zum Ausgangspunkt wählt und wie weit sie in der Verfolgung der vielfältigen Verbindungen geht, hängt in der Praxistheorie ausschließlich vom zugrunde liegenden Erkenntnisinteresse ab. Es bestimmt, welcher Ausschnitt des *per se* grenzenlosen Wiederholungsgeschehens untersucht wird. Dessen forschungspraktische Begrenzung stellt die Praxistheorie vor besondere Aufgaben, die nur in Bezug auf die jeweilige Forschungsfrage gelöst werden können. Abschließend soll daher exemplarisch diskutiert werden, wie der Vorschlag, Praxis als dynamische Wiederholung zu begreifen und ihre Bewegungen in Raum und Zeit zu untersuchen, ausgewählte soziologische Forschungsfragen neu ausrichtet: (1) Fragen nach sozialer Reproduktion und Machtverhältnissen, (2) Fragen nach historischen Transformationen von Praktiken und (3) Fragen nach sozialer Differenzierung. Dabei

sollen bestehende theoretische Anschlüsse für praxeologische Forschungen identifiziert werden, die im Folgenden nur angerissen werden können. Die existierenden praxistheoretischen Modelle zur Untersuchung dieser Fragen müssen stets gegenstandsspezifisch angepasst werden. Die folgenden Ausführungen sind daher als Inventarisierung der praxeologischen Werkzeugkiste für die Bearbeitung der Forschungsfragen zu verstehen.

5.1 Fragen nach sozialer Reproduktion und Machtverhältnissen

Macht wird von der Praxistheorie nicht als eine übertragbare Substanz oder Ressource begriffen, sondern praxisimmanent verstanden. Dies bedeutet, Macht mit heterogenen Relationen zu identifizieren, die beständiger Aufrechterhaltung in der Praxis bedürfen. Fragen nach Asymmetrien, nach der Stabilität des Sozialen und nach den Mechanismen seiner Stabilisierung sind aus Sicht der Praxistheorie *per se* Machtfragen. Zu ihrer Bearbeitung stellen praxeologische Positionen vielfältige Ansätze zur Verfügung.

Wie bereits ausgeführt, begreift die Praxistheorie den Körper als einen zentralen Durchgangspunkt des Sozialen. Sie geht von Bourdieus Erkenntnis aus, dass sich soziale Ungleichheit aufgrund der stillschweigenden Anerkennung der Verhältnisse reproduziert (Bourdieu 2001: 220-229). Die Nicht-Bewusstheit und Beständigkeit körperlich angeeigneter Schemata ist Bourdieus Habitustheorie zufolge eine zentrale Ursache für die Stabilisierung einer Wiederholung und somit für die Reproduktion des Sozialen. Damit wird Macht bei Bourdieu wesentlich vom Körper her begriffen und nicht allein auf materielle Ressourcen zurückgeführt. Ergänzen lässt sich Bourdieus Perspektive durch eine eingehendere Betrachtung der praktischen Aneignung inkorporierter Schemata, wie Foucault (1976) sie beispielsweise in seiner Untersuchung der Funktionsweise der Disziplin vorgenommen hat, wenn er auf die wiederholenden Übungen verweist, in denen dem Körper Wissen, Kompetenzen und auch eine spezifische Haltung antrainiert werden. Die Disziplin stellt dabei selbstverständlich nur einen Ausschnitt aus den fundamentalen Praxiskomplexen des Lernens und Aneignens zur körperlichen Stabilisierung von Wiederholungen dar. Für eine holistische Perspektive auf die Körperlichkeit der Wiederholung müssen darüber hinaus, wie oben diskutiert, auch die Widersprüchlichkeit körperlich angeeigneter Dispositionen[11] sowie die Möglichkeit der Irritation der Schemata, etwa in unbekannten Situationen und im Umgang mit Artefakten, einbezogen werden. Der Machtbegriff kann deutlich mehr als nur körperliche Stabilisierung umfassen, wenn

11 | Zur Analyse und Kritik der Fokussierung von Homogenität in Bourdieus Ansatz, zu dessen produktiven immanenten Widersprüchen sowie zu einem Versuch, sie analytisch nutzbar zu machen, siehe Schäfer (2011) und Schäfer (2013: 93-114).

er z.B. wie bei Foucault als Bindeglied zwischen Wissensproduktion und Subjektkonstitution gefasst wird, indem er als Macht-Wissens-Konzept zur Beschreibung der humanwissenschaftlichen Normalisierung dient, in deren Rahmen spezifische Techniken der Datenerhebung und -interpretation auf die Disziplinierung der Individuen gerichtet sind (Foucault 1976; 1977). Damit bezeichnet der Machtbegriff nicht nur die Dauerhaftigkeit einer Relation, sondern auch die Form einer ganz konkreten Verbindung. In diesem Zusammenhang müssen auch die stabilisierenden und destabilisierenden Effekte materieller Arrangements und Ressourcen (wie etwa Kapital) berücksichtigt werden.[12]

Fragen nach der sozialen Reproduktion von Machtverhältnissen müssen folglich praxeologisch ausgehend von heterogenen Relationen und konkreten Mechanismen der Stabilisierung einer Wiederholung in Raum und Zeit bearbeitet werden. Werden sie auf diese Weise verfolgt, stellen sich die Mechanismen sozialer Reproduktion und das Verständnis von Macht ungleich komplexer dar als etwa in Bourdieus Ansatz. Dabei müssen auch Widerstand und Subversion von der möglichen Verschiebung einer Wiederholung aus betrachtet werden. Judith Butler (1998) entwickelt ausgehend von John L. Austins Performativitätstheorie und Derridas sprachphilosophischer Reflexion der Zitierbarkeit von Zeichen eine Theorie sozialer Iterabilität, mit der sich insbesondere subversive, transformierende Wiederholungen von Praktiken analysieren lassen. Dabei begreift sie Macht als Wiederholung einer Praxis von relativer, prekärer Stabilität, die stets durch Auflösung und Verschiebung bedroht ist: »Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist« (Butler 1997: 32). Macht ist folglich nicht die Ursache für die Wiederholung einer Praxis, sondern besteht umgekehrt in der Form dieser Wiederholung. Butlers Ansatz kann daher helfen, mögliche subversive Aneignungen einer zirkulierenden Praxis zu identifizieren und diejenigen Momente und Taktiken zu analysieren, in denen sich die Bedeutung einer sozialen Praxis in ihrer Wiederholung verschiebt. Der konzeptuell »dünne« Wiederholungsbegriff ermöglicht somit im Unterschied zur Kategorie der Routine, die allein an den inkorporierten Dispositionen ansetzt und die Statik des Sozialen betont, die empirisch offene Analyse heterogener Relationen und Stabilisierungsmechanismen.

12 | Den umfassendsten Vorschlag, die heterogene Stabilisierung des Sozialen analytisch zu erfassen, hat Bruno Latour (2007) mit der Akteur-Netzwerk-Theorie vorgelegt.

5.2 Fragen nach historischen Transformationen

Eine Ergänzung und ein Korrektiv zu häufig präsentisch ausgerichteten soziologischen Studien bietet die umfassende Historisierung des betrachteten Gegenstandes. Ein wertvolles Modell für eine praxeologische Perspektive auf historische Transformationen findet sich in Michel Foucaults Spätwerk, das an graduellen Veränderungen sowie an der Körperlichkeit der Praxis interessiert und praxistheoretisch ausformuliert ist. Nicht nur die Ergebnisse, sondern auch die methodologischen Entscheidungen Foucaults sind für die praxeologische Forschung relevant.

In einer historischen Untersuchung von Subjektivierungspraktiken, die den langen Zeitraum vom 5. Jh. v. Chr. bis zum 5. Jh. n. Chr. umfasst, identifiziert Foucault in materialreichen Detailanalysen Brüche und Kontinuitäten im Verständnis und im Gebrauch von Selbsttechniken oder »Technologien des Selbst« (Foucault 1986a; 1986b; 2004). Dabei handelt es sich um Praktiken, die auf den eigenen Körper und das eigene Verhalten bezogen sind und daran eine bestimmte Veränderung erzielen wollen (Foucault 2005: 210). Foucault diagnostiziert im Zeitverlauf eine Veränderung in Bezug auf die Universalität und Verrechtlichung von Selbsttechniken und arbeitet heraus, dass die Technologien des Selbst in der griechischen Antike keinen allgemeinverbindlichen Charakter hatten. Erst die christliche Ethik entwickelte Foucaults Untersuchungen zufolge mit der Pastoral, in der beispielsweise das gesamte Sexualleben der Eheleute »einer – oft sehr detaillierten – Kodifizierung unterworfen« (Foucault 1986a: 232) wird, einen Rahmen, der auf Verbote zentriert ist. Die Subjektivierung nimmt hier juridische Formen an, indem sie auf eine Reihe von Gesetzen bezogen ist, deren Verfehlung bestraft wird.

Bemerkenswert und praxeologisch relevant ist die Verfahrensweise Foucaults. Mit dem Fokus auf die Selbstpraktiken setzt er in seinen Studien explizit unterhalb der Gesetzesform an (Foucault 1986a: 17, 44). Er geht davon aus, dass die Figuren des Gesetzes und der Norm in Bezug auf die Technologien des Selbst als historische Kontingenzen begriffen werden müssen:

> Das »Gesetz [ist], als Episode und Übergangsform, selbst Teil einer viel umfassenderen Geschichte […], nämlich der Geschichte der Techniken und Technologien im Rahmen der auf das eigene Selbst gerichteten Praktiken. Diese Techniken und Technologien bestehen unabhängig von der Gesetzesform und sind dieser gegenüber vorrangig. Das Gesetz ist im Grunde nur einer der möglichen Aspekte der Technologie des Subjekts in bezug auf sich selbst.« (Foucault 2004: 149)

Indem er den Praxisbegriff als analytische Kategorie unterhalb des Gesetzesbegriffs wählt und somit ein »dünnes« heuristisches Vokabular einsetzt, kann Foucault Technologien des Selbst als zirkulierende Praxiskomplexe begrei-

fen und ihre graduelle historische Transformation herausarbeiten. Praktiken werden als Wiederholungen verstanden, die historisch in unterschiedlichen Kontexten aufgegriffen werden und je nach Zusammenhang ihre Bedeutung verändern. Gleichzeitig beleuchtet er auch die körperliche Aneignung der asketischen Selbsttechniken in wiederholenden Übungen. Im Rahmen dieser heuristisch offenen Untersuchung sich wiederholender und wiederholter Praktiken werden Gesetz und Norm selbst als historisch kontingente Formen der Stabilisierung von Praktiken aufgewiesen. Foucault kann auf diese Weise zeigen, dass die Gesetzesform eine Konstellation ist, die spezifisch für die Organisation der Selbsttechnologien im Christentum ist. Seine Studien bilden damit ein wertvolles Modell für eine historisch vergleichende praxeologische Perspektive, die Veränderungen in der Bedeutung und sozialen Relevanz von Praktiken verfolgt, indem sie diese in vielfältige Relationen einbettet und fließende Übergänge zwischen unterschiedlichen Verständnissen und Ausprägungen dieser Praktiken im Detail herausarbeitet. Historisch angelegte Studien können dabei die Kontingenz der betrachteten Phänomene aufweisen, vermeintlich natürliche Konstellationen als kulturell spezifische Formationen begreifen und deren Genese erforschen.

5.3 Fragen nach sozialer Differenzierung

Auch Forschungsfragen nach sozialer Differenzierung müssen praxeologisch als Untersuchungen der (sozial-)räumlichen Verteilung von Wiederholungen verfolgt werden. Bourdieus Theorie der Praxis liefert hier die forschungspraktisch relevanten Modelle, die bekanntlich breit rezipiert worden sind. Dreh- und Angelpunkt ist dabei der Habitus als ein theoretisches Konzept, mit dem sich Akteure zusammenfassen lassen, die Gemeinsamkeiten in ihren Wahrnehmungen, ihren Haltungen und Handlungen aufweisen. Während Bourdieu vertikale Differenzierung im Ausgang von einer Unterteilung des sozialen Raums in drei homogen konstruierte Klassen untersucht hat,[13] führt er zur Analyse horizontaler Differenzierung das Konzept des sozialen Feldes ein. Felder werden von ihm als relativ autonom begriffen und als »Sphären sinnhaft aufeinander bezogener sozialer Praktiken« (Bongaerts 2011: 117) verstanden. Bourdieus Praxistheorie erschließt horizontale Differenzierung, ebenso wie vertikale Differenzierung, ausgehend von der Kongruenz zwischen Habitusstruktur und der Struktur des sozialen Raums. Die in einem Feld versammelten Akteure unterliegen aufgrund ähnlicher Habitus je spezifischen Regelmäßigkeiten, die sich von anderen Feldern sowie dem sozialen Makrokosmos, der das Feld umgibt, unterscheiden. Die Analyse Bourdieus arbeitet die Genese der Strukturen sozialer Felder heraus, die sie als Resultat der Machtkämpfe

13 | Zur Kritik s.o. Fn. 11.

zwischen Akteuren versteht, das sich in der Struktur des Feldes »objektiv« verfestigt hat (Bourdieu 1988; 1999). Bourdieus Feldanalysen konzentrieren sich hauptsächlich auf das Grundmodell eines doppelten Kampfes zwischen den Neuankömmlingen im Feld und den Etablierten einerseits sowie eines Kampfes um Anerkennung unter den Neuankömmlingen andererseits, die sich wiederum in Orthodoxe und Häretiker einteilen lassen (Bourdieu 1993). Dieses Schema sozialer Kämpfe, dessen Geltung für alle sozialen Felder Bourdieu behauptet, fokussiert die statische Reproduktion des Sozialen, da es homogene Akteure und klar differenzierte Felder unterstellt, obwohl seine Theorie ausgehend von der Anerkennung der »relativen Autonomie« sozialer Felder auch die Betrachtung unscharfer Grenzen und feldübergreifender Praktiken ermöglichen würde. Offen bleibt in Bourdieus Studien die Frage, ob Akteure nicht stets mehreren sozialen Feldern angehören und ob sie nicht in der Konsequenz daraus auch konfligierende Habitusschemata ausbilden. Eine entsprechende theoretische Konstruktion könnte die Analyse stärker für soziale Dynamiken sensibilisieren. Das Problem entsteht unter anderem dadurch, dass Bourdieu hauptsächlich die Kapitalstruktur im Feld und weniger die konkreten Praktiken fokussiert.

Einen anderen Weg, der von den zirkulierenden Praktiken selbst ausgeht, schlägt Theodore Schatzki ein. Er hat einen bislang noch wenig aufgegriffenen Vorschlag entwickelt, um die (sozial-)räumliche Verteilung von Praktiken zu analysieren. Er unterscheidet die soziale Reichweite von Praktiken mittels der Begriffe »dispersed« und »integrative practices« (Schatzki 1996: 91-110). Unter »verstreuten« Praktiken versteht Schatzki weit im sozialen Raum verbreitete Praktiken wie das Beschreiben, Befehlen, Erklären, Fragen, Untersuchen, Berichten etc. Sie ziehen oft andere Praktiken wie das Beantworten, Befolgen etc. nach sich. Diese Praktiken zirkulieren relativ unabhängig von den Grenzen sozialer Felder. »Integrative« Praktiken sind dagegen »the more complex practices found in and constitutive of particular domains of social life« (Schatzki 1996: 98), die sich daher in Bourdieus Theoriesprache übersetzt als »feldspezifische« Praktiken bezeichnen ließen. Sie unterscheiden sich in Bezug auf ihre »Teleoaffektivität«, also dem Grad ihrer Zielgerichtetheit und verbundener Emotionalität, von verteilten Praktiken. Schatzki zählt dazu etwa ökonomische, religiöse und pädagogische Praktiken oder Praktiken des Kochens, der Freizeit oder der industriellen Produktion. Verstreute Praktiken durchziehen integrative Praktiken, verbinden sich mit ihnen und werden dabei transformiert: So unterscheidet sich »Befragen« etwa im rechtlichen, religiösen oder polizeilichen Kontext. Verstreute Praktiken behalten aber Schatzki zufolge »more or less the same shape in those different sectors« (Schatzki 2002: 88). Schatzkis Ausführungen eröffnen somit zwischen der feldübergreifenden Identität von Praktiken und ihrer feldspezifischen Transformation einen weiten Bereich für empirische Analysen der konkreten Ausdehnung von Praxiskomplexen und

werfen dabei letztlich die Frage auf, ob sich die klare analytische Trennung zwischen verstreuten und integrativen Praktiken überhaupt halten lässt und nicht vielmehr graduelle Differenzen bestehen. Auch wenn hier also noch theoretische und empirische Arbeit zu leisten ist, liegt mit Schatzkis Konzeption ein Ansatz vor, soziale Differenzierung stärker ausgehend von der Verteilung und Reichweite von Praktiken im sozialen Raum her zu erfassen. Die zentrale Frage lautet dann nicht, wie bei Bourdieu, welche Position ein Akteur im sozialen Raum einnimmt und wie seine Kapitalstruktur beschaffen ist, sondern wie die Wiederholung einer Praxis den sozialen Raum durchläuft, auf welche sozialen Felder sie sich erstreckt, wie sich Praxisformationen unterscheiden und welche Akteure wiederholend an sie anschließen. Schatzkis Vorschlag öffnet damit die praxeologische Analyse stärker als Bourdieu für mögliche Brüche, Überschneidungen und Verschiebungen zirkulierender Praktiken, insbesondere an den Feldgrenzen. Dabei sollte die Praxistheorie stets fokussieren, wie Differenz lokal *produziert* wird, d.h. in welchen konkret beobachtbaren Praktiken der Klassifizierung und Bewertung sowie der In- oder Exklusion soziale Grenzen gezogen und gegen andere, konträre Vorschläge und Vorstöße verteidigt werden.

6. Fazit

Den Ausgangspunkt dieses Beitrags bildete die Kritik an einer verbreiteten Betonung der Statik des Sozialen in der Praxistheorie, die unter anderem durch den fundamentalen Rekurs auf den Routinebegriff in einer Reihe von Ansätzen entsteht. Es wurde der Vorschlag entwickelt, statt der Routine ein spezifisches Verständnis von Wiederholung ins Zentrum zu stellen. Praxis als Wiederholung zu begreifen, bedeutet in einem poststrukturalistisch gewendeten Denken, dass aufgrund der Iterabilität, das heißt der Wiederholbarkeit von Praktiken, ihr Bestehen in Raum und Zeit Verschiebungen voraussetzt. Im Kern der prozessualen Aufrechterhaltung von Identität durch Wiederholung steht die Differenz. Ein dynamisches Verständnis von Wiederholung erkennt daher an, dass die Wiederholung einer Praxis nicht nur ihre Reproduktion sichert, sondern auch die Möglichkeit zu ihrer Transformation beinhaltet. Wiederholung ist immer Struktur *und* Ereignis. Praktiken können davon ausgehend als sich wiederholende, als wiederholte und als wiederholbare Formationen begriffen werden. Ein solches Verständnis bündelt die zirkulierende und die körperlich-performative Dimension der Praxis in einer einzigen theoretischen Kategorie, die materiale Analysen anleiten kann. Sie verhält sich zudem bezüglich der Unterstellung von Stabilität neutral und begreift Reproduktion und Transformation des Sozialen als zwei Seiten eines fundamentalen Wiederholungsprozesses. Von welchen Beziehungen die Wiederholung einer Praxis abhängt und

welche Relationen sie aufrecht erhält, stellt sich dann als empirisch grundsätzlich offene Frage. Eine Analyse, die das dynamische Wiederholungsgeschehen untersucht, erkennt die Relationalität der Praxis und die Heterogenität der beteiligten Verbindungen und Entitäten an. Sie betrachtet ihre graduellen Differenzen und die möglichen Verschiebungen im Wiederholungsprozess.

Die praxeologische Analyse muss folglich von der Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Körperlichkeit und Materialität der Wiederholung von Praktiken ausgehen und berücksichtigen, dass jede Wiederholung Verschiebung einschließt. Dies bedeutet unter anderem, nach der Zirkulation von Praktiken in Zeit und Raum, nach ihrer Ausdehnung auf soziale Felder, nach ihrer körperlichen Aneignung und nach verbundenen Materialitäten zu fragen: Wie weit erstreckt sich eine Praxis im (sozialen) Raum? Wie verläuft sie in der Zeit? Wie oft und in welchen Abständen wird sie wiederholt? Von wem? Wie verändert sie sich im Prozess ihrer Wiederholung? Wie stabil ist sie? Welche Mechanismen stabilisieren ihre Wiederholung? Inwiefern sind Körper, auf die Körper gerichtete Praktiken und materielle Arrangements an der Stabilisierung der Wiederholung beteiligt? Exemplarisch wurden auf der Grundlage bestehender theoretischer Positionen mögliche Anschlüsse und nötige Modifikationen identifiziert und knapp diskutiert, um drei zentrale Forschungsperspektiven zu bearbeiten: Fragen nach sozialer Reproduktion und Machtverhältnissen, nach historischen Transformationen von Praktiken und nach sozialer Differenzierung. Sie können mittels des Wiederholungsbegriffs das Denken der Iterabilität aufgreifen und miteinander verbunden werden. Die Perspektiven setzen unter anderem voraus, dass die Entwicklung von Praktiken historisch untersucht, dass die Herausbildung von Kompetenzen durch Übung und Training beleuchtet, dass mit vielfältigen Quellen (Dokumenten, Interviews, Artefakten) gearbeitet wird und dass unter Umständen verschiedene Orte aufgesucht werden. Das Verständnis von Praxis als Wiederholung eröffnet dabei ausgehend vom Denken der Iterabilität eine Perspektive auf die Vielfalt sozialer Praxis jenseits ihrer Stabilität.

Literatur

Barlösius, Eva (2006): Pierre Bourdieu, Frankfurt a.M./New York.

Bongaerts, Gregor (2007): »Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory«, in: Zeitschrift für Soziologie 36 (4), S. 246-260.

Bongaerts, Gregor (2011): »Grenzsicherung in sozialen Feldern – Ein Beitrag zu Bourdieus Theorie gesellschaftlicher Differenzierung«, in: Thomas Schwinn/Clemens Kroneberg/Jens Greve (Hg.), Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Wiesbaden, S. 113-133.

Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (1993): »Über einige Eigenschaften von Feldern«, in: ders., Soziologische Fragen, Frankfurt a.M., S. 107-114.
Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.
Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a.M.
Butler, Judith (1998): Haß spricht. Zur Politik des Performativen, Berlin.
Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns, Berlin.
Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn, London/Thousand Oaks.
Deleuze, Gilles (1992): Differenz und Wiederholung, München.
Derrida, Jacques (1999): »Signatur Ereignis Kontext«, in: ders., Randgänge der Philosophie, Wien, S. 325-351.
Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (1986a): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2, Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (1986b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3, Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (2004): Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82), Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (2005): »Sexualität und Einsamkeit (Vortrag)«, in: ders., Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 4: 1980-1988, hg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt a.M., S. 207-219 [295].
Giddens, Anthony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M./New York.
Hirschauer, Stefan (2008): »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 165-187.
Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens, Weilerswist.
Joas, Hans (1996): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a.M.
King, Anthony (2000): »Thinking with Bourdieu Against Bourdieu: A ›Practical‹ Critique of the Habitus«, in: Sociological Theory 18 (3), S. 417-433.

Lash, Scott (1993): »Pierre Bourdieu: Cultural Economy and Social Change«, in: Craig Calhoun/Edward LiPuma/Moishe Postone (Hg.), Bourdieu: Critical Perspectives, Chicago, S. 193-211.
Latour, Bruno (1996a): »Das moralische Gewicht eines Schlüsselanhängers«, in: ders., Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin, S. 52-61.
Latour, Bruno (1996b): »Der ›Pedologen-Faden‹ von Boa Vista – eine photophilosophische Montage«, in: ders., Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin, S. 191-248.
Latour, Bruno (1996c): »Ein Türschließer streikt«, in: ders., Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin, S. 62-83.
Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.
Law, John (2004): After Method. Mess in social science research, London/New York.
Lefebvre, Henri (1972): Soziologie nach Marx, Frankfurt a.M.
Lefebvre, Henri (2013): Rhythmanalysis. Space, Time, and Everyday Life, London.
Marcus, George E. (1995): »Ethnography In/Of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography«, in: Annual Review of Anthropology 24, S. 95-117.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
Reckwitz, Andreas (2004): »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 40-54.
Rouse, Joseph (2007): »Practice Theory«, in: Stephen P. Turner/Mark W. Risjord (Hg.), Handbook of the Philosophy of Science. Philosophy of Anthropology and Sociology, Amsterdam/Boston, S. 639-681.
Schäfer, Hilmar (2011): »Bourdieu gegen den Strich lesen. Eine poststrukturalistische Perspektive«, in: Daniel Šuber/ders./Sophia Prinz (Hg.), Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens, Konstanz, S. 63-85.
Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.
Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social, Cambridge.
Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.

Schmidt, Robert/Volbers, Jörg (2011): »Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme«, in: Zeitschrift für Soziologie 40 (1), S. 24-41.
Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes, London.
Stäheli, Urs (2000): Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Weilerswist.
Waldenfels, Bernhard (2001): »Die verändernde Kraft der Wiederholung«, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 46 (1), S. 5-17.

Affektivität und Sinnlichkeit sozialer Praxis

Praktiken und ihre Affekte

Andreas Reckwitz

Die Praxistheorien haben den Anspruch, einen anderen Blickwinkel auf das Soziale wie auf das menschliche Handeln zu werfen. Das intensive Interesse, das praxeologische Ansätze in den letzten zehn Jahren in den Sozialwissenschaften international auf sich gezogen haben (vgl. nur Schatzki et al. 2001; Schmidt 2012; Nicolini 2013), ist in einer weit verbreiteten Wahrnehmung des Ungenügens überkommener sozialtheoretischer Vokabulare begründet, welche die gegenwärtige empirische Forschung offenbar nur mangelhaft zu inspirieren vermögen. Dieses Ungenügen betrifft vor allem den Dualismus zwischen individualistischen Ansätzen, die am nutzenkalkulierenden Handlungsakt ansetzen, und holistischen Ansätzen, die von Normsystemen oder übersubjektiven Kommunikationsprozessen ausgehen. Es betrifft ebenso den Dualismus zwischen einem radikalen Kulturalismus der Diskurse und Zeichensysteme und einem Materialismus biologischer Prozesse (Reckwitz 2003).

Bei aller Unterschiedlichkeit im Detail markiert die praxeologische Theoriefamilie in beiden Hinsichten eine Gegenposition. Zentral ist, dass der Ort des Sozialen nun in Praktiken gesucht wird, das heißt in körperlich verankerten und von einem kollektiven impliziten Wissen getragenen Verhaltensroutinen. Praktiken bezeichnen damit eine genuin soziale, »überindividuelle« Ebene, und sie sind gleichzeitig notwendig in den Körpern von Individuen verankert und wirken durch diese hindurch. Dadurch, dass sie von impliziten Wissensschemata abhängen, sind die *sozialen* Praktiken immer *kulturelle* Praktiken. Aufgrund ihrer Verankerung in den Körpern und in den Artefakten – die im Zusammenhang der Praktik mit den Körpern auf bestimmte Weise verbunden sind – sind sie zugleich immer *materielle* Praktiken. Die soziale Welt setzt sich aus den ergebnisoffenen Prozessen des *doings* von Praktiken zusammen, die gleichzeitig durch eine mehr oder minder starke Repetitivität (Schäfer in diesem Band) gekennzeichnet sind.

Dies ist zunächst einmal natürlich eine sehr allgemeine Bestimmung. Obwohl in den letzten Jahren einige begriffliche Arbeit in die Entwicklung eines systematischeren Theorierahmens der Praxistheorie gesteckt worden

ist – insbesondere die Texte von Theodore Schatzki (1996; 2002; 2010; in diesem Band) sind hier zu nennen –, bleibt noch einiges an Begriffsarbeit zu tun, um das heuristische Potenzial der Praxistheorien ausschöpfen zu können. Wohlgemerkt: Es geht nicht um ein neues »Theoriesystem Praxistheorie« als Selbstzweck, um ein Konkurrenzunternehmen zu den Theoriearchitekturen à la Parsons oder Luhmann, sondern um Sozialtheorie, verstanden als eine die Empirie anregende Heuristik, ein begriffliches Netzwerk, das bestimmte Phänomene und Zusammenhänge zuallererst *sichtbar* macht und ihre empirische Erforschung anregt.

Ich will mich an dieser Stelle mit einer speziellen Fragestellung aktueller sozialtheoretischer Diskussion beschäftigen, die aber für die Sozialtheorie ganz generell von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist: mit dem Ort, den Emotionen, Gefühle und Affekte in der Sozialtheorie und in der sozialwissenschaftlichen Analytik einnehmen können. Das besondere Interesse, das die Emotionen und Affekte seit der Jahrtausendwende in den Sozial- und Kulturwissenschaften erfahren haben und das manche von einem *emotional* oder *affective turn* hat sprechen lassen (vgl. dazu nur Greco/Stenner 2008; Harding/Pribram 2009), würde ich wiederum als ein Element einer allgemeineren theoretischen Suchbewegung der letzten fünfzehn Jahre einordnen, in der unabhängig voneinander die Berücksichtigung bestimmter auf den ersten Blick ganz unterschiedlicher Kategorien als zentraler Ingredienzen des Sozialen eingefordert worden ist: Dies gilt in paralleler Weise für die konstitutive Bedeutung von *Raum* und Räumlichkeit für das Soziale (Löw 2001) sowie von Artefakten und *Dingen* (Latour 1991), für die zentrale Bedeutung von *Körpern* und Körperlichkeit (Shilling 1993), schließlich für die Wiederentdeckung der *Sinne* und der sinnlichen Wahrnehmung (Böhme 2001, was Objekte der Wahrnehmung wie *Bilder* und Bildlichkeit einschließt), die von verschiedenen Seiten eingefordert worden sind.[1]

Diese Forderungen nach einer grundsätzlichen Blickverschiebung bezüglich des Sozialen sind jedoch nur auf den ersten Blick disparat. Was sie alle gemeinsam haben, ist, dass sie eine Refokussierung von Strukturelementen des Sozialen einfordern, die die Grenze zwischen *Kulturalität* und *Materialität*, zwischen Symbolizität und Dinglichkeit (bzw. Lebendigkeit) überschreiten. Es ist nicht verwunderlich, dass alle diese erneuten Versuche eines *turns* (vgl. dazu auch Bachmann-Medick 2006) zeitlich *nach* der Hochzeit der Ausbildung eines radikalen Kulturalismus in den Sozial- und Kulturwissenschaften – die sich vor allem im Zusammenhang von Strukturalismus und Semiotik, teilweise auch des Radikalen Konstruktivismus ereignete – zu beobachten sind. Der radikale Kulturalismus hatte – völlig zu Recht – auf der basalen sinnhaften Konstituiertheit von Räumen, Dingen, Körpern, Sinnen

1 | Vgl. zu diesem Theoriekontext insgesamt Reckwitz (2013).

und Affekten bestanden, der notwendigen »kulturellen Repräsentation« von Räumen, Affekten etc., und diese damit einer entsprechenden kultursoziologischen, -anthropologischen, -historischen oder literaturwissenschaftlichen Analyse erschlossen. Aber den neuen *turns* geht dies nicht weit genug: Anstelle einer einseitigen Kulturalisierung dieser Elemente geht es um ihre analytische Anerkennung als Struktureigenschaften des Sozialen, die materiell und kulturell *zugleich* sind.

Die räumliche Strukturierung des Sozialen beispielsweise setzt sich aus der Situierung von Körpern und Artefakten zusammen, die somit im Verhältnis zueinander einen Raum arrangieren, der *gleichzeitig* auf eine bestimmte Art und Weise von Teilnehmern oder Beobachtern interpretiert wird (vgl. etwa Löw 2001; zuvor auch Lefebvre 1991). Ähnlich kann man bezüglich von Sinnlichkeit, Dinglichkeit und Körperlichkeit argumentieren. Auf den ersten Blick geht es den neuen *turns* um eine neue Materialisierung des Sozialen, auf den zweiten Blick aber eigentlich um eine Perspektive, die den Dualismus von Kulturalismus und Materialismus sprengt. Nur so ist auch die Forderung nach einem *affective turn* und einer Refokussierung von Affekten zu fassen: Affekte sind materiell und kulturell *zugleich* – als Erregungszustände menschlicher Körper kommt ihnen eine Faktizität und Persistenz zu, gleichzeitig sind sie jedoch nur auf der Grundlage bestimmter historisch kultureller Schemata in ihrer Entstehung, Wirkung und sozialen Intelligibilität nachvollziehbar. Dieser Doppelcharakter der Affekte macht ihren Ort im Sozialen aus; und dieser Doppelcharakter ist für ihre sozialwissenschaftliche Analyse zentral.

Es wird an dieser Stelle deutlich, inwiefern eine Relationierung von Praxistheorie und Affektanalyse nicht nur möglich, sondern dringend geboten ist. Wenn es dem *affective turn* um eine Überwindung des Dualismus zwischen Kulturalismus und Materialismus in unserem Verständnis von Gefühlen geht und die Praxistheorie durch ihr spezifisches Theoriedesign sich allgemein um eine Überwindung dieses Dualismus bemüht, dann muss eine spezifisch praxeologische Perspektive auf Affekte heuristisch vielversprechend erscheinen. Mit wenigen Ausnahmen (vgl. Burkitt 1999; auch Harding/Pribram 2009: 1-23) ist dies jedoch noch nicht geschehen. Die Klassiker der Praxistheorie wie Bourdieu, Giddens oder de Certeau sind ebenso einsilbig, wenn es um Affekte geht, wie Schatzki in der neueren Diskussion.[2] Der Grund hierfür scheint darin zu liegen, dass die erste Generation der Praxistheoretiker der 1970er und 1980er Jahre (die im Übrigen dieses Label gar nicht verwendet hat) in Anlehnung an Wittgenstein in erster Linie mit einer Überwindung des Dualismus von Individualismus und Holismus in der Sozialtheorie beschäftigt war. Der

2 | Allerdings nennt Schatzki (1996: 100f) »teleoaffektive Strukturen« als einen Bestandteil integrativer sozialer Praktiken, wobei die Affektkomponente hier ziemlich blass bleibt und ausdrücklich nur für bestimmte Praktiken geeignet erscheint.

zweite Dualismus, jener zwischen Materialismus und Kulturalismus, hat sich jedoch erst seit 2000 als überwindungsbedürftig in den Vordergrund geschoben – infolge des Latour-Effekts, aber eben auch der verschiedenen genannten *turns* (eine Tendenz, die sich etwa bei Theodore Schatzki in der inhaltlichen Akzentverschiebung zwischen seinen beiden Hauptwerken *Social Practices* und *The Site of the Social* abzeichnet). Er wird damit erst für die zweite Generation der Praxistheoretiker relevant. Dabei geht es nicht um einen weiteren *turn* in der Sozialtheorie, sondern um die Überführung der meisten der in den letzten Jahren angemahnten *turns* (beispielsweise des *spatial turn*, des *iconic turn*, des *body turn*) in die übergreifende Rekonfiguration der Sozialtheorie jenseits des Dualismus von Materialismus und Kulturalismus, wie sie die Theorie sozialer Praktiken betreiben kann und künftig betreiben sollte.

Wie sieht nun jedoch in diesem allgemeineren Rahmen – der gegenwärtig ein Desiderat bleiben muss – ein genuin praxeologisches Verständnis von Affekten aus? Meine Grundposition lautet: Es kann nicht um eine bloße »Berücksichtigung« von Affekten in der Sozialtheorie gehen, sondern um die Einsicht, dass *jede* soziale Ordnung als Konfiguration von Praktiken zugleich und notwendig eine spezifische affektuelle Ordnung darstellt, deren jeweilige Affektualität zu analysieren ist, will man verstehen, wie die jeweilige Praktik »funktioniert«. Es kann somit keine nicht-affektuelle soziale Ordnung geben, wohl aber ganz unterschiedliche Orientierungen und Grade der Affektualität. Was heißt dies nun genau? Ich will zunächst kurz der Frage nachgehen, aus welchen Gründen die klassische Sozialtheorie dazu neigte, diese konstitutive Bedeutung von Emotionen und Affekten für das Soziale zu marginalisieren. Anschließend will ich eine heuristische Skizze des Verhältnisses von Praktiken und Affekten entwerfen.

1. Der blinde Fleck der Affekte

Was hat die Sozialtheorie so lange an der Einsicht in die grundlegende Relevanz emotionaler und affektiver Phänomene für das Soziale gehindert?[3] Die Vertreter des *affective* oder *emotional turn* (Clough/Halley 2007) in den Sozial- und Kulturwissenschaften seit den 1980ern gehen gleichermaßen von der Prämisse aus, dass sich unsere Perspektive auf das Soziale grundlegend verändern muss. Die allgemeine Rede von den *turns* bedeutet dabei – hier wie in anderen Fällen – natürlich eine strategische Dramatisierung und Vereinfachung. Selbstverständlich existiert kein kohärenter Komplex der »klassischen Sozialtheorie«, den es zu überwinden gelte, sondern vielmehr ein heterogenes Konglomerat an Texten aus der Zeit vor und nach 1900, die später zum Gegenstand

3 | Ich lehne mich in diesem Teil an Passagen aus Reckwitz (2012a) an.

einer spezifischen Lesart innerhalb der Mainstream-Soziologie geworden sind. Es ist offenkundig, dass gewisse Autoren der Jahrhundertwende, wie der erst kürzlich wieder in den Fokus geratene Gabriel Tarde mit seiner Soziologie der Nachahmung (Borch/Stäheli 2009) oder – natürlich – Sigmund Freud mit der Psychoanalyse (Elliott 1992) sehr wohl Ansätze vorgelegt haben, die grundlegend die Affektivität des Sozialen anerkannten. Die dominante Rezeption von Weber und Durkheim über Parsons und die Modernisierungstheorie bis hin zu solch unterschiedlichen Autoren wie Niklas Luhmann, Jürgen Habermas, aber auch Michel Foucault und Pierre Bourdieu ist jedoch durch ihre systematisch antiaffektive Haltung gekennzeichnet. Zur Erklärung dieser Tendenz lassen sich zwei miteinander verbundene Ursachen ausmachen: Ein Grund liegt in der weit verbreiteten, die Soziologie prägenden Identifikation des Sozialen mit normativen Ordnungen bzw. Wissensordnungen, die ein Verständnis von Affekten als nichtsoziales, nichtkulturelles Phänomen zur Folge hatte, das im Wesentlichen in den Körpern von Individuen zu situieren ist. Eine weitere Ursache besteht darin, dass die Moderne mit formaler Rationalität und einer entsprechenden Überwindung von Affekten gleichgesetzt worden ist.

Der erste Grund für die antiaffektive Haltung großer Teile klassischer und zeitgenössischer Sozialtheorie scheint in der gängigen Identifikation des Sozialen mit der intersubjektiven Gültigkeit und Kraft normativer Regeln begründet. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist die Sozialtheorie fundamental von einem Dualismus zwischen dem Sozialen und dem Individuum bzw. dem Sozialen und dem Natürlichen/Biologischen geprägt gewesen (Lukes 1973). Diese beiden Dichotomien finden sich gewöhnlich in Kombination mit einem dritten, noch abstrakteren Dualismus, der die Unterscheidung zwischen Rationalität und Irrationalität betrifft. So haben die klassischen Sozialwissenschaften zwar Phänomene wie Emotionen oder Affekte nicht vollständig übersehen, aber sie haben diese am jeweils zweiten Pol der drei Differenzen lokalisiert, mit dem stets auch eine geringere Wertigkeit verbunden war. Dadurch wurden Emotionen als Eigenschaften des Individuums, die von soziologischer Generalisierung ausgeschlossen sind, und/oder als natürliche, biologische Strukturen und Triebe und damit als Eigenschaften vorsozialer Körper aufgefasst. In beiden Fällen erscheinen sie als das Andere der Rationalität, der Regelmäßigkeit und Kalkulierbarkeit, mit der die normative Ordnung der Sozialität identifiziert worden ist.

Selbstverständlich blieb diese Perspektive nicht unwidersprochen. Die Identifikation der klassischen Sozialtheorie mit einer Theorie normativer Ordnungen geht auf die einflussreiche Interpretation und Systematisierung der Soziologie durch Talcott Parsons zurück (1937). Es existierten jedoch bereits von Beginn an gegenläufige Tendenzen. Die späten Arbeiten Émile Durkheims, die in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckt wurden, sind hier besonders hervorzuheben: In *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (1912) arbeitet

Durkheim im Verweis auf Mechanismen innerhalb kleiner Religionsgemeinschaften heraus, dass emotionale Bindungen nicht außerhalb des Sozialen stehen, sondern vielmehr einen stabilisierenden Effekt auf soziale Integration ausüben. Durkheim ist dabei jedoch skeptisch, ob sich diese emotionalen Aspekte sozialer Bindungen in modernen Gesellschaften reproduzieren lassen (Shilling 2002).

Bemerkenswerterweise hat die umfassende paradigmatische Verschiebung innerhalb der Sozialwissenschaften seit den 1970er Jahren, die als *cultural*, *interpretative* oder *textual turn* bezeichnet worden ist, zunächst *nicht* zu einer Veränderung der antiaffektiven Haltung geführt. Strukturalismus, Poststrukturalismus und Sozialkonstruktivismus haben das Verständnis des Sozialen transformiert, indem sie an die prominente Stelle normativer Ordnungen semiotische und diskursive Strukturen sowie Wissensregime gerückt haben. Das Paradigma des Sozialen bildet nun nicht mehr die Religion oder das Recht, sondern die Sprache: Das Soziale muss analog zur Sprache begriffen werden. Dabei scheinen nun aber Affekte als körperliche Erregungszustände außerhalb des sprachlich gefassten Sozialen zu stehen. Daher werden bei kulturtheoretischen Klassikern wie Foucault oder Bourdieu Emotionen nurmehr am Rande sichtbar. Wenn Emotionen in kulturalistischen Ansätzen überhaupt Berücksichtigung finden, dann als Gegenstände spezifischer Diskurse, als sprachlich konstruierte Phänomene. Diese Diskursivierung von Emotionen, wie sie etwa vom Sozialkonstruktivismus der 1980er Jahre vertreten wird (Harré 1986), hat damit die sozialkulturelle Repräsentation von Emotionen der sozialwissenschaftlichen Analyse zugänglich gemacht, bleibt jedoch innerhalb des Dualismus von Kulturalismus und Materialismus gefangen.

Die zweite Ursache, die dazu geführt hat, dass sich die Sozialtheorien lange Zeit in einer Marginalisierung von Affekten und Emotionen eingerichtet haben, ist in der soziologisch dominierenden Perspektive auf die Moderne zu suchen. Derart unterschiedliche Autoren wie Marx, Weber, Adorno, Parsons, Foucault oder Bourdieu teilen letztendlich in gewisser Weise – sei es affirmativ oder kritisch – die Position, dass die moderne Gesellschaft im Kern durch Rationalisierung gekennzeichnet ist. Die Rationalisierung des Handelns und der sozialen Sphären verdränge nun jedoch in der Moderne zunehmend sämtliche affektiven Aspekte des Handelns. Diese scheinen dagegen vormoderne oder traditionale Gesellschaften zu kennzeichnen, die eher dem Naturpol zugerechnet werden. Auf diese Weise wird mit dem Dualismus zwischen modernen und traditionalen Gesellschaften auch ein Gegensatz zwischen der vorgeblichen Abwesenheit bzw. der Intensität von Affekten in unterschiedlichen Stadien der Gesellschaftsentwicklung behauptet. Norbert Elias' (1982) einschlägige Theorie des Zivilisationsprozesses scheint in ihrer Beschreibung der modernen Gesellschaftsentwicklung als einer zunehmenden Affektkontrolle für diese Interpretation paradigmatisch.

Die klassische Sozialtheorie geht somit von der Prämisse aus, dass moderne Sozialität durch »Affektneutralität« charakterisiert ist (so der Begriff in Parsons' Modernisierungstheorie): Emotionen seien in den differenzierten Handlungssphären der Moderne größtenteils neutralisiert. Bei vielen Autoren von Weber bis Habermas ist diese vorgebliche Affektneutralität der modernen Gesellschaft grundsätzlich mit einer positiven Wertung verknüpft. Einer rationalistischen Gegenüberstellung von aufgeklärtem Verstand und bloßem Gefühl folgend (die sich natürlich vor dem Hintergrund der Lehre der Geschlechtercharaktere des 19. Jahrhunderts auch auf der Ebene der beiden *gender*-Formen abbilden lässt), erscheint die Verdrängung der riskanten Emotionen fortschrittlich. Das negative Abziehbild dieser Emotionsskepsis bildet eine latente oder manifeste Affektzelebrierung – etwa im Umkreis des *Collège de Sociologie* der Zwischenkriegszeit (Moebius 2006) –, die der Moderne gerade ihre vorgebliche Emotionsverdrängung vorrechnet und post-rousseauistisch auf eine Wiederkehr der individuellen und kollektiven Gefühle (der Sinne, des Körpers etc.) hofft.

Der fundamentale Dualismus zwischen dem Sozialen und dem Biologischen bzw. Individuellen sowie die These, dass die Moderne durch – positiv oder negativ bewertete – Affektneutralität gekennzeichnet ist, bilden damit den doppelten Grund für die konzeptuelle Leerstelle, die Affekte und Emotionen aus der sozialtheoretischen Perspektive ausschließt. Das Affektive wird vielmehr in den Bereichen des Individuellen, Biologisch-Körperlichen oder der vormodernen Gesellschaften lokalisiert. Es scheint das konstitutive Außen der affektneutralen modernen Sozialität zu bilden.

2. Praxeologie der Affekte

Einer praxeologischen Perspektive auf das Affektive geht es weder um eine Kritik an den Affekten noch um ihre Zelebrierung. Die Affekte lassen sich gesellschaftlich nicht verdrängen. Sie sind – ob man dies nun begrüßt oder kritisiert – schlichtweg ein konstitutiver Bestandteil des Sozialen und werden in der Sozialität fortwährend produziert. Die Diagnose einer affektneutralen Sozialität in der Moderne ist damit einer fundamentalen Fehleinschätzung aufgesessen: Die Affekte mögen in manchen institutionellen Komplexen der Moderne *anders* modelliert worden sein, sie sind aber nicht verschwunden. Die praxeologische Grundposition jenseits von Kulturalismus und Materialismus lautet: Jede soziale Ordnung im Sinne eines Arrangements von Praktiken ist auf ihre Weise eine affektuelle Ordnung, jede soziale Praktik ist auf ihre Weise affektuell gestimmt und hat insofern eine affektive Dimension in sich eingebaut (vgl. auch Seyfert 2011).

Was ist damit das Besondere der praxeologischen Perspektive auf Affekte? Ich will das praxeologische Verständnis in drei Grundsätzen umreißen: Affekte sind nicht subjektiv, sondern sozial. Sie sind keine Eigenschaft, sondern eine Aktivität. Sie bezeichnen körperliche Lust-Unlust-Erregungen, die auf Bestimmtes (Subjekte, Objekte, Vorstellungen) gerichtet sind.

Zentral für das praxeologische Verständnis ist ein Perspektivenwechsel: Affekte werden nun nicht – wie es klassischerweise der Begriff der Emotion oder des Gefühls suggeriert – einem Individuum gewissermaßen als eine innere Eigenschaft zugeschrieben, als ein »tiefes Gefühl«, das nur der Introspektion zugänglich ist. Sie müssen vielmehr den sozialen Praktiken selbst zugerechnet werden. Es ist die jeweilige soziale Praktik, zu der eine spezifische affektuelle »Gestimmtheit« gehört.[4] Sobald das Individuum kompetent eine solche Praktik trägt und es sich von ihr tragen lässt, inkorporiert und realisiert es auch deren Gestimmtheit. Die individualistisch gefärbte Alltagssprache verunklart diesen Zusammenhang. Wenn sich beispielsweise ein Individuum zu Beginn des 21. Jahrhunderts in ein anderes verliebt, so handelt es sich nur scheinbar um ein individuelles Gefühl (oder gar um eine anthropologische Grundkonstante), sondern darum, dass es sich in den Praktikenkomplex der Liebe einordnet und von ihm formen lässt, so wie er sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in der westlichen Kultur ausgebildet hat. »Liebe« ist ein Set von Verhaltensroutinen, das von hochspezifischen kulturellen Schemata (Einzigartigkeit des Anderen, Faszination durch dessen scheinbar banale Eigenschaften etc.) abhängt und in das ein eigentümliches Set von Affekten eingesetzt ist: das Begehren nach dem Körper des Anderen, die Sehnsucht nach dem Anderen, falls er nicht anwesend ist, der existenzielle Schmerz, wenn die Liebe nicht (mehr) erwidert wird etc. Es versteht sich, dass diese Verhaltensroutinen eng mit diskursiven Praktiken und Diskursfeldern verknüpft sind – etwa der Lektüre bestimmter Romane oder dem Betrachten bestimmter Spielfilme –, in denen die Codes und Affekte des Liebens öffentlich und zur Nachahmung repräsentiert werden.

Es wird so deutlich, inwiefern die affektive Praktik des sich Verliebens kulturell und materiell zugleich ist: *Kulturell* ist sie, indem sie von den genannten historisch-lokal hochspezifischen Wissensschemata abhängt, vor deren Hintergrund die Individuen in dieser Praktik auf eine bestimmte Weise denken, fühlen, sich erinnern etc. Der Affekt *muss* kulturell sein, denn er ist schließlich an bestimmten Entitäten in der Welt sinnhaft ausgerichtet, Elemente, die erst im Rahmen eines bestimmten Interpretationssystems zu solchen begehrenswerten oder abstoßenden Elementen werden. Dass ein Mann sich etwa in einen anderen Mann verliebt – und nicht in eine Frau, eine Katze oder einen Computer –, hängt damit von einer spezifischen homoerotischen Wissensord-

4 | Hier lässt sich ein Bezug zu Heideggers *Sein und Zeit* (1927) herstellen.

nung ab.[5] *Materiell* ist die Praktik wiederum, indem die Affekte innerhalb der Praktik, sobald sie hervorgebracht werden, eine Realität als Erregungszustand in den Körpern haben; eine Realität, die sich beispielsweise in bestimmten sogar messbaren körperlichen Reaktionen manifestiert oder in der subjektiven Faktizität eines leiblichen Fühlens, über die sich der Einzelne nicht ohne besondere Anstrengung hinwegsetzen kann. Das Sichverlieben ist, wenn es einmal stattgefunden hat, dergestalt ein körperliches Faktum, dem man seine kulturelle Genese nicht mehr ansieht. Die affektive Struktur einer Praktik sprengt damit auch jeden Innen/Außen-Dualismus (vgl. auch Burkitt 1999), sie ist gewissermaßen innen und außen zugleich: »außen« im Sinne sozial intelligibler Emotionszeichen, »innen« im Sinne eines Erregungszustandes des Körpers.[6]

Nun ist die Affektivität des Praktikenkomplexes »Liebe« offensichtlich. Bei genauerer Betrachtung stellen sich jedoch *alle* Praktiken als auf eine bestimmte Weise affektiv gestimmt heraus – auch die vermeintlich affektneutralen. Wissenschaftliche Praktiken im Rahmen des modernen Feldes der Natur- oder Geisteswissenschaften beispielsweise sind bei näherer Analyse vermutlich nicht ohne eine Affektstruktur der Neugierde und des zugewandten Interesses am Zusammenhang der Dinge zu denken. In ökonomische Praktiken im Rah-

5 | Gegen jede naturalistische Argumentation erscheint mir auch die sog. sexuelle Orientierung – als sicherlich eine der wichtigsten gesellschaftlichen Affektachsen – nur als eine *kulturelle* denkbar, die sich dann freilich in den Körpern *materialisiert*. Wenn sexuelle Orientierung bedeutet, dass Menschen eines bestimmten Geschlechts (oder auch andere Entitäten) als *per se* begehrenswert interpretiert werden, handelt es sich unweigerlich um eine kulturelle Wissensordnung: Wer Menschen nicht nach »Mann« und »Frau« klassifiziert, sondern anders, kann sich nicht sinnvoll innerhalb einer heterosexuellen oder homosexuellen Matrix bewegen. Aber natürlich: Ist das sexuelle Schema einmal inkorporiert, produziert der Körper ein Begehren, das ihm entspricht. Man verliebt sich in Frauen/Männer bzw. fühlt sich sexuell nur zu ihnen hingezogen – eine Erregung, die dann »objektiv« im Individuum vorhanden ist und auch ihm selbst in ihrer Faktizität in der Regel alternativlos erscheint. Hier handelt es sich um das, was Judith Butler als »Materialisierung« einer kulturellen Matrix im Körper umschreibt. Mit Freud kann man wohl davon ausgehen, dass die libidinöse Begehrens*fähigkeit* im menschlichen Körper angelegt ist. Aber ein vorkulturelles Begehren (wie es bei der Geburt für einen Moment vorliegt) kann *per definitionem* noch nicht auf bestimmte Objekte ausgerichtet sein: Ihm erschiene alles und nichts begehrenswert.

6 | Anders als bei Niklas Luhmann (1982) ist Liebe also mehr als eine bestimmte Kommunikationsform (die sie freilich auch ist). Systemtheoretisch gesprochen: Sie ist eine bestimmte Kopplung von sozialen, psychischen und organischen Systemen. Und nur in dieser Kopplung kann auch die Bedeutung der Affekte – über Affektdiskurse hinaus – deutlich werden.

men der modernen Marktvergesellschaftung gehen affektive Orientierungen wie die am »Sieg« innerhalb eines Wettbewerbs oder an der »Schaffensfreude« kreativer Arbeit ein. Die Frage stellt sich, *warum* diese Affektivität in den sozialen Praktiken nicht nur in Sonderfällen, sondern allgemein anzutreffen ist. Hier sind vor allem zwei Struktureigenschaften von Praktiken zu nennen, die die Anwesenheit von Affekten erfordern: die Motiviertheit zu der Praktik und die Lenkung der Aufmerksamkeit.

Soziale Praktiken »interpellieren« das Subjekt auf eine bestimmte Weise. Aber aus welchem Grund lässt sich dieses überhaupt »anrufen« und partizipiert an der Praktik?[7] Die Antwort lautet: Die Praktik muss in sich eine spezifische Motivation enthalten, sie zu vollziehen. Wiederum tritt nicht das Individuum mit seiner eigenen Motivation an die Praktik heran, vielmehr ist die Motivation integraler Bestandteil der Praktik selbst. Genau hier kommen Affekte ins Spiel: Es muss ein affektiver Reiz existieren, an der Praktik teilzunehmen. Dabei kann es sich um einen offensiven Lustreiz wie auch um einen defensiven Unlustvermeidungsreiz handeln: Intrinsische Kreativarbeit in der Spätmoderne hantiert charakteristischerweise mit einer eingebauten Motivation zur lustvollen Kreation. Die Arbeit von Leibeigenen wird eher von der Motivation einer Angst vor körperlicher Züchtigung im Falle des Zuwiderhandelns angetrieben sein. Natürlich können Lustreize und Unlustvermeidungsreize auch miteinander kombiniert werden.

So wie jede Praktik eine spezifische Motivation in sich eingebaut haben muss, so muss sie auch die Aufmerksamkeit der sinnlichen Wahrnehmung auf eine bestimmte Weise organisieren. Die prinzipiell fluide Aufmerksamkeit der menschlichen Wahrnehmungsapparatur wird in einer Praktik auf bestimmte Phänomene gelenkt, die für diese relevant sind, und von anderen abgelenkt, die irrelevant erscheinen und gar nicht bemerkt werden. Auch diese Aufmerksamkeit der Wahrnehmung ist mit Affekten verwoben (Ciompi 1997): In wissenschaftlichen Praktiken mag es das neugierige Interesse für Zusammenhänge sein, das die Aufmerksamkeit leitet, in bestimmten Körperpraktiken kann die Scham im Verhältnis zur eigenen »Unreinheit« den Blick der Aufmerksamkeit lenken. In den Fokus der sinnlichen Aufmerksamkeit gerät, was mit positiven oder negativen Affekten verbunden ist, während Elemente von schwacher affektiver Validität nach Art eines »weißen Rauschens« jenseits der perzeptiven Aufmerksamkeit verbleiben.

Es wird deutlich, dass in einem praxeologischen Verständnis Affekte also nicht als Eigenschaft oder Besitz verstanden werden können, sondern eine dynamische Aktivität darstellen: In einer Praktik lassen sich Subjekte von anderen Subjekten, Dingen oder Vorstellungen in bestimmter Weise »affizieren«. »Affektivität« bezeichnet damit immer eine Relation zwischen verschiedenen

7 | Vgl. hierzu – etwas anders formuliert – auch Butler (1997).

Einheiten. Genau dies ist auch der Grund, warum ich den Begriff des Affektes dem der Emotion vorziehe. Auch wenn der Affektbegriff seine Nachteile haben mag – »Affekt« könnte eine spontane, vorkulturelle Kraft suggerieren –, so erscheint der Emotionsbegriff noch nachteiliger, indem er suggeriert, das Individuum »habe« eine Emotion. Dem Affektbegriff hingegen entspricht ein Verb, das einen Prozess beschreibt: eben den des Affizierens und Affiziertwerdens (vgl. auch Ott 2010; im Hintergrund Deleuze/Guattari 2000). Damit muss die Frage immer lauten: Wer wird hier durch wen oder was affiziert? Ausgehend vom Subjekt kann man formulieren: Die Affektivität einer Praktik umfasst spezifische Lust- oder Unlusterregungen, die sich an bestimmte andere Subjekte, Dinge oder Vorstellungen heften. Diese werden innerhalb der Praktik typischerweise auf eine bestimmte Art und Weise interpretiert und können damit zu »Auslösern« für Lust- oder Unlustempfindungen werden. Ein Affekt ist also immer sinnhaft gerichtet, im phänomenologischen Sinne intentional, indem er bestimmte Elemente als begehrenswert, ekelhaft etc. deutet. Für Individuen außerhalb der fraglichen Praktik sind die entsprechenden Objekte hingegen Auslöser von ganz anderen Erregungszuständen oder erscheinen als irrelevant. Es scheint, dass man eine basale Fähigkeit zu Lust- und Unlustreaktion als eine Eigenschaft des menschlichen Körpers nach der Geburt voraussetzen kann. Aber in welche Richtungen diese Lust oder Unlust tendiert, wie sie sich spezifisch ausformt, ist eine Frage der sozialen Praktiken. Luc Ciompi (1997) schlägt vor, von fünf Basisgefühlen – Lust/Freude, Neugier/Interesse, Angst, Wut und Trauer – auszugehen, aber ich würde dies eher als einen heuristischen Katalog für die Affektanalyse denn als anthropologische Grundkonstanten verstehen.

In der neueren Debatte haben insbesondere postdeleuzianische Autoren wie Brian Massumi (2002) den Begriff des Affektes dem der Emotion auch deshalb vorgezogen, da man mit ihm eine disruptive Kraft bezeichnen könnte, die kulturelle Routinisierungen durchbricht. Wo bleibt nun innerhalb des hier vorgeschlagenen Analyserahmens dieses disruptive Element? An dieser Stelle ist es nötig, einen Schritt zurückzutreten. Tatsächlich geht die Theorie sozialer Praktiken davon aus, dass Praktiken soziale Ordnungen konstituieren und insofern von einer Struktur der sozialen Reproduktion und Wiederholung getragen werden. Allerdings enthalten sie gleichzeitig immer auch das Potenzial von Neuartigem, Überraschendem und Experimentellem, das im Einzelfall durchaus noch in die jeweilige Praktik »hineinpasst« oder diese bereits hinter sich lässt (vgl. auch Schäfer in diesem Band). Affekte sind also im von mir vertretenen Verständnis *nicht* an sich anarchisch und disruptiv, sondern zu großen Teilen Bestandteile von routinisierten, kulturell standardisierten Praktikenkomplexen. *Aber*: Immer ist es möglich, dass aus sozialen Praktiken heraus und vor ihrem Hintergrund sich zufällig neue und andersartige Affizierungen ergeben, die die Normalität der Praktik sprengen. Tatsächlich sind

diese nicht-routinisierten Affizierungen keine seltenen Sonderfälle, es stellt sich aber immer die Frage, ob sie selber strukturbildend wirken oder wieder verschwinden. Eine solche nichtroutinisierte Affizierung kann sich auf der Ebene des Individuums ergeben – so dass etwa eine Idiosynkrasie entsteht, die von außen in manchen Fällen auch als Psychopathologie erscheinen kann (etwa eine sehr individuelle Phobie oder ein individueller Fetischismus) – oder aber auf der Ebene von Kollektiven, in deren Rahmen spontane Erregungen (zum Beispiel lustvoller oder panischer Art) stattfinden können.

Die – positiven oder negativen – affektiven Orientierungen innerhalb sozialer Praktiken können sich im Prinzip auf drei verschiedene Entitäten richten: auf Subjekte, Objekte oder Vorstellungen. In jenen Fällen, in denen die Soziologie sich näher empirisch mit Emotionen beschäftigt hat – etwa in den interaktionssoziologischen Arbeiten von Erving Goffman (1971) oder Arlie Hochschild (1983) – hat sie sich auf intersubjektive Emotionen konzentriert: Neid, Zuneigung, Hass etc. Sicherlich sind affektive Orientierungen, die sich auf – anwesende oder als anwesend vorgestellte – Subjekte richten, für viele soziale Praktiken kennzeichnend. Anstelle von einzelnen Subjekten kann sich der Affekt dabei auch auf eine ganze – anwesende oder als anwesend vorgestellte – Gruppe richten, beispielsweise eine Arbeitsbelegschaft, eine Menge im Fußballstadium oder eine ethnische Gemeinschaft. Allerdings können sich affektive Orientierungen statt an Subjekte auch an »reine« Vorstellungen heften, z.B. an transzendente Entitäten, etwa im Falle religiöser Praktiken, oder an abstrakte Einheiten (die Abneigung gegenüber »dem System«, das Vertrauen in »den Markt«).

Vor allem aber haben die Relationen zwischen Subjekten und nichtmenschlichen dinglichen Objekten eine enorme und im Rahmen eines soziologischen Intersubjektivismus regelmäßig unterschätzte Bedeutung für die soziale Praxis und ihre affektiven Orientierungen (vgl. dazu auch Knorr Cetina 2001). In eine Praktik eingebaute Objekte sind häufig nicht affektneutral, sondern hochgradig negativ oder – in der Moderne mehr noch – positiv aufgeladen: die Sorgfalt im Umgang mit einem Werkzeug, die glamouröse Faszination, die von einem Kleidungsstück ausgeht, die Furcht oder die Begeisterung, die sich bei der Bewegung innerhalb einer Metropole einstellt. Es erscheint zentral für einen angemessenen Bezugsrahmen zur Analyse von Affekten, gegen einen soziologisch immer noch prominenten Intersubjektivismus diese »interobjektive« Dimension des sozialen Affiziertwerdens im Blick zu behalten. Innerhalb der Sphäre der Artefakte lassen sich nun zwei besondere Konstellationen hervorheben, die vor allem im Rahmen der Moderne als ausgeprägte Affektgeneratoren wirken: räumliche Atmosphären und semiotisch-imaginäre Artefakte.

3. Artefakte als Affektgeneratoren

Im Prinzip kann jedes Artefakt in seiner Verwendung im Rahmen einer Praktik zu einem Träger von positiven oder negativen Affekten werden. Die historisch ältesten Praktiken sind in dieser Hinsicht der Umgang mit Waffen bei Jägern und Sammlern und der bäuerliche Umgang mit Feldwerkzeugen nach der neolithischen Revolution sowie jener der Handwerker mit ihren Werkzeugen. Abstrahiert kann man hier von einem »Werkzeug-Paradigma« der Artefakte sprechen – das selbst bei Bruno Latour und seinen ANT-spezifischen Fallbeispielen der Türöffner und Sicherheitsgurte spürbar ist –, das heißt einer Verwendung von Dingen in einem praktischen Kontext, in dem sie zweckrational zu etwas dienen und dabei *auch* mit bestimmten Affekten verbunden sein können.

Neben dieses Werkzeug-Paradigma der Dinge tritt jedoch in der kulturhistorischen Entwicklung zunehmend und in der Moderne im besonderen Maße eine andere Affektstruktur der Dinge: die der Dinge als primären Affektgeneratoren, die sie innerhalb von anders strukturierten, häufig ästhetisch orientierten Praktiken werden (vgl. dazu auch Reckwitz 2012b). In dieser Konstellation sind die Dinge zu dem Zwecke hergestellt, *dass* sie die Subjekte affizieren, und in ihrer Benutzung durch die Subjekte wirken die Dinge auch tatsächlich als solche Affektgeneratoren (sei es entsprechend der Intentionen der Produzenten oder nicht). Man kann hier von einem »Kult-Paradigma« der Dinge sprechen: Wie in einem archaischen Kult kommt es nicht so sehr darauf an, mit den Dingen praktisch zu hantieren, sondern sich von ihnen faszinieren oder abstoßen zu lassen (vgl. ähnlich auch Böhme 2006). In der Moderne – aber auch schon in früheren Hochkulturen – sind für diesen Charakter von Artefakten als Affektgeneratoren vor allem zwei Konstellationen von Bedeutung: räumliche Atmosphären und semiotisch-imaginäre Artefakte.

Im Falle räumlicher Atmosphären ist nicht das einzelne Ding von Bedeutung, sondern die dreidimensionale Situierung von Dingen, die auf diese Weise relational einen Raum bilden. Dieser Raum wiederum wird von den Subjekten nicht »benutzt«, sondern man tritt in ihn ein und erfährt ihn auf eine bestimmte Weise. Selbstverständlich sind auch Räume für bestimmte Zwecke gestaltet (Wohnungen, Büros etc.), aber ihr holistisch-dreidimensionaler Charakter befähigt sie in besonderer Weise dazu, das zu produzieren, was Gernot Böhme (2000) in Anlehnung an den Phänomenologen Hermann Schmitz (1998) »Atmosphären« nennt. Das Subjekt wird affiziert durch diese Atmosphäre, die sich aus der relationalen Situierung von Artefakten – im Übrigen auch von anderen Subjekten, Gruppen oder auch Praktiken – ergibt. Auch die Erfahrung der Atmosphäre ist freilich eine Praktik, die die Inkorporierung entsprechender kultureller Schemata und ihrer sinnlichen Sensibilitäten auf Seiten des Subjekts erfordert: Artefakte können erst im Rahmen von Praktiken zu Affektgeneratoren werden.

Für hochkulturelle und moderne Gesellschaften ist die Architektur, das heißt der gebaute Raum im weitesten Sinne, der nicht nur Gebäude, sondern auch Innenarchitektur, Verkehrswege, gestaltete Natur oder freie Plätze umfasst, ein herausgehobener Ort für die Gestaltung von Atmosphären und damit für die Produktion und Rezeption von Affekten im Rahmen sozialer Praktiken (Delitz 2009). In der Architektur tritt die Rolle von Artefakten als Affektgeneratoren in den Vordergrund: Als Atmosphärenstifter wirkt die Architektur affizierend in der Weise, dass sie etwa Ehrfurcht und Bewunderung, ein Gefühl der Erholung oder der Anregung etc. induziert. Dies gilt für Kathedralen wie für Paläste, für Gartenanlagen wie für Einkaufspassagen, für Kreativbüros wie für Erlebnisparks, für Privathäuser wie für Museen, für öffentliche Plätze wie für Bibliotheken. Wenn die moderne, insbesondere die spätmoderne Gesellschaft gerade keine sich affektneutral rationalisierende Gesellschaft ist, sondern im Gegenteil eine massiv die Affekte anregende Gesellschaft (vgl. auch Thrift 2007), dann kommt in ihr der Atmosphärengestaltung, insbesondere des gebauten Raums, eine Schlüsselbedeutung zu. Hier liegt eine Klasse von Praktiken vor, die man »reflexiv affektiv« nennen kann: Die Praktik geht mit Artefakten um, die von vornherein für einen primär affektiven Gebrauch produziert wurden. Diese Rezeptionspraktiken sind daher mit entsprechenden Produktionspraktiken verbunden, in denen Artefakte, hier: Räume, mit dem Ziel produziert und gestaltet werden, dass sie auf bestimmte Weise affizierend wirken.

Die zweite Klasse von Artefakten, die reflexiv affektiv strukturiert ist und die für die affektive Dichte der modernen Gesellschaft in hohem Grade verantwortlich scheint, bilden die semiotisch-imaginären Artefakte. Auch ein einfaches Artefakt nach Art des Werkzeug-Paradigmas ist selbstverständlich ein Träger von Zeichen und möglicherweise von Imaginationen und kann auf diese Weise affizierend wirken. Aber die semiotisch-imaginären Artefakte im engeren Sinne sind Dinge, die primär *dazu produziert wurden*, Zeichen und Imaginationen zu transportieren und darin affizierend zu wirken. In Frage kommen dabei in der Moderne in erster Linie schriftliche Texte und Bilder sowie Kombinationen von beiden. Ich würde also das, was man klassischerweise »Medientechnologien« nennt, in unserem Zusammenhang als semiotisch-imaginäre Artefakte, die als Affektgeneratoren wirken, interpretieren.

Natürlich gilt auch hier wie im Falle der Architektur: Texte und Bilder können auch eine primär zweckrationale Rolle spielen, indem sie etwa als Träger von Informationen fungieren. Aber für das Verständnis der Moderne ist es zentral, dass diese Artefakte in Praktikenkomplexen beträchtlichen Ausmaßes regelmäßig als Affektgeneratoren eingesetzt wurden und werden. Texte werden hier verfertigt, um in den Lesern und Leserinnen entsprechende Affekte hervorzurufen – dies gilt für belletristische Literatur (vgl. exemplarisch Koschorke 2003) wie für politische Texte, ja in mancher Hinsicht auch für

manche philosophische oder (populär-)wissenschaftliche Texte, die Identifizierung oder Lebensveränderung bewirken wollen. Noch eindeutiger gilt dies für Bilder, in Form von Gemälden, Fotografien oder Filmen (vgl. Prinz 2014; auch Hall 1997; Crary 1999) – gleich, ob es um Affekte der Faszination für bestimmte Subjektformen, um Mitleid für diskriminierte soziale Gruppen oder um das Training in einer bestimmten Gefühlspraktik wie der der Liebe geht. Auch im Falle semiotisch-imaginärer Artefakte sind wiederum Rezeptions- und Produktionspraktiken aufeinander verwiesen: In den Produktionspraktiken geht es darum, die Texte und Bilder so zu gestalten, dass sie affizierend zu wirken vermögen, in den Rezeptionspraktiken darum, sich von den Texten und Bildern affizieren zu lassen.

Der besondere Stellenwert, den ich den räumlichen Atmosphären der Architektur und den semiotisch-imaginären Artefakten für eine Analyse der Affektivität von Praktiken zuschreibe, ist damit gleichermaßen sozialtheoretisch und gesellschaftstheoretisch begründet: Sozialtheoretisch lassen sich Praktiken im Allgemeinen und ihre affektive Dimension im Besonderen nur informativ analysieren, wenn man sie als *Praktiken mit Dingen* begreift. Jenseits dieser allgemeinen Aussage muss die praxeologische Soziologie jedoch ein differenzierteres Verständnis von Dingen über das Werkzeug-Paradigma hinaus entwickeln. Gesellschaftstheoretisch ist die Struktur der Affektivität jener Komplexe von Praktiken, die die moderne Gesellschaft bilden, nur erfassbar, wenn man den besonderen Stellenwert von architektonischen Atmosphären und semiotisch-imaginären Artefakten erkennt und die Analyse der Praktiken der Rezeption und Produktion dieser Artefakte zu ihrem Recht kommen lässt. Eine praxeologisch inspirierte Affektkartografie der Moderne wird sich damit zwar sicherlich nicht ausschließlich, aber doch in besonderem Maße diesen beiden Komplexen widmen. Die Soziologie wird dafür ihre »antiästhetische und anti-technische Orientierung«, die Wolfgang Eßbach (2001) ihr im Falle der Klassiker attestierte, ablegen müssen.

Literatur

Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek.

Böhme, Gernot (2000): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M.

Böhme, Gernot (2001): Aisthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München.

Böhme, Hartmut (2006): Fetischismus und Kultur: Eine andere Theorie der Moderne, Reinbek.

Borch, Christian/Stäheli, Urs (Hg.) (2009): Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde, Frankfurt a.M.
Burkitt, Ian (1999): Bodies of thought. Embodiment, identity, modernity, London.
Butler, Judith (1997): The psychic life of power. Theories in subjection, Stanford.
Ciompi, Luc (1997): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik, Göttingen.
Clough, Patricia Ticineto/Halley, Jean (Hg.) (2007): The affective turn. Theorizing the social, Durham, NC.
Collins, Randall (2004): Interaction ritual chains, Princeton.
Crary, Jonathan (1999): Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur, Frankfurt a.M.
Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (2000): Tausend Plateaus, Berlin.
Delitz, Heike (2009): Architektursoziologie, Bielefeld.
Durkheim, Émile (1912): Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris.
Elias, Norbert (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Frankfurt a.M.
Elliott, Anthony (1992): Social theory and psychoanalysis in transition. Self and society from Freud to Kristeva, Oxford.
Eßbach, Wolfgang (2001). »Antitechnische und antiästhetische Haltungen in der soziologischen Theorie«, in: Andreas Lösch (Hg.), Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern, Heidelberg, S. 123-136.
Goffman, Erving (1971): Relations in public. Microstudies of the public order, New York.
Greco, Monica/Stenner, Paul (Hg.) (2008): Emotions. A social science reader, London.
Hall, Stuart (1997): »The spectacle of the ›other‹«, in: ders. (Hg.), Representations. Cultural representations and signifying practices, London, S. 223-279.
Harding, Jennifer/Pribram, Deirdre (Hg.) (2009): Emotions. A cultural studies reader, London.
Harré, Rom (Hg.) (1986): The social construction of emotions, Oxford.
Heidegger, Martin (1927): Sein und Zeit, Tübingen.
Hochschild, Arlie Russell (1983): The managed heart. Commercialization of human feeling, Berkeley.
Knorr Cetina, Karin (2001) »Objectual practice«, in: Theodore R. Schatzki/dies./Eike von Savigny (Hg.), The practice turn in contemporary theory, London, S. 175-188.
Koschorke, Albrecht (2003): Körperströme und Schriftverkehr, München.

Latour, Bruno (1991): Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique, Paris.

Lefebvre, Henri (1991): The production of space, Oxford.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.

Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M.

Lukes, Steven (1973): Emile Durkheim: His life and work. A historical and critical study, London.

Massumi, Brian (2002): Parables for the virtual. Movement, affect, sensation, Durham, NC.

Moebius, Stephan (2006): Die Zauberlehrlinge. Soziologiegeschichte des Collège de Sociologie (1937-1939), Konstanz.

Nicolini, Davide (2013): Practice theory, Work and Organization. An introduction, Oxford.

Ott, Michaela (2010): Affizierung. Zu einer ästhetisch-epistemischen Figur, München.

Parsons, Talcott (1937): The structure of social action, New York.

Prinz, Sophia (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung, Bielefeld.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist.

Reckwitz, Andreas (2012a): »Affektive Räume. Eine praxeologische Perspektive«, in: Elisabeth Mixa/Patrick Vogl (Hg.), E-motions. Transformationsprozesse in der Gegenwartskultur, Wien, S. 23-44.

Reckwitz, Andreas (2012b): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.

Reckwitz, Andreas. (2013): »Die Materialisierung der Kulturtheorien«, in: Reinhard Johler (Hg.), Kultur_Kultur. Denken – Forschen – Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen 2011, Frankfurt a.M./New York, S. 28-37.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social, New York.

Schatzki, Theodore R. (2002): The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park, PA.

Schatzki, Theodore R. (2010): The Timespace of Human Activity. On Performance, Society, and History as Indeterminate Teleological Events, Lanham.

Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): The practice turn in contemporary theory, London.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.
Schmitz, Hermann (1998): Der Leib, der Raum und die Gefühle, Bielefeld.
Seyfert, Robert (2011): Das Leben der Institutionen. Zu einer Allgemeinen Theorie der Institutionalisierung, Weilerswist.
Shilling, Chris (1993): The Body and Social Theory, London.
Shilling, Chris (2002): »The two traditions in the sociology of emotion«, in: John Barbalet (Hg.), Emotions and sociology, Oxford.
Thrift, Nigel (2007): Non-representational theory. Space, politics, affect, London.

Dispositive und Dinggestalten

Poststrukturalistische und phänomenologische Grundlagen einer Praxistheorie des Sehens

Sophia Prinz

Zu den Neuerungen, die die Praxistheorie gegenüber den klassischen Sozialtheorien ins Feld geführt hat, gehört die Betonung der Materialität sozialer Zusammenhänge. Das soziale Subjekt, so die Annahme, wird weder allein von den sprachlich-textuellen Wissensordnungen geformt, noch lässt sich sein Tun ausschließlich auf ein kognitives Sinnverstehen zurückführen. Es ist vielmehr als ein körperliches Wesen zu verstehen, das in Auseinandersetzung mit seinen konkreten Daseinsbedingungen ein historisch und kulturell spezifisches Praxiswissen erwirbt und reproduziert. Zu diesen »konkreten Daseinsbedingungen« gehören neben den Diskursen und intersubjektiven Relationen auch all die Gebrauchsgegenstände, architektonischen Infrastrukturen und technischen Gerätschaften, die dem Subjekt in seinem alltäglichen Tun zur Hand gehen – das, mit Heidegger gesprochen, »Zuhandene«, das zumeist nicht bewusst reflektiert wird. Trotz dieser Betonung der Körper- und Artefaktgebundenheit sozialen Tuns, hat sich die praxistheoretische Diskussion bisher kaum mit dem konkreten Wahrnehmungsakt auseinandergesetzt, der zwischen dem Körper und seiner materiellen Umwelt vermittelt.[1] Zwar spricht etwa Pierre Bourdieu wiederholt von inkorporierten »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata«[2], um die generative Funktion des Habitus zu bestimmen, meint damit aber nicht die sinnliche Erfahrung des sozialen Akteurs, sondern die klassen- und feldspezifischen Bewertungskriterien, die er an die kulturellen Produkte heranträgt. Bourdieu setzt sich mit anderen Worten weder damit auseinander, dass der Akteur die Artefakte zunächst sinnlich begreifen muss, noch beschreibt er, wie diese verschiedenen Wahrnehmungserfahrungen in das inkorporierte Praxiswissen eingearbeitet werden.

1 | Zum Problem der Wahrnehmung in der Soziologie siehe auch ausführlich Prinz/Göbel (2015).

2 | Siehe exemplarisch etwa Bourdieu (1993: 101).

Im Folgenden wird es darum gehen, diese systematische Leerstelle der praxistheoretischen Theoriebildung zu schließen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem konstitutiven Wechselverhältnis zwischen der formalen Gestalt der materiellen Kultur auf der einen und dem kollektiv geteilten impliziten Wahrnehmungswissen der sozialen Akteure auf der anderen Seite. Als Ausgangspunkt dient dabei Michel Foucaults implizite Theorie des Visuellen, die im Rückgang auf Maurice Merleau-Pontys *Phänomenologie der Wahrnehmung*, die sowohl Foucault als auch Bourdieu maßgeblich beeinflusst hat, weiter geschärft und zu einer Praxistheorie des Sehens ausbuchstabiert wird.[3]

Die leitende These lautet, dass die Topologie der materiellen und visuellen Kultur bestimmte Verteilungen, Häufungen und Muster aufweist, die von den Subjekten inkorporiert und zu einem dauerhaften, impliziten Wahrnehmungswissen ausgeformt werden. Durch die wiederholte Konfrontation mit den Gestalten ihrer Welt bilden die Subjekte eine spezifische »Wahrnehmungskompetenz« oder einen »perzeptiven Sinn« aus, der ihnen dazu verhilft, die Struktur einer räumlichen Situation oder die praktischen Anforderungen einzelner Artefakte spontan zu erfassen. Dabei gilt, dass jedes Wahrnehmen immer auch ein Nicht-Wahrnehmen beinhaltet: Um in dem amorphen Rauschen eines Sichtfeldes überhaupt *etwas* identifizieren zu können, ist es erforderlich, von einer Reihe potenziell ebenso sichtbarer Elemente abstrahieren zu können. Dazu gehören sowohl die marginalen Details, die von dem Gesamteindruck eines anvisierten Gegenstands ablenken, als auch solche Aspekte oder Zusammenhänge, die dem Subjekt entgehen, weil sie mit dessen aktuellem Wahrnehmungsschema nicht korrespondieren. Diese sozialtheoretische Frage nach den kollektiv geteilten, kulturellen Wahrnehmungsordnungen und -lücken trifft sich mit den Beobachtungen einiger jüngeren Studien aus dem Umfeld der Körpersoziologie und der Science and Technology Studies (STS), die sich im Rekurs auf Hermann Schmitz' Neophänomenologie, Don Ihdes Postphänomenologie, Hartmut Böhmes Atmosphären-Begriff oder James Gibsons Affordanz-Konzept ebenfalls mit der sozio-materiellen Bedingtheit von Wahrnehmung auseinandersetzen. Ihr Interesse gilt jedoch weniger einer theoretischen Reflexion der kulturspezifischen *Aufteilung des Sinnlichen* (Rancière 2006) als vielmehr der ethnografischen Analyse von einzelnen Praxiskontexten, in denen bestimmte Sicht- und Wahrnehmbarkeiten situativ hergestellt und stabilisiert werden.[4] Insbesondere solche Studien, die

---

3 | Diese Beschränkung auf die visuelle Wahrnehmung erfolgt allein aus Gründen der Komplexitätsreduktion und stellt die soziale Relevanz der anderen Sinne nicht in Frage. Demgegenüber sei ausdrücklich betont, dass die Hierachisierung der Sinne je nach Kultur differieren kann (Howes 2003).

4 | Dazu gehören vor allem die Studien zur Interaktion von Sportlern und Sportgeräten (Gugutzer 2012: 128ff.), zum Bildgebrauch und professionalisierten Sehen in wissen-

sich an Latours »symmetrischer Anthropologie« orientieren und folglich von dem (körperlichen) Subjekt vollkommen abstrahieren, haben dabei jedoch Probleme, den Vorgang der Inkorporierung und die konstitutive Funktion des impliziten Praxis- oder Wahrnehmungswissens zu denken.[5] Die folgenden Überlegungen verstehen sich dementsprechend als eine ergänzende Perspektive, die demgegenüber ihren Schwerpunkt auf die poststrukturalistische Frage nach den situationsübergreifenden Bedingungen von Wahrnehmung legt.

1. Visuelle Formationen – Foucaults Geschichte der Sichtbarkeitsordnungen

In den Sozial- und Kulturwissenschaften sind vor allem drei zentrale Foucault'sche Konzepte rezipiert und weitergetragen worden: erstens seine archäologische Diskurstheorie, die in den letzten Jahrzehnten zu einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Methodologie ausgearbeitet wurde, zweitens – wenn auch bedeutend weniger prominent – seine machttheoretische Analyse der sozialen Zurichtung des Körpers, sowie drittens seine Studien zur neoliberalen »Gouvernementalität«.

Abseits von diesen hinlänglich bekannten Hauptwegen hat Foucault zudem eine Vielzahl von schmaleren Nebenwegen beschritten, die ihn zwar mitunter in theoretische Sackgassen oder auch ins Leere geführt haben, die aber durchaus das Potenzial bergen, zu tragfähigen Konzepten ausgebaut zu werden. Zu diesen Nebenwegen gehören seine frühen Versuche, analog zur diskurstheoretischen Neubestimmung des Denkens eine anti- oder postphänomenologische Theorie des Sehens zu begründen.[6] Von diesem Interesse, die »historische Schicht der Sichtbarkeit« freizulegen, zeugen nicht nur Foucaults

schaftlichen Kontexten und anderen Arbeitszusammenhängen (Goodwin 1994; Burri 2008; Burri/Dumit 2008; Dant 2010), die Analysen von objektzentrierten Wahrnehmungs- und Vermittlungsprozessen in Ausstellungsräumen (Heath/vom Lehn 2004; Röhl 2013), sowie schließlich die neueren architektursoziologischen Forschungen zu räumlich produzierten Atmosphären und synästhetischen Erfahrungen (Göbel 2015). Siehe auch die Beiträge von Gugutzer, Liegl, Schürkmann, Burri, vom Lehn u.a. in Göbel/Prinz (2015).

5 | Für eine differenzierte Kritik an der latenten Körpervergessenheit der ANT siehe insbesondere Schäfer (2013: 297ff.).

6 | So schreibt Gilles Deleuze in seiner wegweisenden Interpretation: »Eine Art des Sagens und eine Weise des Sehens, Diskursivitäten und Evidenzen: jede Schicht [des Wissens, S.P.] besteht aus einer Kombination beider, und von einer Schicht zur anderen findet eine Variation der beiden und ihrer Verbindung statt. Was Foucault von der Geschichte erwartet, ist diese Bestimmung des Sichtbaren und des Sagbaren in jeder

Analysen epistemologischer »Wahrnehmungsräume« in *Die Geburt der Klinik* (Foucault 1988) und *Die Ordnung der Dinge* (Foucault 1974), sondern auch die vielen kürzeren Texte zur Frage von Bildlichkeit und visueller Repräsentation. Foucaults theoretische Position gegenüber der »visuellen Ordnung der Dinge« ist dabei durchaus ambivalent. Während er die Praxis der wissenschaftlichen Beobachtung ganz eindeutig dem Primat des Diskurses unterstellt, gesteht er der bildlichen Darstellung ganz explizit eine »eigene Seinsweise« (Foucault 2001: 796) zu.[7] So schreibt er etwa in der viel diskutierten Passage über Diego Velázquez' *Las Meninas* (1656):

»Aber die Beziehung der Sprache zur Malerei ist eine unendliche Beziehung: das heißt nicht, daß das Wort unvollkommen ist und angesichts des Sichtbaren sich in einem Defizit befindet, das es vergeblich auszuwetzen versuchte. Sprache und Malerei verhalten sich zueinander irreduzibel: vergeblich spricht man das aus, was man sieht: das, was man sieht, liegt nie in dem, was man sagt; und vergeblich zeigt man durch Bilder, Metaphern, Vergleiche das, was man zu sagen im Begriff ist.« (Foucault 1974: 38)

Foucault hielt sich also schon während seiner »archäologischen Phase« nicht immer an das eigene Diktum, wonach alle Äußerungen einer Kultur auf die diskursiven Praktiken zurückzuführen seien (Foucault 1981: 106). Neben der wissens- und ordnungsstiftenden Macht der Diskurse identifiziert er gleichzeitig die wahrnehmungskonstitutive Wirkung visueller Repräsentationen.[8] Methodologisch nimmt er dabei eine ähnliche Perspektive ein wie in Bezug auf die sprachlichen Aussageformationen: Statt die Gemälde als »Dokumente« zu lesen, deren verborgene Sinnschichten durch hermeneutische »Tiefenbohrungen« ans Licht zu bringen wären, behandelt Foucault sie als materielle »Monumente« (Foucault 1981: 198), die allein hinsichtlich ihres »positiven« Erscheinungsbildes, sprich der formalen Qualität und kompositorischen Relationalität der Bildelemente zu untersuchen sind. So stellt er in seiner Analyse

Epoche, die die Verhaltensweisen und die Mentalitäten, die Ideen überschreitet, da sie sie ermöglicht« (Deleuze 1987: 71).

7 | Das vollständige Zitat lautet folgendermaßen: »Der Diskurs ist also nicht die gemeinsame Interpretationsgrundlage aller Erscheinungen einer Kultur. Eine Form erscheinen zu lassen ist keine indirekte (subtilere oder auch naivere) Art, etwas zu sagen. Nicht alles, was die Menschen tun, ist letztlich ein entschlüsselbares Rauschen. Diskurs und Figur haben jeweils ihre eigene Seinsweise; aber sie unterhalten komplexe, verschachtelte Beziehungen. Ihr wechselseitiges Funktionieren gilt es zu beschreiben« (Foucault 2001: 796).

8 | In der *Archäologie des Wissens* deutet er allerdings an, dass es auch möglich wäre, eine »diskursive Praxis der Malerei« aus den bestehenden Technikhandbüchern und Unterrichtsverfahren abzuleiten (Foucault 1981: 276).

von *Las Meninas* heraus, dass die Betrachterposition, die dem Subjekt durch die komplexe geometrische Verschachtelung der verschiedenen Blickachsen und Lichtführungen zugewiesen wird, mit der repräsentationalistischen Denkordnung der »Klassik« korrespondiert, während er in der *Malerei von Manet* (Foucault: 1999) insofern eine radikale Modernität zu erkennen glaubt, als sie analog zur post-kantischen Einsicht in die Intransparenz der empirischen Welt die Materialität und Oberflächlichkeit des Bildträgers betont.[9]

Auch wenn Foucault der Frage der »historischen Sichtbarkeit« nicht konsequent nachgegangen ist, offenbart bereits sein bildanalytischer »Oberflächenblick«, dass er auch in der Bestimmung der historischen Bedingungen des Sehens eine radikale Dezentrierung des Subjekts anstrebte. Denn genausowenig wie er das begrifflich Denk- und Sagbare aus den subjektiven Sinnstiftungsprozessen ableitet, führt er die Modi des Sehens und der malerischen Darstellung auf vorgängige Wahrnehmungsakte zurück. Mit der Konzentration auf die visuelle Formation der Bildelemente scheint er vielmehr zeigen zu wollen, dass für die Anschauung Ähnliches gilt wie für das Denken, nämlich dass ihr »historisches Apriori« auf der empirischen Regelmäßigkeit von quasi-materiellen Entitäten gründet.[10]

Um diesen Grundgedanken für die Ausformulierung einer allgemeinen »Praxistheorie der Wahrnehmung« fruchtbar machen zu können, bedarf es jedoch einiger Revisionen und Ergänzungen. Denn Foucaults Rohentwurf einer »Archäologie des Sehens« teilt nicht nur die Stärken der Diskurstheorie, sondern auch ihre Schwächen. Dazu gehört erstens die Weigerung, neben der »Quasi-Materialität« der Aussage- und Bildformationen auch andere kulturelle Materialitäten – wie etwa den Raum, die Artefakte oder den menschlichen Körper – als eigenständige Faktoren der sozio-kulturellen Praxis anzuerkennen. In der diskurstheoretischen Perspektive erscheinen diese nicht-repräsentationalen Entitäten lediglich als abgeleitete Phänomene, die erst durch die Ordnungsleistung des (Bild-)Textes an Form und Bedeutung gewinnen. In Verbindung mit diesem latent kognitivistischen »Textualismus«[11] tendiert Foucaults Archäologie zweitens zu der deterministischen Annahme, dass das historische

---

9 | Es weist einiges darauf hin, dass Foucault Manets *Un bar aux Folies-Bergère* (1881/82) als das moderne Pendant von Velázquez' *Las Meninas* ansah.

10 | Auch Gilles Deleuze interpretiert Foucaults visualitätstheoretischen Ansatz als eine anti-subjektivistische »Externalisierung« der historischen Bedingungen des Sehens: »Die Bedingung, auf die sich die Sichtbarkeit beruft, ist nicht die Sichtweise eines Subjekts: das sehende Subjekt ist seinerseits eine Stelle innerhalb der Sichtbarkeit, eine abgeleitete Funktion der Sichtbarkeit« (Deleuze 1987: 82).

11 | Aus diesem Grund hat Andreas Reckwitz (2003) die Diskurstheorie gar nicht als ein praxistheoretisches Konzept eingestuft. Demgegenüber betont Hilmar Schäfer (2013: 129ff.), dass die »diskursive Praxis« als Handlung verstanden werden kann.

Subjekt die strukturelle Position, die ihm der jeweilige Diskurs zuweist, umstandslos »einfaltet«. Ein solcher Kurzschluss, der die soziale Bedeutung des Subjekts auf eine bloße Lückenbüßerfunktion reduziert, wird jedoch weder dem komplexen Vorgang der Internalisierung oder Inkorporierung der äußeren Daseinsbedingungen noch der Störanfälligkeit und potenziellen Widerspenstigkeit von einzelnen Handlungsakten gerecht.

Zumindest ersteres Defizit – die mangelnde Berücksichtigung der nichtdiskursiven Materialitäten – räumt Foucault in seiner genealogischen Phase mit dem großzügigeren Begriff des »Dispositivs« aus. Dieser besagt, dass das Subjekt korrelativ zu den diskursiven Überformungen auch von ganz »handfesten« kulturellen Ordnungen – wie der architektonischen Raumgliederung, den administrativen Verwaltungsapparaten oder den Arbeitswerkzeugen und -maschinen – in seinen körperlich-mentalen Praktiken be-dingt wird.[12]

Für eine praxistheoretische Bestimmung der Wahrnehmung ist diese genealogische Wende allerdings nur begrenzt hilfreich. Zwar bringt Foucault auch in *Überwachen und Strafen* den Aspekt der historischen »Sichtbarkeit« ins Spiel, verfolgt damit jedoch ein gänzlich anderes Ziel als noch in seinen archäologischen Schriften. Während sein früheres Interesse noch den historischen Bedingungen der Möglichkeit von Wahrnehmung galt, rücken nun die machttechnologischen Effekte der Zur-Schau-Stellung des Körpers in den Mittelpunkt. So zeigt er am Beispiel von Benthams Gefängnisentwurf auf, dass die historische Genese des modernen »Disziplinarsubjekts« zu einem Gutteil auf der stummen Beharrlichkeit der ins Gebäude eingelassenen Überwachungsmaschinerien beruht, welche die Individuen dazu zwingen, sich in ihrem körperlichen Verhalten und ihrer äußeren Erscheinung an eine gegebene soziale Norm anzupassen (Foucault 1977: 251ff.). Dabei übergeht er jedoch die Frage, ob und inwiefern auch das Wahrnehmungsvermögen zu jenen körperlichen Kompetenzen des Subjekts gehört, die durch die modernen Artefaktkonstellationen »diszipliniert« werden. Die Genealogie betrachtet das Subjekt also nicht als einen Leib, der aktiv wahrnimmt und handelt, sondern ausschließlich als einen Körper, der vom Blickregime unterworfen wird.[13] Damit fällt Foucault ein Stück weit hinter die theoretische Möglichkeit zurück, die in seinen archäologischen Bildanalysen angelegt war, nämlich der Gedanke, dass sich das »historisch spezifische Apperzeptionsvermögen«, das das

12 | So schreibt er etwa in *Überwachen und Strafen:* »Die gesamte Berührungsfläche zwischen dem Körper und dem manipulierten Objekt wird von der Macht besetzt: die Macht bindet den Körper und das manipulierte Objekt fest aneinander und bildet den Komplex Körper/Waffe, Körper/Instrument, Körper/Maschine« (Foucault 1977: 197).

13 | Auf diese Leerstelle des Foucault'schen Körperbegriffs haben u.a. auch Turner (1984: 245), McNay (1992: 42f.) und Shilling (1993: 80f.) hingewiesen.

Wahrnehmbare strukturiert, aus der empirischen Topologie der kulturellen Formen ableiten lässt.

Dieser dezidiert anti-subjektivistischen Körpertheorie ist zudem geschuldet, dass Foucault auch mit der »materialistischen« Weiterentwicklung seines analytischen Instrumentariums das zweite theoriesystematische Problem – den latenten Determinismus – nicht in den Griff bekommt. Denn solange er die Eigenlogik des einmal inkorporierten Praxiswissens nicht berücksichtigt, kann er weder die von ihm wiederholt beschworene Möglichkeit der »Resistenz« eines individuellen Praxisvollzugs begründen (Foucault 2002: 179; 1987: 117), noch erklären, warum manche Subjekte nicht dazu in der Lage sind, dem Anforderungsprofil bestimmter Dispositive gerecht zu werden. Wie nun näher darzustellen sein wird, lassen sich diese beiden theoriesystematischen Lücken der archäologisch-genealogischen Analyseperspektive nur durch den punktuellen Rückgriff auf einige leibphänomenologische Grundmotive schließen.[14]

2. Die »perzeptive Syntax«[15] – Merleau-Pontys Leibphänomenologie der Wahrnehmung

Glaubt man Gilles Deleuze, geht Foucaults Zögern, den nicht-diskursiven Bedingungen der Wahrnehmung eine ähnlich prominente Stellung wie dem Diskurs einzuräumen, auf sein anhaltendes Abgrenzungsbedürfnis gegenüber der phänomenologischen Theorietradition zurück (Deleuze 1987: 72). So lässt sich etwa seine zugespitzte archäologische These vom »Primat des Diskurses« als eine direkte Replik auf Maurice Merleau-Pontys leibphänomenologisches Postulat eines »Primats der Wahrnehmung« verstehen. Es liegt aber in der Natur von Abgrenzungen, dass sie sowohl negativ als auch positiv auf dasjenige bezogen bleiben, von dem sie sich eigentlich lossagen wollen. Dementsprechend finden sich auch in der *Archäologie des Wissens* und stärker noch in den späteren macht- und subjektivierungstheoretischen Schriften Foucaults

14 | Dass Foucault selbst dazu tendierte, sein Subjektkonzept der phänomenologischen Theoriebildung wieder anzunähern, offenbaren seine späteren Begriffe der »Regierung« und der »Selbsttechnologie«, die dem Subjekt mehr Handlungsspielraum einräumen. Da er sich in diesem Zusammenhang jedoch weder mit der Genese der Wahrnehmung noch mit den objektzentrierten Praktiken gezielt auseinandersetzt, konzentriert sich dieser Beitrag auf seine archäologischen und genealogischen Überlegungen. Für eine umfassendere Rekapitulation, die auch das Spätwerk miteinbezieht, siehe Prinz (2014).

15 | Merleau-Pontys Begriff »syntaxe perceptive« wurde im Deutschen als »Wahrnehmungssyntax« übersetzt (Merleau-Ponty 1966: 58, im französischen Original: 45). Hier soll im Folgenden jedoch »perzeptive Syntax« verwendet werden.

Gedankengänge und Begriffe, die recht deutlich auf die existenzial- und leibphänomenologischen »Herkünfte« seines Ansatzes hinweisen.

Zu nennen ist hier in erster Linie die dezentrierende und historisierende Perspektive auf das Subjekt. Bereits Merleau-Ponty hatte in seinem frühen Hauptwerk *Phänomenologie der Wahrnehmung* die klassische transzendentalphilosophische Bestimmung des Subjekts zurückgewiesen und im Rekurs auf Edmund Husserls spätes Konzept der »Lebenswelt«[16] (Merleau-Ponty 1966: 80, 491) sowie die Fundamentalontologie seines Zeitgenossen Martin Heidegger (Merleau-Ponty 1966: 11) konstatiert, dass die sinnliche Erfahrung und das begriffliche Denken von historisch wandelbaren, innerweltlichen Relationen bedingt werden. Anders als der frühe Foucault, der das »historische Apriori«[17] des Denk- und Sagbaren allein auf Seiten der »objektiven« Aussageformationen verortet und das Subjekt als produktive Instanz suspendiert, schlägt er dabei ganz gezielt einen Mittelweg zwischen Subjektivismus (oder wie er es nennt: »Idealismus«) und Objektivismus (oder: »Empirismus«) ein. Er leitet die Subjektgenese also weder allein aus der historischen Entwicklung des Bewusstseins noch aus den empirischen Zwängen der gesellschaftlichen oder diskursiven Ordnung ab, sondern setzt bei dem konkreten »Zur-Welt-Sein« (être-au-*monde*) des »sich verhaltenden« Leibes an.[18] Erst in der praktischen, vor-bewussten Auseinandersetzung mit der jeweiligen Welt, so die zentrale These, erwirbt der Leib ein kohärentes »Körperschema«, das der Herausbildung des Bewusstseins zugrunde liegt. Das bewusst-explizite »Ich denke«, das in der klassischen Bewusstseinsphilosophie den eigentlichen Kern von Subjektivität bildet, ist für Merleau-Ponty also nichts weiter als ein Derivat des leiblich-impliziten »Ich kann« (Merleau-Ponty 1966: 166; 2003: 252).[19]

16 | Husserl versteht unter »Lebenswelt« ein historisch und kulturell spezifisches »Universum vorgegebener Selbstverständlichkeiten«, dessen Sinn- und Bedeutungssysteme von den Subjekten fraglos hingenommen und in ihren alltäglichen Praktiken angewandt werden (Husserl 1976: 183).

17 | Der paradoxe Begriff des »konkreten« oder »historischen Apriori« ist keine Erfindung von Foucault, sondern wurde bereits von Husserl (1976: 380) und in der Folge auch von Merleau-Ponty (1966: 113) verwendet.

18 | Nach Merleau-Ponty besitzt der Leib insofern eine »dritte Seinsweise« (Merleau-Ponty 1966: 401) zwischen Objekt und Subjekt, als er einerseits mit seiner Körperlichkeit in der Welt der »manifesten« Dinge verankert ist, aber andererseits aufgrund seiner genuinen Empfindsamkeit auch als ein wahrnehmend-handelndes Quasi-Subjekt fungiert, das sich die Sinnhaftigkeit von Welt vor-prädikativ erschließen kann (Merleau-Ponty 1966: 174ff.).

19 | Merleau-Ponty bezeichnet den Leib daher auch als das »natürliche Ich«, das »natürliche Subjekt« oder als »Ausdruck eines konkreten Ich« (Merleau-Ponty 1966: 343, 234, 79).

Diese konzeptuelle Vorrangstellung des leiblich-praktischen Involviertseins ist an eine weitere zentrale Grundannahme der Leibphänomenologie gekoppelt, der zufolge die Wahrnehmung als »sinnlich-sinnstiftender« Prozess sowohl dem praktischen Tätigsein als auch dem eigentlichen Erkenntnisprozess logisch vorangeht. Noch bevor der Leib die Dinge, die ihm begegnen, überhaupt als handhabbare »Objekte« identifizieren, kategorisieren und benennen kann, hat er bereits ihre praktischen Anforderungen sinnlich-wahrnehmend »erfasst«.[20] Allerdings ist auch diese durch »spontane Organisation entstehende Ordnung« (Merleau-Ponty 2003: 10) keinesfalls voraussetzungslos. Denn wie Merleau-Ponty mit Verweis auf Kants Erkenntnistheorie herausstellt, ist der menschliche Sinnesapparat gar nicht dazu in der Lage, zu den »Dingen-an-sich« vorzudringen. Er funktioniert eher wie eine Art Filter, der nur bestimmte Aspekte und Relationen des empirisch Gegebenen aufnimmt und zu kohärenten »Phänomenen« zusammensetzt. Das Sehen ist somit kein rein passiver Vorgang, durch den sich die Welt im Inneren des Auges eins-zu-eins abbildet, sondern muss als ein produktiver oder projektiver Akt verstanden werden, der das Wahrzunehmende stets in einer bestimmten Art und Weise in Erscheinung treten lässt.

Merleau-Ponty weicht jedoch insofern von Kants Bestimmung des Wahrnehmungsgeschehens ab, als er im Unterschied zu Letzterem nicht voraussetzt, dass alle Subjekte *a priori* mit ein und demselben Apperzeptionsvermögen ausgestattet sind. Seiner Ansicht nach lernt der Leib erst innerweltlich, das heißt in der tätigen Auseinandersetzung mit den jeweiligen *empirischen* Gegebenheiten, die auf ihn einströmenden Sinneseindrücke zu differenzieren und in eine artikulierte »Mannigfaltigkeit der Erscheinungen« (Kant 1998: A 20) zu überführen. Bevor das Subjekt überhaupt *etwas* wahrzunehmen vermag, muss es also zunächst die Kompetenz erwerben, Wichtiges von Unwichtigem, Nähe von Ferne, wahrzunehmende Gestalten von bloß »mit-wahrgenommenen« Hintergrundaspekten zu unterschieden. Es muss mit anderen Worten einen Teil des Sichtfeldes aktiv ausklammern, um einen Gegenstand, einen Körper oder eine Bewegung als eine in sich geschlossene Einheit anvisieren zu können.[21]

In Abwandlung der Husserl'schen These, dass dieses »Was« der Wahrnehmung von der Art und Weise abhängt, *wie* sich das intentionale Bewusstsein auf die wahrzunehmende Welt ausrichtet,[22] konstatiert Merleau-Ponty, dass dieser

20 | Mit Merleau-Ponty kann man daher sagen, dass der wahrnehmende Leib selbst als eine Art »Erkenntnisorganismus« oder »Erkenntniswerkzeug« fungiert (Merleau-Ponty 1966: 273, 403).

21 | Merleau-Ponty leitet diese Annahme nicht nur aus der philosophischen Erkenntnistheorie ab, sondern bezieht sich auch auf die Arbeiten der Berliner Schule der Gestaltpsychologie, welche Prozesse der Strukturerkennung untersuchte.

22 | Husserl vertrat die These, dass sich das Bewusstsein stets »intentional« auf die von ihm wahrzunehmende Welt richtet. Die Art der Gerichtetheit (*noesis*) des intentio-

Vorgang der perzeptiven Differenzierung von der »fungierenden« oder »motorischen Intentionalität« des in einem Praxisfeld situierten Leibes getragen wird (Merleau-Ponty 1966: 15, 165ff., 488): »Alles was ich sehe, ist prinzipiell in meiner Reichweite, zumindest in der Reichweite meines Blickes, vermerkt auf der Karte des ›Ich kann‹« (Merleau-Ponty 2003: 279).

Die »perzeptive Syntax«, die dem Gestalt-Sehen zugrunde liegt, leitet sich also nicht aus den apriorischen Strukturen des Bewusstseins ab, sondern geht aus den konkreten Praxis- und Wahrnehmungsanforderungen hervor, die an den Leib herangetragen werden. In diesem Sinne heißt es in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*: »Das Sinnliche gibt mir nur wieder, was ich ihm leihe, doch habe ich noch dies selbst von ihm« (Merleau-Ponty 1966: 252). Diese zirkuläre Argumentationsfigur meint nicht, dass sich das Sehvermögen je nach situativem Kontext immer wieder neu kalibriert. Wie Merleau-Ponty im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zum »Phantomarm« näher ausführt, ist vielmehr anzunehmen, dass sich das einmal erworbene Wahrnehmungs- und Praxisschema gar nicht ohne Weiteres abschütteln lässt, selbst wenn sich die leiblichen oder weltlichen Umstände geändert haben. Das Subjekt projiziert mit anderen Worten die Gestalten und Relationen, die es zu identifizieren gelernt hat, ganz automatisch auf neue oder ungewohnte Praxiszusammenhänge – und zwar weitgehend unabhängig davon, ob diese den situativen Anforderungen auch wirklich gerecht werden.[23] Wie dem Leib ein aktuelles Sichtfeld erscheint, ist somit stets von drei Faktoren abhängig: erstens von den tatsächlichen empirischen Gegebenheiten, zweitens von der inkorporierten »perzeptiven Syntax« des Subjekts und drittens von den konkreten Praktiken, die es in der jeweiligen Situation ausführt.

Auch wenn für Merleau-Ponty die erkenntnistheoretische Frage im Vordergrund steht, wie sich in dem »primordialen« Urkontakt zwischen individuellem Leib und »seiner« Welt eine »sinnhafte« Wahrnehmung allererst herausbildet, impliziert seine Annahme, wonach sich die Formen des Wahrnehmens und die Ordnung des Wahrnehmbaren gegenseitig bedingen, auch eine sozialtheoretische Dimension.[24] Bereits in dem Kapitel über die Freiheit in *Phänomenologie*

---

nalen Bewusstseins (das »Wie« des Denkens) beeinflusst dabei, wie der Inhalt (*noema*, oder das »Was« des Denkens) dem Bewusstsein erscheint. Das heißt, dass das Subjekt immer »etwas als etwas« wahrnimmt (Husserl 1977: 200ff.).

23 | Nach Merleau-Ponty kann ein Leib seine »Urgewohnheiten«, also die Wahrnehmungs- und Körperschemata, die er in der Welt ausgebildet hat, in die er hineingeboren wurde, niemals gänzlich ablegen (Merleau-Ponty 1966: 116). Ähnliches beschreibt Bourdieu später mit dem Begriff der »Hysteresis«.

24 | Merleau-Ponty orientiert sich dabei an Husserls Methode der phänomenologischen Reduktion, der zufolge alle Erfahrungen und alles Wissen von den Dingen »eingeklammert« werden muss, um zu den ursprünglichen Sinnstiftungsakten vordringen zu können

der Wahrnehmung (Merleau-Ponty 1966: 493ff.) und expliziter noch in seinen späteren Schriften zum Marxismus und Strukturalismus weist er darauf hin, dass der wahrnehmungs- und bewusstseinskonstitutive Prozess insofern stets soziokulturell überformt ist, als die empirische Welt, auf die sich der Leib ausrichtet, immer auch Spuren eines historischen und gesellschaftlichen Gewordenseins in sich trägt. In diesem Sinne heißt es etwa in *Marxismus und Philosophie*:

»Das Individuum ist das *gesellschaftliche Wesen*. [...] Die Gesellschaft ist für das Individuum nicht ein erlittener Unfall, sondern eine Dimension des Seins. Das Individuum ist nicht in der Gesellschaft, wie ein Gegenstand in einer Schachtel ist, er nimmt sie auf sich mittels dessen, was sein Innerstes ist. Eben deshalb kann man sagen, daß ›der Mensch den Menschen produziert, sich selbst und den anderen Menschen‹, ›...wie die Gesellschaft selbst den Menschen produziert, so ist sie durch ihn produziert‹« (Merleau-Ponty 2000: 175).[25]

In der *Phänomenologie der Wahrnehmung* werden mindestens drei dieser leibformenden »Kulturgegenstände« angesprochen: *erstens* das Verhalten des Anderen, das dem Leib wie eine »wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen« (Merleau-Ponty 1966: 405) erscheint. Das Subjekt erfährt also schon deshalb eine kulturelle Prägung, weil es sich intuitiv mit der sozio-kulturellen Existenzweise eines anderen Leibes identifiziert und sein eigenes In-der-Welt-Sein daran ausrichtet.[26] Neben der stummen interleiblichen Kommunikation

(Merleau-Ponty 1966: 257; 1986: 171). Im Unterschied zu Husserl glaubt er jedoch nicht, dass eine »vollständige Reduktion« möglich sei, da der Leib stets in einer konkreten Welt situiert ist und daher immer an eine räumliche und zeitliche Perspektivität gebunden bleibt (Merleau-Ponty 1966: 11).

25 | Merleau-Ponty bezieht sich hier auf Marx (1968: 537). Loic Wacquants Einschätzung, dass Merleau-Pontys Leibphänomenologie die soziologische Praxistheorie zwar grundlegend inspiriert habe, aber nicht dazu in der Lage sei, »einen analytisch tragfähigen Zusammenhang zwischen den internen und den externen Strukturen herzustellen« (Wacquant 1996: 44), trifft also nur bedingt zu. Im Gegenteil scheint Merleau-Ponty bereits einen Gedanken anvisiert zu haben, der sich in ausgereifter Form später bei Bourdieu wiederfinden wird: die Einsicht nämlich, dass das Soziale nicht allein von den »objektiven« Strukturen geformt wird, wie es etwa die Durkheim'sche Soziologie oder das Marx'sche Basis-Überbau-Modell nahelegt (Merleau-Ponty 1976: 256; 2000: 170ff.), sondern ebenso davon abhängt, wie die Subjekte ihre ökonomischen, ideologischen und sozialen Daseinsbedingungen jeweils »einverleiben« und in ihr Wahrnehmungs- und Praxisschema integrieren. Zu den Parallelen zwischen Bourdieu und Merleau-Ponty siehe auch Bongaerts (2003) und Crossley (2004).

26 | Das Konzept der Interleiblichkeit als Basis sozialer Relationalität wurde insbesondere von den angloamerikanischen Sozialwissenschaften aufgegriffen. Siehe etwa Crossley (1996), O'Neill (1989) und Gugutzer (2002).

bewirkt *zweitens* auch der Erwerb und Gebrauch einer »gesprochenen« oder institutionalisierten Sprache,[27] dass das Subjekt einen den eigenen Erfahrungen vorgängigen, kulturellen Sinn internalisiert. Das Sprachvermögen wird dabei in einer ganz ähnlichen Weise erlernt wie die rein praktischen Fertigkeiten, nämlich durch die vor-bewusste Nachahmung und wiederholte Einübung des sprachlichen Verhaltensstils des Interaktionspartners: »Was den Sinn des Wortes betrifft, so lerne ich ihn, wie ich den Gebrauch eines Werkzeuges lerne, indem ich es im Kontext einer bestimmten Situation gebraucht sehe.« (Merleau-Ponty 1966: 459). Schließlich verweist Merleau-Ponty *drittens* – und das ist für die hier verfolgte Argumentation von besonderem Interesse – an einigen wenigen Stellen darauf, dass auch den Artefakten ein kollektiv geteiltes »man macht« oder »man sieht« innewohnt (Merleau-Ponty 1966: 399), das zur Reproduktion der gesellschaftlichen Ordnung beiträgt:

»Der Geist einer Gesellschaft verwirklicht sich, überliefert sich und wird wahrnehmbar in den kulturellen Objekten, die sie sich gibt und mitten unter denen sie lebt. Ihre praktischen Kategorien sedimentieren sich darin, und umgekehrt legen sie den Menschen eine Seins- und Denkweise nahe« (Merleau-Ponty 2000: 179).

Auch wenn er diesen Zusammenhang nicht systematisch ausführt, macht Merleau-Ponty damit auf einen Aspekt von Praxis aufmerksam, der in der gegenwärtigen praxistheoretischen Debatte noch nicht ausreichend berücksichtigt worden ist: nämlich, dass sowohl in dem intersubjektiven (sprachlichen) Austausch als auch in den interobjektiven Praktiken mit nicht-menschlichen Dinggestalten nicht nur bestimmte Denk- und Handlungsschemata, sondern immer auch eine kulturelle Wahrnehmungstradition vermittelt wird. Anders als der »frühe« und »mittlere« Foucault geht er dabei jedoch nicht von einer vollständigen Determinierung des Subjekts aus, sondern betont, dass der Leib nach Maßgabe seines jeweiligen Körper- und Wahrnehmungsschemas

27 | Der Argumentation aus *Phänomenologie der Wahrnehmung* zufolge setzt sich die »gesprochene Sprache« aus Sedimentationen und Tradierungen von ehemals schöpferischen Sprachgebärden zusammen, welche dem »ursprünglichen Schweigen« (Merleau-Ponty 1966: 218) des wahrnehmenden und sich-verhaltenden Leibes sprachliche Gesten entreißen. In den 1950er Jahren nimmt Merleau-Pontys Sprachbegriff aber noch einmal eine neue, strukturalistische Wendung (Waldenfels 1983: 193ff.). Unter Berufung auf de Saussure verabschiedet er sich nun von der Idee eines ursprünglichen, gestischen Sprechens und hebt stattdessen den differenziellen Charakter von sprachlichen Bedeutungen hervor (Merleau-Ponty: 1984 53ff.; 2007: 53ff.). Allerdings unterscheidet sich sein Ansatz insofern von der klassischen strukturalistischen Linguistik, als sein Interesse weniger der Ordnung der »langue« als dem Transformationspotenzial der »parole«, also des konkreten leiblichen Gebrauchs der Sprache gilt.

stets über die »bedingte Freiheit« (Merleau-Ponty 1966: 514) verfügt, die ihn formende Welt ein Stück weit zu transformieren.[28] So kann etwa der Dichter die Elemente der »gesprochenen Sprache« so zueinander ins Verhältnis setzen, dass ein neuer Sinn entsteht (Merleau-Ponty 1966: 232; 1984: 159), und der Maler lernen, hinter die »fungierende« Intentionalität des Leibes und die praktische Funktionalität der gewohnten Dinggestalten zurückzutreten, um statt dessen das frei flottierende Farb- und Formenspiel der Welt einzufangen (Merleau-Ponty 1966: 264, 356).

3. Objektive Kultur und inkorporiertes Wahrnehmungswissen

Im unmittelbaren Vergleich erweist sich, dass Merleau-Pontys Leibphänomenologie in einigen zentralen Punkten näher an Foucaults Archäologie und Genealogie heranreicht, als Letzterer es eingestehen wollte. So gehen beide von der post-kantischen Annahme aus, dass die Möglichkeitsbedingungen des Sehens, Denkens und Handelns grundsätzlich wandelbar sind. Beide vertreten zudem die These, dass diese variablen Parameter des Sicht- und Denkbaren nicht in dem Bewusstsein des Subjekts, sondern in der Ordnung einer empirischen Positivität zu suchen sind – sei es in der leiblichen Existenz oder aber in den diskursiven und nicht-diskursiven Formationen der Dispositive.[29] Was sichtbar wird und was unsichtbar bleibt, welche Gestalten in die Erscheinung treten und welche aus dem Sichtfeld ausgeklammert werden, hängt also

---

28 | Diese »relative Freiheit« des Subjekts wird Foucault – in ganz ähnlicher Weise – erst in seinen späteren Analysen antiker Selbsttechnologien und neoliberaler Regierungstechniken ausbuchstabieren. So schreibt er in *Subjekt und Macht*: »Sie [die Macht, S.P.] ist ein Ensemble aus Handlungen, die sich auf mögliches Handeln richten, und operiert in einem Feld von Möglichkeiten für das Verhalten handelnder Subjekte« (Foucault 2005: 286). Und in *Der Gebrauch der Lüste* heißt es: »Ist ein Handlungscode gegeben sowie ein bestimmter Typ von Handlungen (die man nach ihrer Übereinstimmung oder Abweichung im Verhältnis zum Code bestimmen kann), so gibt es verschiedene Arten, moralisch ›sich zu führen‹, verschiedene Arten für das handelnde Individuum, nicht bloß als Agent, sondern als Moralsubjekt jener Aktion zu operieren« (Foucault 1989: 37).

29 | Wie Dreyfus und Rabinow bemerken (1987: 119), trifft daher auch auf die Archäologie eine ähnliche Kritik zu, wie sie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* gegen die Phänomenologie ins Feld geführt hatte, nämlich dass es sich dabei um einen »Diskurs gemischter Natur« handelt, der sich an eine »doppeldeutige, ausreichend konkrete« sowie gleichzeitig »ausreichend gegenüber der Positivität der Dinge zurückgezogene Schicht« wendet (Foucault 1974: 388).

für Merleau-Ponty wie für Foucault von dem »historischen« oder »konkreten Apriori« der jeweiligen Körper-, Praxis- und Artefaktkonstellationen ab.

Praxistheoretisch gesehen bringen die beiden Ansätze aufgrund ihrer verschiedenen Schwerpunktlegung – auf das leibliche Subjekt auf der einen und die objektiven Strukturen auf der anderen Seite – allerdings auch je spezifische Vor- und Nachteile mit sich, die durch eine Verknüpfung beider Positionen gegeneinander aufgewogen werden können: So tendiert Merleau-Ponty trotz Verweis auf die äußere Bedingtheit des Leibes mitunter dazu, den Leib als ein »natürliches Ich« (Merleau-Ponty 1966: 243) zu betrachten und somit »die Privilegien des Bewusstseins lediglich an eine andere Instanz« zu deligieren (Waldenfels 1983: 177). Die archäologisch-genealogische Bestimmung des historischen Subjekts zeichnet sich demgegenüber durch eine entschieden dezentrierende Perspektive aus, die *ausschließlich* bei den objektiven Strukturen des Daseins ansetzt. Damit radikalisiert Foucault einen Gedanken, der in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* zwar potenziell angelegt, aber nicht weiter ausgeführt wurde, den Gedanken nämlich, dass die jeweils gültigen Sprach- und Artefaktordnungen den wahrnehmenden und handelnden Leib allererst hervorbringen.[30] Diese »objektivistischere« Perspektive hat aus praxistheoretischer Sicht den Vorteil, dass sie viel entschiedener als die Leibphänomenologie die sozio-kulturelle Überformung des Subjekts in den Blick nimmt. Für sie geht das Sehvermögen also nicht auf die aktive Syntheseleistung eines um praktische Orientierung bemühten, individuellen Leibes zurück, sondern muss als ein durch die manifesten Strukturen der Dispositive vermitteltes, kollektiv geteiltes »Wahrnehmungswissen« verstanden werden.

Neben diesem theoriesystematischen Vorteil weist Foucaults Ansatz allerdings auch einige Nachteile gegenüber der Leibphänomenologie auf. Erstens versäumt er herauszuarbeiten, dass sich die kulturell spezifische Wahrnehmungskompetenz nicht nur über den Bild-Diskurs vermittelt, sondern auch in den objektzentrierten Körperpraktiken – wie etwa der Fließbandarbeit oder dem Shopping – »eingeübt« und »inkorporiert« wird. Zweitens – und das ist das theoretisch schwerwiegendere Problem – entgeht der Archäologie und Genealogie die Eigenlogik des einmal inkorporierten Wahrnehmungswissens. Wie Merleau-Ponty gezeigt hat, führt jedoch genau diese Eigenlogik dazu, dass sich das Subjekt zwar nicht in allen Welten gleichermaßen zurechtfindet, dafür aber über das Vermögen verfügt, seine Wahrnehmungs- und Handlungsakte »relativ frei« an die gegebenen Umstände anzupassen.

30 | In der Archäologie konzentriert sich Foucault zunächst nur auf einen dieser sozio-kulturellen Bedingungsfaktoren, nämlich den Diskurs, oder wie sich Merleau-Ponty ausdrückt: die »gesprochene Sprache«, räumt aber in seiner »genealogischen Phase« ein, dass auch die »nicht-diskursiven« Praktiken und Artefakte, die unmittelbar auf das körperliche Verhalten einwirken, eine ebensolche subjektkonstitutive Macht besitzen.

Eine Praxeologie der Wahrnehmung, die das komplexe Bedingungsverhältnis zwischen der »objektiven Kultur« und dem impliziten »Wahrnehmungswissen« der Subjekte offenlegen will, muss folglich Elemente aus beiden theoretischen Ansätzen miteinander kombinieren. Von Foucault übernimmt sie die poststrukturalistische These, dass die »äußeren« bilddiskursiven und materiellen Formationen des Dispositivs die konstitutive Grundlage für die Herausbildung eines »Wahrnehmungswissens« bilden, während sie mit Merleau-Ponty die leibphänomenologische Annahme teilt, dass der Leib diese den Artefakten innewohnende sinnliche Ordnung im praktisch-körperlichen Umgang inkorporiert und zu einer dauerhaften, aber relativ flexiblen »perzeptiven Syntax« verdichtet. Auf dieser Basis lassen sich abschließend drei miteinander verknüpfte kulturelle Möglichkeitsbedingungen der Wahrnehmung unterscheiden:

1.) Was in welcher Weise in die Erscheinung treten kann, hängt von den »objektiven« Formationen des jeweiligen Dispositivs ab: den bild-diskursiven Formationen, die bestimmte »Ansichten« nahelegen; der Topologie der Dinggestalten, denen eine Wahrnehmungs- und Gebrauchsweise eingeschrieben ist; den architektonisch-räumlichen Anordnungen, die die heterogenen Elemente in ein relationales Verhältnis setzen; sowie schließlich den körperlichen Praktiken der anderen Subjekte, die anzeigen, welche Wahrnehmungs- und Verhaltensformen als angemessen gelten. In diesem Sinne lässt sich jede Art von »Display« – sei es im Museum, in der Einkaufspassage oder im heimischen Wohnzimmer – als ein Dispositiv verstehen, das bestimmte Wahrnehmungserfahrungen eher wahrscheinlich macht als andere.[31]

2.) Neben diesen situativen Konstellationen spielt das implizite Wahrnehmungswissen des Subjekts, das es in Auseinandersetzung mit den Formationen seiner »angestammten« Welt ausgebildet hat, eine entscheidende Rolle. Weicht diese »perzeptive Syntax« von den sinnlichen Anforderungen des aktuellen Dispositivs erheblich ab, kommt es zu Irritationen oder partieller »Blindheit«. Eine solche – mitunter auch als lustvoll empfundene – perzeptive Überforderung kann beispielsweise schon beim Geschmack einer ungewohnten Speise, in der Konfrontation mit »fremden« Alltagsästhetiken oder auch bei der künstlerischen Dekonstruktion etablierter Anschauungsformen auftreten. Gerade derartige Dissonanzen offenbaren deutlicher noch als die routinierten Praxisabläufe, dass die Welt nicht von jedem zu jeder Zeit gleichermaßen erfahren wird.

3.) Schließlich ist das wahrnehmende Subjekt zwar als eine kulturell überformte, aber dennoch aktive Instanz zu verstehen. Es verfügt über die »relative Freiheit«, sich auf den Wahrnehmungsraum, den das Dispositiv aufspannt, auf verschiedene Weise zu beziehen. Das inkorporierte Wahrnehmungswissen ist also kein starres Raster, das die Sichtweise von vornherein vorzeichnet,

31 | Siehe dazu auch Prinz/Schäfer (2015).

sondern hat eher den Charakter eines variablen Instrumentariums, das verschieden eingesetzt, kombiniert und transformiert werden kann.

Mit der hier entworfenen praxistheoretischen Heuristik kann somit nicht nur aufgezeigt werden, dass das Sehen auf einem notwendig begrenzten kulturellen Wahrnehmungsschema beruht. Sie begründet auch, warum das Subjekt dennoch grundsätzlich dazu in der Lage ist, in Auseinandersetzung mit seiner Umwelt die eigene Perspektive verschieben zu können.[32]

Literatur

Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M.

Bongaerts, Gregor (2003): »Eingefleischte Sozialität. Zur Phänomenologie sozialer Praxis«, in: Sociologia Internationalis 41 (1/2), S. 25-53.

Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Burri, Regula Valérie (2008): »Bilder als soziale Praxis. Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen«, in: Zeitschrift für Soziologie 37 (4), S. 342-358.

Burri, Regula Valérie/Dumit, Joseph (2008): »Social Studies of Scientific Imaging and Visualization«, in: Edward J. Hackett et al. (Hg.), The Handbook of Science and Technology Studies, Cambridge, MA, S. 277-303.

Crossley, Nick (1994): The Politics of Subjectivity. Between Foucault and Merleau-Ponty, Aldershot.

Crossley, Nick (1996): Intersubjectivity. The Fabric of Social Becoming, London.

Crossley, Nick (2004): »Phenomenology, Structuralism and History«, in: Theoria. A Journal of Social & Political Theory (103), S. 88-121.

Dant, Tim (2010): »The Work of Repair. Gesture, Emotion and Sensual Knowledge«, in: Sociological Research Online 15 (3). www.socresonline.org.uk/15/3/7.html vom 03.02.14.

Deleuze, Gilles (1987): Foucault, Frankfurt a.M.

Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1974 [1966]): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1977 [1975]): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1981 [1969]): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1987 [1976]): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1, Frankfurt a.M.

32 | Für eine ausführliche Herleitung dieses Arguments siehe auch Prinz (2014).

Foucault, Michel (1988 [1963]): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1989 [1984]): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit Bd. 2, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1999 [1989]): Die Malerei von Manet, Berlin.

Foucault, Michel (2001 [1967]): »Worte und Bilder«, in: Daniel Defert/François Ewald (Hg.), Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band 1: 1954-1969, Frankfurt a.M., S. 794-797.

Foucault, Michel (2002 [1971]): »Nietzsche, Genealogie, die Historie«, in: Daniel Defert/François Ewald (Hg.), Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band 2: 1970-1975, Frankfurt a.M., S. 166-191.

Foucault, Michel (2005 [1982]): »Subjekt und Macht«, in: Daniel Defert/François Ewald (Hg.) (2004): Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band 4: 1980-1988, Frankfurt a.M., S. 269-294.

Gibson, James J. (1977): »The Theory of Affordances«, in: Robert Shaw/John Bransford (Hg.), Perceiving, Acting, and Knowing. Toward an Ecological Psychology, Hillsdale, S. 67-82.

Göbel, Hanna (2015): The Re-Use of Urban Ruins. Atmospheric Inquiries of the City, London.

Göbel, Hanna/Prinz, Sophia (Hg.) (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur, Bielefeld.

Goodwin, Charles (1994): »Professional Vision«, in: American Anthropologist 96 (3), S. 606-633.

Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität, Wiesbaden.

Gugutzer, Robert (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen, Bielefeld.

Heath, Christian/vom Lehn, Dirk (2004): »Configuring Reception. (Dis-)regarding the ›Spectator‹ in Museums and Galleries«, in: Theory, Culture & Society 21 (6), S. 43-65.

Howes, David (2003): Sensual Relations. Engaging the Senses in Culture and Social Theory, Ann Arbor.

Husserl, Edmund (1976): Husserliana. Gesammelte Werke, Band 6: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, Den Haag.

Kant, Immanuel (1998 [A: 1781/B: 1787]): Kritik der reinen Vernunft, Hamburg.

Latour, Bruno (1990): »Drawing Things Together«, in: Michael Lynch/Steve Woolgar (Hg.), Representation in Scientific Practice, Cambridge, MA, S. 16-68.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.

Marx, Karl (1968b [1844]): »Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844«, in: MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, Berlin, S. 465-588.

McNay, Lois (1992): Foucault and Feminism. Power, Gender and the Self, Cambridge.
Merleau-Ponty, Maurice (1966 [1945]): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin.
Merleau-Ponty, Maurice (1976 [1942]): Die Struktur des Verhaltens, Berlin.
Merleau-Ponty, Maurice (1984 [1969]): Die Prosa der Welt, München.
Merleau-Ponty, Maurice (1986 [1964]): Das Sichtbare und das Unsichtbare. Gefolgt von Arbeitsnotizen, München.
Merleau-Ponty, Maurice (2000 [1948]): Sinn und Nicht-Sinn, München.
Merleau-Ponty, Maurice (2003 [1961]): Das Auge und der Geist. Philosophische Essays, Hamburg.
Merleau-Ponty, Maurice (2007 [1960]): Zeichen, Hamburg.
O'Neill, John (1989): The Communicative Body. Studies in Communicative Philosophy, Politics, and Sociology, Evanston.
Prinz, Sophia (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung, Bielefeld.
Prinz, Sophia/Göbel, Hanna (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur, Bielefeld, S. 9-49.
Prinz, Sophia/Schäfer, Hilmar (2015): Die Öffentlichkeit der Ausstellung. Eine Dispositivanalyse heterogener Relationen des Zeigens, in: Dagmar Danko/Olivier Moeschler/Florian Schumacher (Hg.), Kunst und Öffentlichkeit, Wiesbaden, S. 283-302.
Rancière, Jacques (2006): Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
Röhl, Tobias (2013): Die Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis, Stuttgart.
Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.
Shilling, Chris (1993): The Body and Social Theory, London.
Turner, Bryan S. (1984): The Body and Society. Explorations in Social Theory, London.
Wacquant, Loïc J. D. (1996): »Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus«, in: Pierre Bourdieu/Loïc J. D. Wacquant, Reflexive Anthropologie, Frankfurt a.M., S. 17-93.
Waldenfels, Bernhard (1983): Phänomenologie in Frankreich, Frankfurt a.M.

Die atmosphärische Vermittlung der Moderne

Architektur und Gebäude in praxeologischer Perspektive

Hanna Katharina Göbel

1. Einleitung

Architekturen und Gebäude sind zu einem praxeologischen Forschungsgegenstand geworden, indem sie als dynamische Materialitäten mit einer eigenen Biografie und in ihrem eigenen sozialen Tun berücksichtigt werden. Auch die Weiterentwicklungen von bestehenden Architekturen – das »Bauen im Bestand« und die Um- und Wiedernutzung von brachliegenden Ruinen – geraten hierdurch in den Blick. Es geht um *re-use, re-purposing* oder auch *re-cycling* von Architektur.[1] Vor dem Hintergrund der gesellschaftstheoretischen Diagnosen zur Kulturalisierung und Ästhetisierung der Stadt entwirft der vorliegende Beitrag eine sozialtheoretische Perspektive auf die kulturellen Fertigkeiten und atmosphärischen Kompetenzen von Architekten und Betreibern von *locations* in der Stadt Berlin, die mit der architektonischen Weiterentwicklung von innerstädtischen urbanen Ruinen beauftragt sind bzw. sich dieser annehmen. Ihre Expertise besteht darin, das kulturelle Gedächtnis dieser materiellen Strukturen atmosphärisch erlebbar zu machen. Die Politik dieses Spürbar- und Sichtbarmachens ist Gegenstand der vorliegenden Analyse, mittels derer das praktische Fabrizieren des kulturellen Wertes dieser Gebäude in den Blick geraten soll.

Die Argumentation stützt sich auf einen Ausschnitt aus einer größeren kultursoziologischen Studie zur architektonischen Weiterentwicklung und dem Wiedergebrauch von Ruinen der Moderne (Göbel 2015). Zunächst werden praxeologische Ansätze zu »Architektur« und »Gebäuden« vorgestellt, und es wird aufgezeigt, dass eine Praxeologie des Ästhetischen in dieser Hinsicht bislang unterentwickelt ist (2.). Danach wird unter Rückgriff auf die Architektur-

1 | In der Literatur der Architekturtheorie und Denkmalpflege gibt es keine einheitliche Bezeichnung für das Transformieren von Gebäuden und auch keinen einheitlichen analytischen Begriff (Guggenheim 2011).

theorie eine praxeologische Perspektive zur Atmosphäre von Gebäuden entwickelt (3.). Unter Einbezug der kulturellen Inskription der Ruinenästhetik, wie sie die Memory Studies sichtbar gemacht haben (4.), wird daran anschließend die atmosphärische Vermittlung von zwei Gebäudegedächtnissen anhand der Routine von Besucherführungen durch zwei exemplarisch untersuchte Gebäude rekonstruiert (5.). Schließlich wird im Fazit auch ein Ausblick auf die künftige praxeologische Architektur- und Gebäudeforschung gegeben.

2. Architektur und Gebäude als praxeologische Forschungsgegenstände

In der letzten Dekade sind insbesondere in Disziplinen, die an die Soziologie angrenzen – wie etwa die Anthropologie sowie die Kultur- und Humangeografie –, sozialtheoretische Ansätze für eine Praxeologie von Architektur entstanden. Dies ist auf die lebensphilosophischen Weiterführungen im »Neuen Materialismus/Vitalismus«, die transdisziplinären Science and Technology Studies (STS) bzw. deren Fortführung in der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) und die Assemblageforschungen zurückzuführen, die solch eine Perspektive maßgeblich inspiriert haben. In der Folge des *spatial turn* lösen sich all diese Ansätze von einem statischen Containerverständnis von Architektur, von einer semiotischen Perspektive sowie von einem Verständnis von Architektur als »Spiegel« oder »Abziehbild« (Delitz 2010) des Sozialen, wie sie die kunst- und bildwissenschaftlichen Disziplinen vertreten. Nicht mehr ihre substanzielle Erscheinung oder statische Erfassbarkeit interessieren, sondern was Architektur tut und wie sich Architekturen als Gebäude in Praktiken entfalten und dadurch in ihrer sozial prekären Gestalt über unterschiedliche Existenzweisen sichtbar werden (Gieryn 2002; Jacobs/Merriman 2011). Diese Ansätze durchleuchten Architektur als ein »Artefakt« und entwickeln eine Binnenperspektive auf dessen praktische Komposition als Gebäude, auf die Politik seiner Herstellungsprozesse und die widerstreitenden Kräfte, die es in fortlaufende materielle Aggregatzustände »übersetzen« (Latour/Yaneva 2008). Es geraten dadurch die Stabilitäten und Instabilitäten dieses räumlich ausladenden Gegenstands sowie die damit einhergehenden Beständigkeiten seiner sozio-materiellen Ordnungen in den Blick. Dabei ist zwischen dem Design von »Architektur« im Architekturbüro sowie dem errichteten, genutzten »Gebäude« zu unterscheiden.

»Architektur« im Büro oder Studio der Designer mit ausgewiesener Expertise (Architekt/innen, Planer/innen, Innen- und Außenraumdesigner/innen, auch Künstler/innen) entsteht in den körperlich gebundenen Routinen der fortlaufenden Übersetzung ihrer kompositorischen Bestandteile auf unterschiedliche materielle Träger und mediale Apparaturen – in Zeichnungen, Skizzen

und Notizen, in der computergenerierten dreidimensionalen Darstellung des späteren Gebäudes, aber auch in der Ausgestaltung von Modellen, die aus Pappe, Holz, Schaum und ähnlichen Materialien bestehen. Aktuelle Studien (Yaneva 2009; Farías 2013) haben herausgearbeitet, wie sich diese Routinen als kreative Prozesse der Emergenz und Ausgestaltung eines architektonischen Artefakts manifestieren. Die Routinen sind ebenso an die Interpretation von Archivmaterialien, technischen Reglements (etwa zur Energieeffizienz und Isolierung) und anderen rechtlichen Vorgaben bezüglich des Standorts sowie an die kulturelle »Inskription« von Ästhetiken, Affekten und Stilen gebunden. Dabei wurde deutlich, dass das Artefakt »Architektur« nicht über einen linear organisierten Prozess entsteht, sondern über rekursiv und experimentell organisierte Verläufe und Aushandlungen des Interpretierens, Anordnens, Verwerfens und Wiederaufwertens von praktisch generierten Gestaltungsideen.

»Gebäude« sind bereits errichtete Architekturen, die über Praktiken des Bewohnens, Benutzens, Beschmutzens und eine unendliche Vielzahl an praktischen Zusammenhängen in ihren räumlich ausladenden Konfigurationen stabil gehalten oder »auseinandergezogen« werden. In Anlehnung an den Heidegger'schen Dreisatz »Bauen, Wohnen, Denken« nehmen aktuelle Analysen die Routinen der täglichen Praxis von Nutzern in der Interaktion mit den baulichen, innen- wie außenräumlichen Komponenten in den Blick (Kraftl/Adey 2008). Dabei wird herausgearbeitet, wie Gebäudeteile für spezifische Praktiken »rekrutiert« werden, die das Artefakt immer wieder »anders« gestalten und transformieren. Es geht hierbei einerseits um das Spannungsverhältnis zwischen vorgegebenem, architektonischem Design und den Gebrauchslogiken, die durch Praktiken des Bewohnens entstehen, sowie um vandalistische, künstlerische oder handwerklich entwickelte Nutzungsweisen und Weiterentwicklungen. Auch witterungsbedingte Übergriffe auf Gebäude durch die Tier- und Pflanzenwelt oder durch Natur- und Technikkatastrophen werden dabei berücksichtigt. Öffentlich wie privat genutzte Gebäude insbesondere im urbanen Raum werden in Hinblick auf diese wirkenden Kräfte der Stabilisierung und der Destabilisierung hin untersucht – zum Beispiel Labore der Hochtechnologieforschung, Flughäfen, Wohnmaschinen und Hochhäuser der Industriemoderne, Opernhäuser, Museen und andere Kulturzentren, Universitätsgebäude, Krankenhäuser oder Banken.

Die Beständigkeit eines Gebäudes zeichnet sich in dieser Perspektive in erster Linie durch seine Bodenfixierung aus. Darin unterscheidet es sich von anderen Artefakten des Gebrauchs. Mobile Gegenstände, die von Vertretern der ANT als »immutable mobiles« (Latour 1987: 227ff.) bezeichnet wurden, zeichnen sich durch eine situationsvariable Handhabung aus, in denen ihre Materialität allerdings unveränderlich bleibt. Gebäude hingegen sind »mutable immobiles« (Guggenheim 2009b), das heißt, sie passen sich den »Programmierungen« und »Rahmungen« der Routinen des Nutzens an, sind dabei aber

unverrückbar. Jedoch wurde auch darauf hingewiesen, dass die vermeintliche Immobilität eines Gebäudes in bestimmten Situationen auch aufgehoben wird, bspw. im Rückbau oder Umbau (Adey 2006). Denn ein Gebäude ist nicht an seine Fixierungen gebunden, »a building is always being ›made‹ or ›unmade‹, always doing the work of holding together or pulling apart« (Jacobs 2006: 11). Die zentralen sozialtheoretischen Fragestellungen beziehen sich dabei auf die Herstellung sozio-materieller Ordnungen. Ein Gebäude wird zusammengehalten, wenn es in Bezug auf eine oder mehrere Nutzungen »programmiert« (Shove et al. 2007) ist und diese Programmierung auch einer oder mehreren Typologien entspricht (bspw. Kirche, Schule, Museum, Einkaufszentrum). Wie die praxeologische Auseinandersetzung mit dem statischen Begriff der Typologie aus der Architekturtheorie gezeigt hat, sind solche Klassifizierungen des Sozialen von fragiler Natur, und somit ist auch die Stabilität eines Gebäudetyps dynamisch zu denken. Es finden fortlaufend Programmierungen und dementsprechend soziale »Rahmungen« (Goffman 1977) von Materialität und Sozialität statt, jeweils mit unterschiedlichen hierarchischen, institutionellen und mitunter typologischen Ausprägungen. Die Unterscheidung zwischen formeller und informeller, temporärer oder langfristiger Nutzung wird in dieser Perspektive zur sekundären Prämisse. Analytisch entscheidend ist, *wie* eine Programmierung von Materialität und Sozialität überhaupt entsteht und soziale Wirksamkeit entfaltet. Diese ist als eine fortlaufende, situative »Kette« von unterschiedlichen Programmierungen und Rahmungen zu verstehen, die auch jeweils mit eigenen Definitionen von Stabilität arbeiten (beispielsweise ist für Architekt/innen die Nutzbarkeit eines Gebäudes sehr viel formaler definiert als für Künstler/innen, Aktivist/innen oder Do-It-Yourself-Heimwerker/innen).

3. Die Ästhetisierung der Stadt und die Atmosphären von Gebäuden

Eine körpertheoretische Akzentuierung der vielfältigen Routinen des Herstellens von Architektur und Nutzens von Gebäuden ist in diesem praxeologischen Forschungsfeld bislang unterentwickelt und stellt ein noch weiter auszubauendes, sozialtheoretisches Desiderat dar. Dies betrifft insbesondere die kulturell vermittelten Ästhetiken, die durch die ausladende Gestalt von Architekturen und Gebäuden evoziert werden, die Körper der Nutzer affektiv lenken und ihr Tun beeinflussen (Delitz 2010).

Die gesellschaftstheoretischen Rahmungen der Kulturalisierung und der Ästhetisierung von moderner Architektur und von Ruinen der Industriemoderne geben Anlass zu solch einem sozialtheoretischen Ausbau, da Architekturen und Gebäude, insbesondere im urbanen Raum, maßgeblich von sym-

bolischen wie wahrnehmungsgeleiteten Komponenten strukturiert und stabil gehalten werden. Der in den 1970er Jahren einsetzende Umbau westlicher Innenstädte von Industriestandorten zu »selbstkulturalisierten« (Reckwitz 2012) Landschaften der dienstleistungs- und erlebnisorientierten Spätmoderne war der maßgebliche Anstoß zur symbolischen Wahrnehmung von Gebäuden und Architekturästhetiken der Moderne. Die industrielle Stadt, in der die produktionsorientierte Arbeit in den Innenstädten zu finden und funktional vom Leben und Wohnen am Rande der Stadt getrennt war, wurde mit der Kulturalisierung der Ökonomie aufgehoben. Seit den 1980er Jahren ist die Rede von *kulturellen* Transformationsprojekten der Innenstädte, die zu neuen symbolischen Zentren der Kultur- und Kreativitätsindustrie erklärt werden, wie etwa ehemalige Hafenanlagen, Industriegelände, Fabriken und Manufakturen, ehemalige militärische Bunker und leerstehende Kirchen, ehemalige Mietskasernen der Arbeiterklasse und ungeliebte Plattenbauten der Architekturmoderne, die aufwändig umgebaut werden und das Leben und Arbeiten in der Stadt wieder attraktiv machen sollen. Sie stehen exemplarisch für den Übergang von einer produktionsorientierten Industriemoderne zu spätmodernen Formen der Kulturindustrie, womit sich auch neue sozio-materielle Ordnungen architektonischer Bauten etablieren.

Der neo-marxistisch geprägte Begriff der Gentrifizierung, der in den sozialwissenschaftlichen Urban Studies dominiert, greift in theoretischer wie methodologischer Perspektive zu kurz, wenn es darum geht, die kulturalisierten und ästhetischen Praktiken zur architektonischen Weiterentwicklung und den Wiedergebrauch von Bauten der Industriemoderne zu identifizieren.[2] Eine praxeologische Perspektive, die vor allem die Herstellungsprozesse dieser Ar-

2 | Die seit über zehn Jahren zirkulierenden stadtplanerischen Konzepte und politisch instrumentalisierten Schlagworte wie »creative cities«, »sense cities« oder auch »green cities«, die allesamt eine sinnliche Neuentdeckung und Kulturalisierung des urbanen Raumes, der Architektur und ihrer Atmosphären mit sich bringen, verdeutlichen, dass sich Urbanitäten als ästhetisierte Landschaften gestalten. Die weitverbreitete Ästhetisierungsthese des urbanen Raums in neo-marxistischer Perspektive, die vor allem auf den neoliberalen Charakter des urbanen Designs und der Gentrifizierung abhebt, steht hierbei vor der Herausforderung, diesem »Spektakel« (Guy Debord) in methodologischer wie theoretischer Perspektive zu begegnen: »the shadow of Debord hangs over much of this work and affects the understanding of visuality in particular. Debord insisted that experience in these environments was part of the ›spectacularisation‹ of public life; in other words, a […] hypnotic behaviour […]. Much critical work adopts a broadly semiological methodology, in which the viewer either ›reads-off‹ and interprets the meaning of certain features in the built environment from the processes of their production or from their formal qualities – or fails to do so, and is thus seduced and dazzled.« (Degen et al. 2008: 1908-1912).

tefakte im Blick hat, kann die Urban Studies mittels eines methodologischen Instrumentariums bereichern, das vor allem die ästhetische Politik, die affektiven Strukturen und Ordnungen der sozio-materiellen Transformationen von architektonischem Design und täglichem Gebrauch dieser Gebäude analytisch in den Blick nimmt. Das Verb »to gentry« (dt.: veredeln) zeigt bereits den wahrnehmungsbezogenen Transformationsprozess an, der mit der Wiederentdeckung, -aufwertung, und -umnutzung von bereits bestehenden Gebäuden einhergeht. Diese »old materials«, wie Jane Jacobs sie in ihrem Manifest zur Kritik an moderner Stadtplanung und Architektur *The death and life of great American cities* (1992) bezeichnete, werden in der an den Leitlinien der Kreativität orientierten Spätmoderne zu Designobjekten der Architektur mit dem kulturellen Auftrag der Regeneration von Urbanität und somit zu den zentralen materiellen Artefakten der Ausformung neuer sinnlicher Ordnungen in der Stadt (Degen 2008).

Unter den strukturellen Bedingungen der Ästhetisierung wird insbesondere das Design von architektonischen Atmosphären zum sozialen Leitkriterium (Böhme 2003). Gebäude, die in Routinen des Alltags erlebt werden und in unterschiedlichste Praktiken involviert sind, können deshalb auch im Medium des Ästhetischen analysiert werden (siehe dazu auch Borch 2014). Architekten und Architekturtheoretiker haben zur Qualifizierung der Charakteristika von Gebäuden in leibphänomenologischer Perspektive auf die atmosphärischen Dimensionen hingewiesen: »[W]hat is experienced is the atmosphere, not the object as such« (Wigley 1998: 18).[3] Wie Gernot Böhme (1995; 2006) (in einer an die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz angelehnten Perspektive) gezeigt hat, konstituiert sich die Atmosphäre durch die materiellen wie immateriellen Bestandteile ihrer »Umgebungsqualitäten« und die Wahrnehmungspraxis des Leibes der Nutzer. Die Atmosphäre ist in der Lage, diese beiden aufeinander zu beziehen und die Umgebungsqualitäten zu vermitteln. Sie hüllt den Leib des Nutzers ein, so dass sich die Umgebungsqualitäten des Gebäudes »räumlich ergießen« (Böhme 1995: 29) und den Leib ergreifen können, ohne dass das Subjekt weiß, was es da eigentlich tut. Eine Atmosphäre kann sowohl ästhetische wie nicht-ästhetische Ausprägungen haben, jedoch ist sie für Böhme zuallererst im Sinne des ästhetisch Ansprechenden zu verstehen. Die Atmosphäre eines Gebäudes ist synästhetisch wahrnehmbar, denn nicht nur das Sehen von Innen- wie Außenräumen, sondern auch das Spü-

3 | Der Begriff der Atmosphäre ergänzt in dieser Hinsicht die Diskussion von Affektvität im Rahmen des *affective turn* um eine räumliche Dimension (Pile 2010). Vielerorts wird in diesem Zusammenhang auch von affektiven Atmosphären gesprochen (Anderson 2009), dann allerdings häufig unter Bezugnahme auf Peter Sloterdijks Begriff der Atmosphäre. Siehe zum Überblick über die Atmosphärendiskussion auch Göbel/Prinz (2015).

ren von materiellen Oberflächen, die Erfahrung der Gerüche eines Ortes, der Luft, des Lichts, sowie der akustischen Dimension strukturieren und lenken die Nutzungspraxis. Die atmosphärische Wahrnehmungspraxis, die als eine Nutzungspraxis zu verstehen ist, ist mitunter für die Beständigkeit eines Gebäudes entscheidend.

4. Die soziale Ästhetik von urbanen Ruinen

Das »kulturelle Gedächtnis« (Assmann 2003) von Ruinen der Industriemoderne, die als architektonische Artefakte des Designs wiederentdeckt werden, wird im Zuge dieses Prozesses zum atmosphärischen Alleinstellungsmerkmal und im Gebrauch zu einem sozial relevanten Akteur. In der bisherigen Gedächtnisforschung zur Transformation von urbanen Ruinen, vorwiegend in den Memory Studies, wurde bislang vor allem auf die symbolische Dimension und die Entzifferbarkeit der Vergangenheiten dieser *old materials* hingewiesen (Jordan 2006). Die Bewegung des *loft living* in SoHo im New York der 1960er/70er Jahre ist hierfür exemplarisch zu nennen. In dieser Zeit wurden von Künstler/innen (zunächst illegal besetzte) ehemalige Industrie- und Manufakturgebäude des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu Wohn- und Atelierräumen umfunktioniert. Die Ausbreitung der Bewegung, die sich seit den 1980er Jahren im Zuge der kulturellen Umstrukturierung der Städte zu postindustriellen Zentren ausdifferenzierte, wurde entsprechend von der Soziologin Sharon Zukin (1982) über die Industriesymbolik begründet. Zukin erklärt: »The reason that people develop a sentimental – or a sensual – attachment to the industrial aesthetic is that it is not real« (Zukin 1982: 73). Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem »return to a more manageable past« und der »nostalgia for simpler machines« (ebd.), und schreibt: »[d]reaming of durables, we associate the old industrial materials with even older natural ones« (ebd.). Bei Zukin und ebenfalls in der weiterführenden Literatur bleibt jedoch offen, *wie* sich diese symbolische Interpretation konstituiert und vollzieht und vor allem, wie sich die atmosphärischen Wahrnehmungsfertigkeiten dieses Gedächtnisses ausbilden und die Vergangenheiten überhaupt sozial relevant, das heißt, sichtbar werden.[4]

4 | Die erinnerungskulturelle Praxis ist oftmals eben nicht symbolisch sondern atmosphärisch vermittelt. Die Praktiken des Transformierens von urbanen Ruinen in *locations* in der Szene des Techno-Underground in Berlin, die Anja Schwanhäußer in ihrer ethnologischen Studie systematisch untersucht, zeigen exemplarisch die grundlegende Kritik an dem symbolischen Fokus der Memory Studies auf: »Aleida Assmann hat in ihrer Publikation ›Erinnerungsräume‹ ausführlich beschrieben, wie die Geschichte vergangener Orte in die heutige Zeit hineinreicht und diese prägt und mitgestaltet, allerdings hat

Die ästhetischen Wahrnehmungskonventionen der »Ruine« sind auf die Epoche der Romantik zurückzuführen. Ihre ästhetische Struktur zielt darauf ab, eine assoziative Interaktion mit der/den Vergangenheit/en als Gebäude zu evozieren, diese auf immer wieder andere Art und Weise wahrzunehmen (visuell, haptisch, akustisch, olfaktorisch) und dementsprechende Fertigkeiten des Sehens und eben auch des Hörens, Spürens und mitunter Schmeckens dieser Vergangenheiten auszubilden. Wie Georg Simmel (1998: 123f.) betont, stabilisiert die Ruine die »gegenwärtige Form eines vergangenen Lebens«. Urbane Ruinen lassen sich demnach über ihre mehrdeutige Gestalt definieren. Sie offerieren »multiple affordances« (Edensor 2005: 124), machen also mehrdeutige Aufforderungsangebote zur Wahrnehmung und zu möglichen Bewegungen, Nutzungen, oder Interaktionen mit ihnen. Der Begriff »affordance« geht auf den Gestaltpsychologen James J. Gibson zurück, für den menschliche Wahrnehmung an Materialitäten und Immaterialitäten geknüpft ist: »The composition and layout of surfaces constitutes what [things] afford. If so, to perceive them is to perceive what they afford. This is a radical hypothesis for it implies that the ›values‹ and ›meanings‹ of things in the environment can be directly perceived« (Gibson 1986: 127). In der materiellen Gestalt von Ruinen zeigen sich demnach ambivalente, überlappende und widerstreitende Angebote der Wahrnehmung aus der Vergangenheit des Gebäudes, »which lurk, waiting to break out, bewilder and overwhelm the senses« (Edensor 2005: 124). Dies ist auf die teils unterschiedlichen einstigen Nutzungen, Typologien und praktischen Eingebundenheiten des Gebäudes zurückzuführen, die in der Gestalt der Ruine wahrnehmbar werden. In einem Moment ist eine Ruine bspw. als ehemalige Industriehalle wahrzunehmen, in einem anderen als ehemaliger Clubraum.

Das »Gedächtnis des Ortes« (Nora 1990) ist dementsprechend von entscheidender Relevanz für die Ausgestaltung einer spürbaren Atmosphäre. Es ermöglicht ein wahrnehmungsbezogenes Spiel mit den einstigen sozialen und kulturellen Rahmungen des Gebäudes. Es ist für die Ruine deshalb auch kennzeichnend, dass sich unterschiedliche ästhetische Programmierungen als ehemalige, abgebrochene und nicht mehr relevante Praxisformationen des

---

sie nur die symbolische und nicht die atmosphärische Wirkung beschrieben. [...] All diese Orte sprechen, weil sie mit gesellschaftlicher Bedeutung aufgeladen sind, die jedoch nicht als Sinngehalte oder Inhalte wahrgenommen wird, sondern als Atmosphäre, als etwas, was berührt anstatt zu informieren. Hierin unterscheidet sich die ›Atmosphäre‹ des Orts von dem Gedächtnis des Orts, wie ihn Aleida Assmann beschreibt. Das Gedächtnis des Orts ist dazu bestimmt, die Gesellschaft der Jetztzeit an Vergangenes zu erinnern oder auch zu ermahnen. Die *locations* des Techno-Underground wirken weniger explizit, dennoch sind die Spuren ihrer Geschichte bei dem Partyereignis immer noch zu spüren« (Schwanhäußer 2010: 144-145).

Gedächtnisses zur selben Zeit zeigen können: »Buildings produce distributed times and distributed memories for different constituencies and these distributed times co-exist at the same location« (Guggenheim 2009a: 47). Je nach der jeweiligen Fertigkeit der Wahrnehmenden werden diese umgedeutet, abgelehnt oder überhöht und in neue Programmierungen übersetzt. Die symbolische Entzifferungstätigkeit wird dabei selbst zu einer Wahrnehmungspraxis. Mit der Vergangenheit eines Ortes in dieser Art und Weise zu *arbeiten* und dementsprechende kulturelle Fertigkeiten zur un/gleichzeitigen Wahrnehmung von Vergangenheiten in der Gegenwart auszubilden, charakterisiert Ruinen als urbane Objekte. »Es ist das Material, das maximal determiniert ist – nach hinten –, und maximal offen zur gleichen Zeit, [...] [diese] Offenheit ist aber nur erfahrbar, wenn sie als endlose Rekombinierbarkeit oder Verwandlung von etwas schon Bestehendem erscheint, von etwas, das einen hohen Gestaltfaktor hat« (Diederichsen 2004: 324). Für Architekten und Designer sind es die wahrgenommenen Vergangenheiten und die gleichzeitig kontingent gesetzte gegenwärtige Gestalt der Ruinen, die den Ausgangspunkt atmosphärischer Designarbeit an dem kulturellen, politischen oder ökonomischen Zweck dieser Objekte bilden.

Das Forschungsdesign der Studie, die diesem Beitrag zugrunde liegt, lehnt sich an die Gebäudestudie *The making of a building* von Albena Yaneva (2009) an und konzentriert sich auf die Rekonstruktion des architektonischen Designs und auf ausgesuchte Routinen des Wiedergebrauchs von drei urbanen Ruinen in der Stadt Berlin – das E-Werk Mitte,[5] eine ehemalige Industrieruine, das Café Moskau,[6] ein ehemaliges Diplomatenrestaurant der DDR aus der sozialistischen Architekturmoderne, sowie den bereits abgerissenen Palast der

5 | Das E-Werk wurde Mitte des 19. Jahrhunderts als erstes Elektrizitätswerk in Berlin-Mitte errichtet. Im zweiten Weltkrieg wurde es stark beschädigt. Nach der Teilung Berlins befand sich das Gebäude im sowjetischen Sektor, der Betrieb verlief eingeschränkt. 1973 wurde er eingestellt. Bis 1989 wurde es nicht weiter genutzt. Nach dem Fall der Mauer war von 1993 bis 1997 der Techno-Club »E-Werk« in der Halle C beheimatet. 2000 wurde das Industriegebäude aufwändig saniert und erweitert.

6 | Das Gebäude, zwischen 1960 und 1964 als Teil eines Gebäudeensembles von dem Architekten Josef Kaiser errichtet, zählt zur sozialistischen Moderne. In den 1980er Jahren erfolgte eine groß angelegte Sanierungsphase, in der sich vor allem die innenarchitektonische Gestaltung veränderte und – in der Wahrnehmung der Denkmalpfleger – eine neue Zeitschicht in das Gebäude einschrieb. Textile Materialien wie Teppiche auf dem Boden und an der Wand, schwere Gardinen vor den lichtdurchfluteten Glasfensterfronten in dunklen Rottönen sowie lederbezogene Sofas kamen hinzu, ebenso wie zahlreiche Holzvertäfelungen an den Wänden. Außerdem wurden Räume durch neue Wände verkleinert, die groß angelegten Sichtachsen auf die Karl-Marx-Allee, in den Rosengarten hinter dem Gebäude und in den Innenhof minimiert. Das Gebäude steht seit Beginn

Republik, der das mit bedeutendste Kulturhaus der ehemaligen DDR im Osten Berlins war. Es sind urbane Ruinen, die als Gebäude wiedergenutzt werden oder wurden. Ihre spezielle Ruinenästhetik wurde dabei jedoch explizit beibehalten und es werden Anstrengungen unternommen, diese zu bewahren. Die Betreiber und Gestalter dieser Gebäude waren eine interdisziplinäre Gruppe urbaner Designer, die im Berlin der Nachwendejahre diese Gebäude (zunächst) als improvisierte Clubs, Galerien oder anderweitig *kulturell* zwischengenutzt haben. Die interdisziplinäre Gruppe bestand aus praktizierenden Architekten und Urbanisten, die auch Club- und Galeriebetreiber waren, Künstlern und Kuratoren aus den bildenden und szenischen Sparten sowie Medien- und Designspezialisten. Mit Hilfe von Investorengeldern wurden die Ruinen E-Werk und Café Moskau in den 2000er Jahren erweitert und in voll funktionsfähige Gebäude transformiert, die heutzutage als *event locations* für Veranstaltungen angemietet werden können. Insofern sind die Betreiber als »culturepreneurs« zu bezeichnen (Lange 2007).

Das Argument meiner Studie speist sich aus zweierlei Erhebungen und Auswertungen von Datenmaterial. Über einen Zeitraum von insgesamt zwölf Monaten wurden die Designer, bestehend aus Architekten, dem Betreiber des E-Werks und des Café Moskaus und seinem Team, den Künstler/innen und Kurator/innen der Zwischennutzungsphase des Palastes der Republik, interviewt und ethnografisch begleitet und dabei auch die Interessen der Investoren, die Reglements der Denkmalpflege sowie die politischen Kontroversen um den Erhalt oder Abriss der Gebäude einbezogen. Auf diese Weise wurden die gestalterischen Entscheidungen des Umbauprozesses der Gebäude, der zu diesem Zeitpunkt bereits abgeschlossen war, rekonstruiert.[7] Um zu zeigen, wie sich die atmosphärischen Dimensionen der Gebäude in Routinen des Gebrauchs vermitteln und den ökonomischen Zweck der Gebäude bedienen oder nicht, wurde ethnografisches Material aus dem Nutzungsalltag des E-Werk und des Café Moskau erhoben. Im Folgenden wird überwiegend auf das Datenmaterial zurückgegriffen, das auf Rundgänge durch die Gebäude vor Ort mit den Betreibern selbst und vor allem mit potenziellen Kunden, welche die Veranstaltungsräume mieten wollten, zurückgeht. Dieses wurde mittels soge-

---

der 1990er Jahre unter Denkmalschutz und wurde bis zu seinem Umbau im Jahr 2007 für zahlreiche Zwischennutzungsprojekte genutzt.

7 | Für die Architekten, die nach mehreren Jahren der Zwischennutzungsphasen in beiden Gebäuden beauftragt wurden, die Ruinen wieder in Gebäude zu transformieren, stand an oberster Stelle, unterschiedliche Nutzungsformen und Definitionen von Nutzungen in den gebauten Strukturen zu ermöglichen, da der Zweck beider Gebäude darin besteht, ein ökonomisches Kalkül, nämlich ein Vermietgeschäft der Räumlichkeiten, zu bedienen. Die Logik der temporären Nutzung von Gebäuden wird hier zum Kalkül des Designs inbesondere hinsichtlich des ökonomischen Zwecks des Gebäudes.

nannter »walk-alongs« (Rose et al. 2010) also dem Mitlaufen und Teilnehmen an diesen Rundgängen, erhoben. Zusätzlich werden Interviewsequenzen mit dem Betreiber (RR) und dem leitenden Architekten (MH) hinzugezogen.

5. Gebäude mit Gedächtnis

5.1 Die atmosphärische Vermittlung von »Erzähltiefe« (MH)

Die Praktiken des Identifizierens und Inszenierens von spürbaren, die Assoziation anregenden »Anknüpfungspunkten« (MH) an das Gedächtnis der Industrie- und Architekturmoderne waren während der Umbauphase beider Objekte zentral. Für die Architekten stellen sich die Sichtbarkeiten der Vergangenheiten vor allem dadurch her, dass die »Referenzwelten« (MH) des Gebäudes erlebt werden können. Sie sollen jedoch gerade nicht als eine chronologisch geordnete Struktur spürbar sein, sondern sich zeitgleich und auf Augenhöhe als ein in zeitlicher Perspektive flaches Geflecht von Anknüpfungspunkten an die Vergangenheiten zeigen:

MH: Im E-Werk gibt es Zeitschichten, die einfach aus ganz unterschiedlichen Hintergründen kommen. Sei es die Technikgeschichte, sei es die Technogeschichte [lacht], sei es die Zwischennutzung, sei es die Überformung, seien es Schäden im Krieg, das sind einfach so … [HG: Oder die Industrialisierung im Allgemeinen, ja] Ja, also da werden so Spuren gelegt in so ganz unterschiedliche Referenzwelten.

Die zeitliche Differenz dieser Schichten wird jedoch dennoch zu dem ästhetischen Moment, durch welches sich das Gebäude nach wie vor als urbane Ruine stabilisiert. Die Vorstellung eines urbanen Palimpsestes (Assmann 2010; Huyssen 2003), so wie die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung es konzipiert hat, wird hier zum Ausgangspunkt des architektonischen Designs und des Wahrnehmens von Vergangenheiten in Hinblick auf ihre materielle wie soziale Ausformung genommen. Im E-Werk wurden diese zeitlichen Differenzen in einer die Chronologie neutralisierenden Art und Weise regelrecht ausgestellt und gleichzeitig erlebbar. Ebenfalls in Anlehnung an die kulturwissenschaftliche Diskussion wird die »Spur« (Krämer et al. 2007) auch teilnehmerseitig als materiell oder immateriell spürbarer Anknüpfungspunkt an die vergangenen Referenzwelten des Gebäudes verstanden. Eine Spur ist notwendigerweise fragmentartig wahrnehmbar und stellt immer eine individuelle und assoziative Verbindung mit der Vergangenheit her. Im E-Werk zeigt sich besonders deutlich, wie sich die Spuren der urbanen Ruine entfalten und wie diese gepflegt werden:

1. 4. 2010. RR schließt die Tür zur Halle C auf, sein »Baby«, wie er schmunzelnd zu mir sagt, denn hier betrieb er in den 1990er Jahren den legendären Techno-Club. Die leere Halle C ist bei dem Sonnenschein an diesem Morgen von Tageslicht geradezu durchflutet. Im Sonnenstrahl sieht man Staubkörnchen, die durch die große Industriehalle fliegen. Beim Eintreten in die Halle riecht es etwas modrig. Die Halle ist frisch gereinigt, da am Vortag eine Veranstaltung stattfand. Putzmittelgerüche mischen sich mit dem modrigen Geruch, es sitzen in allen Ecken und Ritzen kleine Erdklümpchen oder Staub, die von Putzkolonnen und Hausmeistern nicht entfernt werden oder die willentlich nicht entfernt werden sollen. Ich bin geneigt, die Löcher in den Wänden zu berühren. RR läuft in der großen Halle umher und zeigt auf dieses und jenes, erklärt und gestikuliert. Ich schaue mich um, drehe mich im Raum. Plötzlich steuert er auf ein ca. 5 cm großes Loch in der Wand neben dem Eingang zu. Da seine Bewegung so abrupt ist, folge ich ihm blindlings. Wir fokussieren es beide, es zeigt sich auf Augenhöhe, wir schauen genau hin. Er steht davor und erklärt, ich höre zu. Es stamme aus der Zeit des zweiten Weltkriegs, ein Einschussloch, man habe es bewusst nicht entfernen wollen, um den Lauf der Zeit zu zeigen. Er stochert mit dem Finger in dem Loch herum. Ein Gemisch aus Beton, Erde, Staub und Backstein bröckelt auf den Boden. Wir schauen diesem Geschehen nach und hängen ebenso beide unseren Gedanken nach. Nach einigen Sekunden reibt er seine Hände und streift sie an seinem schwarzen Anzug ab. Der Dreck hinterlässt einen braunen Streifen auf seinem Hosenbein. Wir gehen weiter. Wenn wir die Stimmen erheben, hallt es in der leeren Halle nach.

Yaneva (2008) hat in ihrer Studie zur Renovierung der alten Aula in Wien die alten Fresken, die sich auf der Baustelle unter einer Wandoberfläche zu sehen geben, als irritierende »Überraschungen« bezeichnet. Ähnliches vollzieht sich auch hier, jedoch sind die Überraschungen, die sich vermitteln, programmiert und nicht zufällig. Die Routinen einer geführten Tour, so wie sie hier abläuft, sind darauf angelegt, die wahrnehmungsbezogenen Irritationen, die etwa durch ein Loch in oder ein Graffiti an der Wand erscheinen, zuzulassen. Sie sind atmosphärische Akteure, die sich nicht nur einmischen, sondern den Lauf der Zeit synchron und eben nicht in chronologischer Perspektive vermitteln. Die Aufmerksamkeit für das Loch in diesem Ausschnitt wird darüber hinaus nicht über das korrekte Abrufen von historischen Ereignissen erzeugt. Das Loch könnte auch aus einer anderen Zeit stammen. Ob es nun speziell aus dem zweiten Weltkrieg stammt oder nicht, ist nicht von größter Relevanz. Die unvermittelte Sichtbarkeit des Loches stellt sich in dieser Situation insbesondere her, da nicht nur die haptische Komponente des Wahrnehmens involviert ist, sondern darüber hinaus der Tageslichteinfall die Atmosphäre konstituiert und somit die Oberflächenstruktur des Lochs noch einmal visuell betont wird.

Die Aufmerksamkeit bestimmt sich hier darüber hinaus über die Dimension des chemischen Geruchs der Putzmittel, der nach der Reinigung des Bodens noch im Raum steht. Tim Edensor hat in seinen Studien zu urbanen Ruinen herausgestellt, dass ihre »dis-ordered and messy« Struktur im Kontrast zu

den »modern smooth and well-regulated spaces of the city« (Edensor 2005: 53) steht. Das Gebäude ist hier als ein Hybrid zwischen Ruine und einem technisierten Veranstaltungsort stabilisiert. In einer Halle zu stehen, die einerseits als Veranstaltungsraum genutzt und dementsprechend reglementiert gepflegt und gereinigt wird, steht hier im Kontrast zu den scheinbar zufällig angeordneten Elementen des Verfalls, die als konservierte Oberflächen einer anderen Zeit vor Augen geführt werden. Der Putzmittelgeruch vermittelt deshalb die Differenz zwischen zwei Routinen des Pflegens und Instandhaltens des Gebäudes durch Putz- und Hausmeistertätigkeiten (Strebel 2011). Zahlreiche Materialitäten des täglichen Gebrauchs (Böden, Türklinken, sanitäre Anlagen usw.) werden hier fortlaufend geputzt und instand gehalten, während zahlreiche Spuren der Vergangenheit explizit ohne spezielle konservatorische Pflegeroutinen bewahrt werden. Ein Gebäude wie das E-Werk ist hier in der Lage, ein »flip-flopping« zwischen unterschiedlichen »modes of existence« (Yaneva 2008: 25) zu betreiben. Der graduelle Unterschied epistemischer Wahrnehmungs- und Nutzungspraktiken des *Gebäudes* und der *Ruine* zeigt sich insbesondere in der ehemaligen Schaltwarte des E-Werks, durch die geführt wird:

1. 4. 2010. Wir betreten die Schaltzentrale des E-Werks in der Rotunde zwischen Halle C und Halle F. Dieser Raum ist im 1. Stock, man betritt ihn über einen modernen, kleinen Fahrstuhl, mit einer verspiegelten Innenwand. RR und ich stehen Seite an Seite im engen Fahrstuhl, die Fahrt ist zu kurz, um überhaupt zu sprechen. Der Fahrstuhl öffnet seine automatische Tür, mit einem Schritt über die Schwelle stehen wir direkt in der Schaltzentrale. Direkt vor uns thront auf einem Podest ein technisches Monstrum aus rostigem Stahl, teils grünlich verfärbt, mit Drehknöpfen, Schaltern, Reglern. Der Raum ist ebenfalls mit Stühlen, die in einer Ecke gestapelt stehen, versehen. Es finden hier eigentlich keine Präsentationen oder Veranstaltungen statt, sagt RR, dafür sei der Raum zu klein, höchstens mal ein Sektempfang und eine kleine Führung. Aber der Raum komme immer gut an, viele Kunden erzählten auch im Nachhinein von dieser Erfahrung. Er weist mir den Weg um die Schaltwarte herum. Ich betrete das Podest und laufe hinter die Schaltzentrale. Hier kann man auf Tuchfühlung mit der Technik gehen, es ist sehr eng, man muss sich etwas bücken, da die Decke sehr niedrig ist, die Warte schließt direkt an die Front der kleinen Fenster an. RR nickt mir freundlich zu. Wir riechen gemeinsam an den alten Kabeln, die ein wildes Netz ergeben, tasten und fühlen Knöpfe unter Staubflusen. Teilweise stammten Kabel noch aus den 1920er Jahren, referiert er. Führungen wären so erfolgreich, weil die Menschen hier fühlen könnten, aus welcher Zeit das Gebäude stamme. Im Fahrstuhl reibe ich mir die Hände, die alten staubig-rostigen Kabel haben ihre Spuren hinterlassen. Ich muss niesen, meine Nase ist irritiert von dem Staub. RR grinst in sich hinein.

Die epistemische Differenz zwischen *Gebäude* und *Ruine* ist in das Design der Schaltwarte mit all ihren kulturellen wie ökonomischen Konsequenzen eingeschrieben. Es vollzieht sich in einer solchen Situation ein permanenter Wech-

sel der sozialen Rahmungen. Während der *Veranstaltungsraum* des Gebäudes zwar schlecht vermietet werden kann, so fasziniert er umso mehr in ästhetischer Perspektive als *Schaltwarte* der einstigen Ruine, die man mittels eines dem Gebäude entsprechenden Fahrstuhls erreicht. Hier wird abermals die zeitliche Differenz zwischen dem gegenwärtigen Gebäude und der einstigen Ruine zum ästhetischen Kalkül. Das Spüren, Riechen, Tasten von Kabeln und Knöpfen wird zum Selbstzweck (Seel 1996), da es Praktiken hervorbringt, in denen die Wahrnehmung auf sich selbst gerichtet ist und sich als ein Sinnenspiel mit den »matters of materiality« (Ingold 2007) stabilisiert, eine »intuitive Erfahrung von Raum« (MH) hervorbringt, die bestehende ästhetische Konventionen des Nutzens von Gebäuden befragt. Über die assoziative Logik, die sich hier einstellt, wird insbesondere deutlich, dass sich atmosphärisch eine »Erzähltiefe« (MH) vermittelt:

MH: Diese Schaltwarte, wo man ja ganz bewusst eigentlich diese alten Steuerpulte drin gelassen hat. Oder auch so'n Raum noch ist drunter, wo man sehen kann, wo die Kabel verliefen. Und dann irgendwie drauf kommt, da haben irgendwie damals vier Leute gearbeitet, um das ganze Ding zu betreiben. Und jetzt sollen 350 da [im Anbau der Schaltzentrale, der für einen Unternehmenssitz realisiert wurde, HG] arbeiten. Da gibt's einfach so Veränderungen, die [Pause], wo aber das interessant ist, das zurückzuführen auf das, was es mal war.

Während die unterschiedlichen Vergangenheiten im E-Werk ko-existent und gleichberechtigt nebeneinander stehen, so zeigt sich die epistemische Struktur des Atmosphärischen im Café Moskau auf andere Art und Weise. Hier wird höchstgradig selektiv an der Sichtbarmachung unterschiedlicher Zeitschichten gearbeitet und dementsprechend vermittelt sich das Gedächtnis dieses Gebäudes als Ruine anders. Die spezifische atmosphärische Kompetenz, eine nicht chronologisch verlaufende Biografie in das Gebäude einzuprogrammieren, wird dabei sichtbar.

5.2 Die Politik der Atmosphäre

Anders als in einem Gebäude wie dem E-Werk, in dem klar voneinander zu trennende historische Horizonte über die neutralisierende Metapher des Palimpsestes identifiziert wurden, provozierte das Café Moskau als ehemaliger sozialistischer Repräsentationsbau einen Disput über den Umgang mit seinem Zeitschichtengedächtnis zwischen der Denkmalpflege, den beauftragten Architekten, den Investoren und dem künftigen Betreiber.[8] Die atmosphäri-

8 | Auf diesen Disput kann an dieser Stelle nicht rekonstruierend eingegangen werden. Nach einer ersten Bestandsaufnahme der materiellen Qualitäten der Ruine, bestand

sche Selektionsexpertise wurde hierbei über die dementsprechenden Diskursivierungen gegen die wissenschaftliche (weil klassifizierende), bewahrende Perspektive der Denkmalpflege ausgespielt, wie sich im Folgenden zeigt.

Aus Sicht des künftigen Betreibers RR und des Architekten MH sollte die Ruine in ein Gebäude der 1960er Jahre zurück transformiert werden. Das Gestaltungsunterfangen im Umbauprozess orientierte sich an der Prämisse, dass die künftige *location* dem einstigen »Ort der Repräsentation« (RR), dem Diplomatenrestaurant Café Moskau in seiner ursprünglichen Form der 1960er Jahre, entsprechen sollte. Die Politik der inkludierten 1960er Jahre wie der damit einhergehenden exkludierten 1980er Elemente vollzieht sich exemplarisch auf den Rundgängen mit potenziellen Kunden, die sich für die *location* interessieren. Sie nehmen an, dass sie einer Veranstaltung historischen Charme verleiht und sich von den üblichen Tagungseinrichtungen unterscheidet. Meist sind es beauftragte Event-Manager, welche die *locations* für einen Veranstaltungszweck vorab besichtigen, um auf Basis dieser Rundgänge eine Entscheidung über die Nutzung zu fällen. Im atmosphärischen Wahrnehmen des Gebäudes und seiner identifizierten Zeitschichten wird eine Vermittlungs-Präferenz für die 1960er Jahre deutlich. Es zeigt sich, dass sich die 1980er Jahre nur schwierig vermitteln lassen, sie werden allenfalls ironisiert:

6. 10. 2010. Ich treffe TR, einen der Event-Manager von RR, vor dem Café Moskau. Er führt heute zwei Event-Managerinnen einer bekannten Event-Agentur durch die Räume. Für 800 Personen plane man eine Veranstaltung im Auftrag eines Kunden, es sollte ein kleines Essen und dann vor allem Party und Karaoke geben. TR kündigt einen systematischen Rundgang durch das Gebäude an. Jedes Geschoss wird über die Rundläufe abgelaufen, von einem Raum in den nächsten. Er schließt jeden Raum auf und zu. […] Wir gehen […] in das OG über die Treppe neben dem Fahrstuhl. TR schließt den Raum »Kosmos« auf. Alle Räume sind nach russischen Satelliten benannt. Er wurde am Tag zuvor nicht als Veranstaltungsraum genutzt. Er ist deshalb aufgeräumt, die Trennwände sind nicht eingezogen, die weißen Vorhänge sind nicht zugezogen, es ist ruhig. Die beiden gehen hinein. A ruft: »Oh, der ist schön!« Die beiden drehen sich auf dem hellen

das Problem in der Auseinandersetzung zwischen den Einschätzungen der Denkmalpfleger und den Interessen der Investoren und des Betreibers darin, eine Entscheidung darüber zu treffen, was überhaupt zu bewahren sei, da die Zeitschichten als zu indifferent wahrgenommen wurden. Der Untersuchungsbericht zweier von der Denkmalpflegebehörde beauftragter Kunsthistoriker kam zu dem Ergebnis, das sowohl die klassifizierten Zeitschichten der 1960er als auch der 1980er Jahre zu bewahren seien: die textilen Elemente und Inneneinrichtungsgegenstände, die im Gebäude seit den 1980er Jahren verstaubten und teilweise schon verfallen waren, ebenso wie die Böden, Fensterrahmungen und Außenfassaden, die den 1960er Jahre entstammten und ebenfalls in einem teilweise modrigen Zustand waren.

Parkettboden und probieren verschiedene Blickwinkel auf den Raum aus. A sagt nach einer kurzen Pause weiter: »Ich finde diese Gitter so toll aus den '60ern oder?« Sie zeigt auf die Stelenkonstruktion an der Fassade am West-Eingang, die durch die großflächigen Fenster sichtbar ist. »Die müssen wir anleuchten!«. SH reagiert »Aber nachts sieht die keiner… «. Wir laufen weiter im OG, stehen nun vor einem Wandmosaik aus den '80er Jahren, in einem weiteren abgetrennten Rundlauf sind einige holzvertäfelte Wandelemente der '80er Umbauten erhalten, teilweise mit textilen Elementen. Es geht um die Frage, ob hier ein Buffet aufgebaut werden kann. Die beiden Damen mustern die Räumlichkeiten, A zeigt auf die Wandvertäfelungen und prustet. SH kichert. »Ein bisschen muffelig«, sagt SH leise. Wir gehen weiter in zwei kleinere Räume. TR weist darauf hin: »Hier kommen wir jetzt zu den etwas ursprünglicheren und charakteristischeren Räumen. Er zeigt auf den Boden, der – wie auch im Raum »Globus« im EG – noch erhalten ist. Auch die in einem hellgelb-beige gekachelten Wände wurden erhalten. Sie rahmen den Boden an einzelnen Passagen der Wand. SH fragt: »Wann ist denn das Moskau erbaut worden?« TR gibt ihr Auskunft: »1961«. »Und wie wurde der Raum nochmal in den 1990er Jahren genutzt?«, fragt SH weiter. TR erklärt, es hätte hier Ausstellungen gegeben, vor allem wurde der Keller aber als Technoraum genutzt. […] Wir gehen die »historische Treppe« (TR) hinunter in das EG, sie ist ein Originalstück aus den 1960er Jahren. Die Denkmalpfleger sind sehr stolz darauf, dass dieses Stück erhalten werden konnte. SH lacht: »Hier riecht es wie früher!« Mit »früher« meint sie die Zeit vor der Wende. Ist sie in der DDR aufgewachsen, frage ich mich. TR wird mich später berichtigen und darauf hinweisen, dass SH aus dem Rheinland stamme und nur ihre Assistentin in der DDR aufgewachsen sei. SH führt weiter aus: »Ich hatte mal eine Veranstaltung im ehemaligen Staatsratsgebäude. Dort hat es überall nach DDR gerochen«. »Ach ja«, wirft TR ein, »das kenne ich auch«. […]

An diesem Auszug wird die Politik des Atmosphärischen exemplarisch deutlich. Die 1960er Jahre sind nicht nur in der Differenz zu den 1980er Jahren in dieser Weise wahrnehmbar, sondern werden auch nur dadurch als atmosphärisch *ansprechende* Zeitschicht sichtbar. Die materiellen wie immateriellen Elemente der 1960er Jahre (Gerüche, Oberflächen, räumliche Anordnungen) werden immer in Differenz zu den 1980er Jahre-Elementen wahrgenommen. Der Geruch der 1960er Jahre ist beispielsweise ein anderer als jener der 1980er, weil er auf andere Materialitäten verweist. Derjenige der 1980er Jahre ist muffig, weil die Textilien staubiger riechen als die Böden und Fensterelemente der 1960er Jahre. Genau durch diese Differenz in der Wahrnehmung wird sichtbar, dass sich die 1960er Jahre *ansprechender* vermitteln als die 1980er. Diese atmosphärische Logik des Klassifizierens von Zeitschichten unterscheidet sich dabei nicht nur von derjenigen der Denkmalpflege, sondern zeigt die kulturellen und vor allem auch politisierten Bedingtheiten des Wahrnehmens auf. Die kulturelle Kompetenz in der Inszenierung von einer derartigen assoziativ erfassbaren Gedächtnisstruktur unterscheidet sich von der konservatorischen

Verwissenschaftlichung eines Gebäudes, wie sie in den Registern der Denkmalpflege betrieben wird. Zwar werden die einzelnen Zeitschichten auch als solche wahrgenommen, jedoch nicht über ein chronologisch erfasstes Register ihrer repräsentativen Erscheinung und symbolischen Bedeutung, sondern durch ihre sinnlich ansprechende Verfasstheit und ihre Angebote zur kulturellen Interpretation und Assoziation. Die Experten für das Design dieses selektiv geformten Gedächtnisses, namentlich Architekt und Betreiber, haben für genau diese Logik des Inszenierens ganz eigene Fertigkeiten des Wahrnehmens ausgebildet. Sie sind sensibilisiert für die ausladende räumliche Gestalt der Architektur und die atmosphärischen materiellen wie immateriellen »Stellendifferenzen im Raum« (Baecker 2005: 32) und wissen deren symbolische »Überschusseffekte« (Baecker 2005: 37) zu managen und soziale Wahrnehmungsordnungen zu erzeugen. Dementsprechend können sie die atmosphärische Übersetzungslogik des historischen Gedächtnisses des Gebäudes differenzieren und erklären:

MH: Da war so dieses piiiuh [zeigt einen Pfeil in den Himmel] in den 60ern… als das gebaut wurde, haben sie den Sputnik da hoch gehängt, das war so ein Geschenk des russischen Botschafters, weil da hatten die das Gefühl: jetzt sind wir vorne. Und das können wir auch allen zeigen. Und wir machen es auf.

MH: Aber dann 1980 irgendwie, das passt schon zeitgeschichtlich. Das war irgendwie ja, Russland, war es schon Breschniew-Ära, da war [Pause] glaube ich irgendwie so ein anderes Verständnis. Also […] Und die Geschichte war dann schon eher so, dass es, naja, das dass einfach so ein bisschen biederer, muffiger, kleinstaatiger, -geistiger wurde. Und ich glaube, genau das wurde da ausgedrückt durch diese Gestaltung auch. Und deshalb war das auch glaube ich nicht die Qualität, die wir jetzt heute irgendwie…

Mit der Vermittlung dieser atmosphärischen Interpretation zweier historischer Situationen werden somit Zeitschichten des Gebäudes selektiv rekonstruiert. Das Gebäude erhält dadurch ein artifiziell gestaltetes Gedächtnis, das vor allem darauf abzielt, sozial wirksame Gebäudeatmosphären hervorzubringen. Die Kompetenz der Expert/innen liegt darin, die atmosphärischen Übersetzungen von kulturellen und politischen Wahrnehmungsmustern in einen die historischen Fakten interpretierenden Rahmen zu übersetzen. Dadurch wird das Design zu einer »moralisierenden« räumlichen Praxis (Zukin 1998). Die Architekten haben für diese Moralisierung einen eigenen Begriff, den der »kommunikativen Rekonstruktion«, »[w]as eigentlich so ein bisschen heißt, die Kommunikation herauszufordern« (MH).[9]

9 | Die Moralisierung richtet sich hier auch gegen das Paradigma der historischen Rekonstruktion in der Architektur, dem im Feld der urbanen Designer der Anspruch auf die

6. Praxeologische Architektur- und Gebäudeforschung: ein Ausblick

Dieser Artikel hat eine praxeologische Perspektive auf das Design von Architektur und die Nutzungsroutinen von Gebäuden aufgezeigt. Wie die bestehenden Forschungen bereits verdeutlichen konnten, erweitern praxeologische Ansätze die dominanten bild- und kunstwissenschaftlich geprägten Analysen der Architekturforschung. Sie bieten Einblicke in die Binnenstruktur dieser Artefakte, zeigen auf, dass vielerlei Kräfte und Akteure darin wirken, und scheuen nicht – wie es etwa die Architekturphänomenologie lange tat –, den Blick auf die ingenieurswissenschaftlichen Komponenten, die rechtlichen Reglements, die technischen Infrastrukturen und die politischen Kontroversen zu richten, die sie stabil halten und ihre Existenzweise sichern. Im Anschluss an die Biografieforschungen zur materiellen Kultur, wie sie in der Anthropologie oder der Wissenschafts- und Technikforschung vorgelegt wurden (Appadurai 1986; Daston 2000), sind praxeologische Architektur- und Gebäudeforschungen in der Lage, das – im vitalistischen Sinne – mannigfaltige Leben dieser räumlich ausladenden Artefakte zu rekonstruieren.

Darüber hinaus hat dieser Beitrag den praxeologischen Blick auf die kulturelle Vermittlung von Ästhetiken in architektonischem Design und Gebäuden des Gebrauchs erweitert. Unter Rückgriff auf die leibphänomenologische Architekturtheorie konnte gezeigt werden, wie sich – am Beispiel der Ruinen E-Werk und Café Moskau – Ästhetiken des Gebauten aus dem Gebäudegedächtnis kulturell vermitteln und den Leib in spezifischen Routinen und Interaktionen atmosphärisch ergreifen.[10] Ein praxeologischer Blick ist hierdurch in der Lage, die neo-marxistischen Ansätze der Gentrifizierungstheorie und der Urban Studies zu erweitern. Während diese ästhetische Erfahrungen als vorsoziale, impressionistische Nebeneffekte oder im Anschluss an Bourdieu als klassenspezifische Distinktionsmerkmale einstufen, rückt mittels einer materiellen Akzentuierung der praxeologischen Perspektive die spezifische Interaktion zwischen dem spürenden Leib, den (im-)materiellen Komponenten des Gebauten und deren kulturellen Inskriptionen in den Mittelpunkt der Analyse. Dies bietet in sozialtheoretischer Perspektive Einblicke in die kompositorischen Prozesse und Ordnungen einer Atmosphäre im architektonischen Design oder – wie hier – in Routinen des Gebrauchs. Der vorliegende Beitrag hat eine spezifische Erweiterung der bestehenden praxeologischen Ansätze um eine atmosphärisch vermittelte Interaktion mit dem Gebäudegedächtnis

Rekonstruktion authentischer Lebensräume unterstellt wird. Dem gegenüber steht die Praxis des selektiven Designs von artifiziellen Gedächtnissen.

10 | Zur praxeologischen Ausarbeitung einer leibphänomenologischen Perspektive nach Merleau-Ponty siehe auch Prinz (2014).

vorgeschlagen.[11] Weiterhin zeigt ein praxeologischer Blick in gesellschaftstheoretischer Perspektive auf, inwiefern dem Gebäudegedächtnis eingeschriebene, moderne Ästhetiken der Architektur (sei es etwa der Industriemoderne oder der sozialistischen Moderne) als atmosphärische Agenten wirken. Wie anhand der Wahrnehmungskonventionen der Ruinenästhetik herausgearbeitet werden konnte, ist es die fortlaufende Auseinandersetzung mit dem Gedächtnis der Industrie- und Architekturmoderne, die die neue architektonische Atmosphäre ausmacht.

Darüber hinaus wird deutlich, inwiefern einer praktisch hergestellten Atmosphäre eine eigene kreative Politik der kulturellen Wertgenerierung eingelagert ist (Gagliardi et al. 2010). Wie hier exemplarisch gezeigt werden konnte, ergreift eine Atmosphäre immer selektiv den Raum, und ihre Bestandteile setzen sich gemäß ihrer kulturellen Inskriptionen in Beziehung zueinander, so dass sich nur spezifische Kompositionen durchsetzen. Insofern bietet eine praxeologische Perspektive Einsichten in die Herstellungsprozesse zur Aufteilung der sinnlichen Ordnung einer Architektur bzw. eines Gebäudes im täglichen Gebrauch. Diese Politik der Komposition unterscheidet sich von klassifizierenden und szientistischen Methoden der Wertgenerierung von Gebäuden, wie sie beispielsweise in der Denkmalpflege angewandt werden. Eine praxeologische Perspektive auf die körperlich-materiellen Herstellungsprozesse des Atmosphärischen kann deshalb auch verfolgen, inwiefern die Praxis des Gebrauchens von Architektur andere, um die Stabilität des Gebäudes konkurrierende Wissensregister befragt und herausfordert.

11 | Die Forschung zur situierten Arbeit von Architekten und Designern *an* und *mit* der Biografie eines Gebäudes hat sich bislang auf deskriptive und diachron angelegte Auseinandersetzungen konzentriert. Praxeologische Ansätze, die auf den materiell-semiotischen Gestaltwandel und eine synchrone Perspektive auf Gedächtnis abheben, beziehen sich vor allem auf die ethnografische Studie von Albena Yaneva (2009) im Architekturbüro von Rem Kohlhaas zum zweiten Erweiterungsanbau des Whitney Museums in New York, in welcher die Auseinandersetzung mit Archivmaterialien und den Kontroversen der 1980er Jahre um die erste Erweiterung im Vordergrund steht. Die kulturellen Fertigkeiten und atmosphärisch wahrgenommenen Dimensionen der Gebäudebiografie/des Gebäudegedächtnisses werden in diesem Zusammenhang nicht herausgearbeitet oder sind schlichtweg in den Praktiken nicht relevant. Auch nicht in Yanevas weiterer Studie (2008) über die Renovierung der alten Aula in Wien, in der auf der Baustelle alte Fresken »überraschen« und die routinisierten Praktiken vor Ort stören und re-konfigurieren. Eine weiterführende empirische Perspektive, die auf die ästhetische Relevanz des Gedächtnisses abzielt, steht deshalb aus.

Literatur

Adey, Peter (2006): »If mobility is everything, then it is nothing. Towards a relational politics of (im)mobilities«, in: Mobilities 1 (1), S. 75-94.

Anderson, Ben (2009): »Affective atmospheres«, in: Emotion, Space and Society 22 (2), S. 77-81.

Appadurai, Arjun (1986): The social life of things. Commodities in cultural perspective, Cambridge.

Assmann, Aleida (2003): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München.

Assmann, Aleida (2010): »Rekonstruktion – Die zweite Chance, oder: Architektur aus dem Archiv«, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte, München, S. 16-23.

Baecker, Dirk (2005): »Atmosphäre als synthetisches Gestaltungsinstrument«, in: Alexander Schmidt/Reinhard Jammers (Hg.), Atmosphäre – Kommunikationsmedium gebauter Umwelt. Essener Forum Baukommunikation, Essen, S. 30-37.

Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M.

Böhme, Gernot (2003): »Contribution to the Critique of the Aesthetic Economy«, in: Thesis 11 (73), S. 71-82.

Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre, München.

Borch, Christian (Hg.) (2014): Architectural atmospheres: On the experience and politics of architecture, Basel.

Daston, Lorraine (2000): Biographies of scientific objects, Chicago.

Degen, Monica/Desilvey, Caitlin/Rose, Gillian (2008): »Experiencing visualities in designed urban environments: learning from Milton Keynes«, in: Environment & Planning A 40, S. 1901-1920.

Degen, Monica Montserrat (2008): Sensing cities: Regenerating public life in Barcelona and Manchester, London.

Delitz, Heike (2010): Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen, Frankfurt a.M.

Diederichsen, Dietrich (2004): »Brachenmusik – Detroit, Bronx, Manchester. Unbezahlbare Romantik und Investitionen in postindustrielle Idyllen«, in: Philipp Oswalt (Hg.), Schrumpfende Städte. Internationale Untersuchung, Ostfildern-Ruit, S. 324-331.

Edensor, Tim (2005): Industrial ruins: Spaces, aesthetics, and materiality, Oxford.

Farías, Ignacio (2013): »Epistemische Dissonanz. Zur Vervielfältigung von Entwurfsalternativen in der Architektur«, in: Ammon, Sabine/Froschauer, Eva M. (Hg.), Wissenschaft Entwerfen? Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur, München.

Gagliardi, Pasquale/Latour, Bruno/Memelsdorff, Pedro (Hg.) (2010): Coping with the past: Creative perspectives on conservation and restoration, Florenz.

Gibson, James J. (1986): The ecological approach to visual perception, Hillsdale.

Göbel, Hanna K. (2015): The Re-Use of Urban Ruins. Atmospheric Inquiries of the City, London.

Göbel, Hanna K./Prinz, Sophia (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur, Bielefeld.

Goffman, Erving (1977): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a.M.

Gieryn, Thomas (2002): »What buildings do«, Theory and Society, 31 (1), S. 35-74.

Guggenheim, Michael (2009a): »Building memory: Architecture, networks and users«, in: Memory Studies 2 (1), S. 39-53.

Guggenheim, Michael (2009b): »Mutable immobiles. Change of use of buildings as a problem of quasi-technologies«, in: Farías, Ignacio/Bender, Thomas (Hg.) (2009), Urban assemblages: How actor-network theory changes urban studies, Abingdon, S. 161-178.

Guggenheim, Michael (2011): »Formless Discourse. The Impossible Knowledge of Change of Use«, in: Candide. Journal for Architectural Knowledge 4, S. 1-28.

Huyssen, Andreas (2003): Present pasts: Urban palimpsests and the politics of memory, Stanford.

Ingold, Tim (2007): »Materials against materiality«, in: Archaeological Dialogues 14 (1), S. 1-16.

Jacobs, Jane (1992): The death and life of great American cities, New York.

Jacobs, Jane M. (2006): »A geography of big things«, in: Cultural Geographies 13 (1), S. 1-27.

Jacobs, Jane M./Merriman, Peter (2011): »Practicing Architectures: Editorial«, in: Social & Cultural Geography 12 (3), S. 211-222.

Jordan, Jennifer A. (2006): Structures of memory: Understanding urban change in Berlin and beyond, Stanford.

Kraftl, Peter/Adey, Peter (2008): »Architecture/Affect/Inhabitation: Geographies of Being-In Buildings«, in: Annals of the Association of American Geographers 98 (1), S. 213-231.

Krämer, Sybille/Kogge, Werner/Grube, Gernot (Hg.) (2007): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst, Frankfurt a.M.

Lange, Bastian (2007): Die Räume der Kreativszenen. Culturepreneurs und ihre Orte in Berlin, Bielefeld.

Latour, Bruno (1987): Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society, Cambridge, MA.

Latour, Bruno/Yaneva, Albena (2008): »›Give me a gun and I will make all buildings move‹: An ANT's view of architecture«, in: Reto Geiser (Hg.), Explorations in Architecture. Teaching. Design. Research, Basel, S. 80-89.
Nora, Pierre (1990): »Die Gedächtnisorte«, in: ders., Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin, S. 11-33.
Pile, Steve (2010): »Emotions and affect in recent human geography«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 35 (1), S. 5-20.
Prinz, Sophia (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung, Bielefeld.
Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität – Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Frankfurt a.M.
Rose, Gillian/Degen, Monica/Basdas, Begum (2010): »More on ›big things‹: building events and feelings«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 5, S. 334-349.
Schwanhäußer, Anja (2010): Kosmonauten des Underground: Ethnografie einer Berliner Szene, Frankfurt a.M.
Seel, Martin (1996): »Ästhetik und Aisthetik. Über einige Besonderheiten ästhetischer Wahrnehmung«, in: ders., Ethisch-ästhetische Studien, Frankfurt a.M., S. 36-69.
Shove, Elizabeth et al. (2007): The design of everyday life, Oxford.
Simmel, Georg (1998): »Die Ruine«, in: ders., Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essais, Berlin, S. 118-124.
Strebel, Ignaz (2011): »The living building: Towards a geography of maintenance work«, in: Social and Cultural Geography 12 (3), S. 243-262.
Wigley, Mark (1998): »The architecture of atmosphere«, in: Daidalos 68, S. 18-27.
Yaneva, Albena (2008): »How Buildings ›Surprise‹: The Renovation of the Alte Aula in Vienna«, in: Science Studies 21 (1), S. 8-28.
Yaneva, Albena (2009): The making of a building. A pragmatist approach to architecture, Oxford.
Zukin, Sharon (1982): Loft living: Culture and capital in urban change, Baltimore.
Zukin, Sharon (1998): »Städte und die Ökonomie der Symbole«, in: Albrecht Göschel/Volker Kirchberg (Hg.), Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur, Opladen, S. 27-40.

Darstellungs- und Erkenntnispraktiken

Die Darstellung der Ökonomie

Überlegungen zu einer empirischen Theorie der Praxis

Herbert Kalthoff

1. Einleitung

Die Prominenz praxistheoretischer Denkschulen geht im Wesentlichen auf Entwicklungen in der Soziologie, in der neueren Wissenschaftssoziologie und in der Philosophie zurück. Nicht zu vergessen ist der (kritisch geprägte) marxistische Diskurs zur Praxis und Praxisphilosophie (etwa Lukács 1970). In der Philosophie waren es insbesondere die Arbeiten von Martin Heidegger und Ludwig Wittgenstein, die jeweils auf ihre Weise das Terrain für ein systematischeres Nachdenken über die Bedeutung und Beschaffenheit von Praxis bereiteten. Martin Heidegger konzipiert Dasein u.a. als eine Welt, in welcher der Mensch und die Dinge untrennbar miteinander verschränkt sind; Dasein ist ebenso eine an sich selbst erfahrbare individuelle Existenz, in der und durch die sich der Mensch entfaltet. Praxis ist für Heidegger in diesem Zusammenhang *Umgang* und *Umsicht* mit der Welt (Heidegger 2001: 66, 69), das heißt ein alltägliches Besorgen und ein alltäglicher Ding-Gebrauch, aber auch Erkennen und Nachdenken. Wir haben es – so die Annahme – als Subjekte immer schon mit etwas zu tun: mit einer Situation oder mit anderen Individuen, mit Objekten oder mit uns selbst. Auch in Ludwig Wittgensteins Spätphilosophie (Wittgenstein 1984) geht es um die Verwendung und damit um das Können einer Sprache oder eines Spiels. In seiner Gebrauchstheorie der Bedeutung wird insbesondere die Vertrautheit mit den Regeln der Verwendung in der Praxis wichtig. Wenn die Bedeutung von sprachlichen Äußerungen in ihrem konkreten, praktischen Gebrauch liegt (Wittgenstein 1984: § 43), dann sind die Bedingungen des Gelingens (oder des Scheiterns) der Gebrauchsweise von Interesse, und zwar im Hinblick auf die sprachinhärente Konstitution einer außersprachlichen Wirkung von Sprechhandlungen. In der neueren Philosophie ist vor allem Theodore R. Schatzki zu nennen, der insbesondere auf Wittgenstein, aber auch auf Pierre Bourdieu Bezug nimmt. Bei ihm sind Praktiken Zusammenhänge von Aktivitäten, die körperlich in mate-

riellen Settings vollzogen werden. Die Aktivitäten sind durch ein praktisches und allgemeines Verstehen, durch Regeln, Grundsätze und Instruktionen sowie durch Ziele und Absichten, Gefühle und Stimmungen geprägt. Diese innere Organisation verleiht Praktiken ihren Sinn und macht sie für andere erst verständlich. Schließlich vollziehen sich – so Schatzki – Praktiken stets inmitten materieller Arrangements, welche diese erst ermöglichen, aber auch eingrenzen. Wichtig ist dabei, dass Schatzki Ziele etc. nicht individuellen Akteur/innen zurechnet, sondern als Merkmale von Praktiken definiert (Schatzki 1996; 2002). Ferner sind hier für die soziologische Diskussion verschiedene praxistheoretische Entwürfe oder Ansätze zu nennen und zwar insbesondere Großtheorien (Pierre Bourdieu, Anthony Giddens) und Mikrosoziologien (Erving Goffman, Harold Garfinkel). Diese Schulen aktivieren ihre eigenen theoretischen Bezugspunkte wie etwa den Pragmatismus und die Phänomenologie, den Strukturalismus und Sprachphilosophien (ausführlich Reckwitz 2000). Wissenschafts- und Techniksoziologien, aber auch machttheoretische Ansätze, sind hingegen weniger praxistheoretisch orientiert, sondern können als »Theories of Arrangement« (Schatzki) verstanden werden.

Dieses heterogene soziologische Projekt Praxistheorie ist ein theorieplurales Unterfangen mit seinen Inkonsistenzen und Widersprüchen, sich ergänzenden und inkompatiblen Vokabularien sowie unterschiedlichen empirischen Vorlieben respektive Strategien, die in ihrer Umsetzung selbst noch einmal Theorie vollziehen. In den verschiedenen Soziologien (und auch anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen) hat sich das praxistheoretische Denken etabliert – etwa in der Bildungssoziologie (bspw. Alkemeyer et al. 2015) oder in der Wirtschafts- und Finanzsoziologie (bspw. Kalthoff 2011). Trotz dieser Etablierungen und empirischen Umsetzungen ist aus meiner Sicht nicht zu übersehen, dass die konzeptionellen Bemühungen der vergangenen Jahrzehnte, den Praxistheorien eine klarere Kontur zu geben (Reckwitz 2000; Schatzki et al. 2001; Schäfer 2013), in eine Phase geraten sind, die ein erneutes Nachdenken sinnvoll erscheinen lässt. Allein die im Umlauf befindlichen Begrifflichkeiten – die Rede von Praxis, Praktiken, Praxen, Praktik, Praxeografie, Praxeologie – deuten darauf hin, dass dieses theoretische Experiment fruchtbar gewesen ist, aber auch etwas Ratlosigkeit erzeugt und hinterlassen hat. Und das Konzept der Praxis selbst? Erkennbar ist, dass es praktikabel ist, denn es wird in der Literatur relativ frei sowohl als das Erklärende als auch als das zu Erklärende verwendet. Dennoch wirft es in seinen Elementen auch Fragen auf. Zu den Elementen zähle ich das Handeln und seine Variationen, die Umsetzung von Regeln und Befindlichkeiten, Ziele und Gefühle. Schließlich die materielle Basis der Praxis: Soziale Praxis ist untrennbar mit Artefakten, Objekten, Zeichen, Substanzen etc. verbunden. Die Welt des Daseins und die Welt der Dinge formen – folgt man Martin Heidegger (2001) – eine nicht hintergehbare Einheit. Die Bedeutung der Dinge

trägt die Welt des Daseins an sie heran, ebenso die Vorstellung davon, wie sie gebraucht werden können. Die Dinge (»Zeug«) haben verschiedene Möglichkeiten zu sein – sie verweisen also auf mögliche Weisen des Gebrauchs und diese Verwiesenheit ist *a priori* gegeben. Zugleich verlangen sie dem besorgenden Umgang mit ihnen auch etwas ab, und zwar das Wahrnehmen und Erkennen dessen, wofür Dinge nicht gut geeignet sind. Aus diesen Anforderungen an den Umgang mit Dingen ergibt sich eine Grenze ihrer Verwendungsmöglichkeit; diese Grenze aber setzt der Mensch (das Subjekt) in seinem und durch seinen Gebrauch.

Im Folgenden gehe ich am Beispiel ökonomischer Darstellungen auf diese Themen ein. Zunächst skizziere ich die aus meiner Sicht zentralen Formen, in denen die ökonomische Welt dargestellt wird. Der Fall, an dem ich diese Frage explizieren möchte, sind Finanzinstitutionen, die auf ganz unterschiedliche Weise auf ganz verschiedenen Märkten ökonomisch handeln. Ich werde darlegen, dass sich diese Darstellungen soziologisch nur erschließen lassen, wenn die Praxis des Darstellens in den Blick genommen wird (2.). Daran schließe ich eine Diskussion der skizzierten Elemente der Praxis auf einer allgemeineren Ebene an. Hier werde ich auf den Handlungsbegriff, die Befindlichkeit und insbesondere auf die Materialität sozialer Praxis eingehen (3.).

2. Darstellungsweisen des Ökonomischen

Die Frage, wie Finanzinstitutionen ihre Investitionsentscheidungen treffen, führt schnell zu dem Umstand, dass Finanzinstitutionen die ökonomische Welt ›dort draußen‹ auf verschiedene Arten und Weisen innerhalb ihrer Organisationen methodisch verfügbar machen, das heißt darstellen. Hierzu greifen sie auf die ökonomische Selbstdarstellung der Akteure zurück (etwa Bilanzen) oder entwerfen eigene Fremddarstellungen; dies geschieht oft auf der Basis selbst erzeugter oder erworbener Informationen. Die Darstellungen ökonomischer Sachverhalte sind ein zentraler Bestandteil des Handels auf den Finanzmärkten; das Tätigen von Transaktionen, das Beobachten des Marktes, die Bewertung von und die Entscheidung für Investitionen – alle diese Praktiken sind in die Darstellungen eingebettet. Mit ihnen versuchen die Teilnehmer alltäglich und wiederkehrend ihr zentrales Handlungsproblem zu lösen: Was ist eine sinnvolle Investition und was nicht? Welchen Informationen kann man trauen und welchen nicht? Welche anderen Akteure sind sichtbar oder unsichtbar im Spiel? Hiermit reagieren die Teilnehmer (1) auf das volatile Geschehen der Märkte, (2) auf die alltäglichen Entscheidungen, deren Tragweite sie nicht immer voraussehen können, (3) auf die Einführung neuer Finanzprodukte, die oft an anderer Stelle entwickelt und erprobt worden sind und (4) auf die Anwendung neuer Tools, die eine einfache Oberfläche für den Vollzug des Fi-

nanzhandels bieten, aber das Kalkulieren und Modellieren in der Tiefe der Software verborgen halten. Diese und weitere Aspekte werfen Fragen auf, die Antworten von den Handelnden erfordern, die aufgrund lokaler Bedingungen und Traditionen sehr unterschiedlich ausfallen. Dass Entscheidungen über Finanzinstitutionen unterschiedlich ausfallen, hat u.a. mit risikoaffinen oder risikoaversen Handlungsmustern sowie mit Konjunkturen bestimmter Produkt- oder Investitionsmoden zu tun. Drei Formen der Darstellung lassen sich unterscheiden: die technische Darstellung, die zeichenförmige Darstellung und die körperliche (mündliche, gestische) Darstellung; auf die Darstellung durch Architektur gehe ich nicht ein.

2.1 Darstellung durch Technik

Unübersehbar ist, dass Finanzmärkte durch die Revolutionen in den Informations- und Kommunikationstechnologien in der Weise ermöglicht werden, wie wir sie heute in ihrer geradezu unüberschaubaren Dynamik kennen: vom Ticker des 19. Jahrhunderts über Infrarot-Übertragungen auf dem Chicago Board Options Exchange (CBOE) bis hin zu algorithmisch gesteuerten und automatisierten Preisfindungs- und Handelsmechanismen an den Börsen. Diese technischen Artefakte erlauben es, überhaupt zu handeln und zu kalkulieren. Ihr Hintergrund sind große technische Systeme (Hughes 1989) mit eigenen Satelliten- und Telefonleitungen, die etwa ein Einwählen über eigene Kodes und Erkennungen ermöglichen. Diese enorme technische Infrastruktur steht ferner für ein permanentes Sichern und Konzentrieren der Daten in den Firmenzentralen sowie für ein permanentes Updaten der lokalen Bildschirme im globalen Netzwerk der Bankenwelt und Finanzmärkte.

Diese Technologien der Prozessoren und Monitore, der (Funk-)Verbindungen und Serverzentren erlauben aber nicht nur den Handel in Sekundenschnelle, sondern auch die Beobachtung eben dieses operativen Geschäfts. Dies ist möglich, da die gerade erst getätigte Transaktion auf den Bildschirmen erscheint – eingearbeitet beispielsweise in die Bewegung der Börsenkurse, die ihrerseits ausschließlich in Zeichenform vorliegen. Der Bildschirm zeigt also etwas und drängt sich – medientheoretisch betrachtet – selbst nicht in den Vordergrund, sondern neutralisiert sich. Zugleich sind diese Technologien nicht nur erforderlich, um überhaupt handeln und beobachten zu können, sie haben auch eine symbolische Qualität. Denn sie umgeben die Finanzmarktakteure mit der Aura der kühlen technischen Präzision; sie suggerieren die Allverfügbarkeit, Transparenz und Behandelbarkeit von Daten und Informationen, und sie sorgen für eine zeitlich beschleunigte Synchronisierung der Akteure und auch für ihre Anonymisierung im Verfahren. Gleichwohl ist der Status der Subjekte – je nach Markt, Produkt und Handelsgeschwindigkeit – auf die Beobachtung und Bedienung der Apparate reduziert. Mit Heidegger (1954) kann

man diese Konstellation auch als »Gestell« verstehen: Es reduziert die menschlichen Teilnehmer auf bestimmte Funktionen, und es konstituiert den Markt durch die technische Apparatur und deren Beobachtungsmöglichkeiten.

Die technischen Objekte ermöglichen die Darstellung der Finanzmärkte, Aktienkurse, Unternehmen, Branchen etc. und machen sie in dieser Form verfügbar. Das heißt: Sie können beobachtet und bearbeitet werden. Allerdings suggerieren diese Artefakte auch, dass das, was sie zeigen, nicht der Effekt einer mechanischen Apparatur ist, sondern das Reale widerspiegelt. Diese Geräte und Objekte verdecken also – um ein Argument von Jonathan Crary (1996: 136) aufzugreifen – ihren eigenen Herstellungsprozess sowie die Konstruktivität, die in den Daten steckt, die sie hervorbringen und zeigen.

2.2 Darstellung durch Zeichen

Die semiotische Darstellung des Ökonomischen ist geläufig, denn man findet sie auf den Wirtschaftsseiten der Tageszeitungen, in den Fernsehnachrichten oder in den Geschäftsberichten der Banken und Börsen: In Grafiken, Tabellen und Texten werden wirtschaftliche Entwicklungen, Entscheidungen und Zusammenhänge visualisiert und verständlich gemacht. Anlehnend an Niklas Luhmann ließe sich sagen: Alles, was Finanzinstitutionen über die Welt der Finanzmärkte wissen, wissen sie über Medien, in denen ökonomische Praktiken, Finanzprodukte und Relationen dargestellt werden. Die Darstellung der ökonomischen *performance* geschieht also semiotisch, durch Zeichen – und diese Zeichen stammen aus dem Repertoire der alphabetischen, mathematischen und grafischen Schriften. Das heißt auch: Die ökonomische Welt präsentiert sich auf den Finanzmärkten nicht direkt in dinglicher Form, sondern nur in und durch Repräsentationsmedien, die das Abwesende zur Darstellung bringen. Zeichen als Repräsentationsmedien fungieren gewissermaßen als Mittler zwischen der Welt, die sie repräsentieren sollen, und der Welt, in der sie repräsentiert werden.

Die Repräsentation ökonomischer Sachverhalte geschieht durch Dokumente, die in digitaler oder Papierform verfügbar sind und zirkulieren. Die Frage ist nun, wie die Herstellung dieser Dokumente zu verstehen ist: Wird hier ökonomische Wirklichkeit abgebildet oder liegen diesen Darstellungen Konventionen, Vereinfachungen, homogenisierte Standards etc. zugrunde? Ich gehe von folgender Überlegung aus: Auf der ersten Ebene hat man es mit wirtschaftlichen Praktiken zu tun, bei denen Entscheidungen unter Bedingungen der Ungewissheit zentral sind, eine Ungewissheit, die sich auch im Innern der Finanzorganisationen fortsetzt. Hier muss tagtäglich auf der Basis von Darstellungen – die Teilnehmer sprechen von »Informationen« – über Transaktionen und Investitionen entschieden werden. Auf der zweiten Ebene gibt es dann die Arbeit an den Darstellungen, die den Entscheidungen zugrunde liegen.

Für Teilnehmer, die Investitionsentscheidungen treffen, ist die Überzeugung wichtig, dass die Darstellung der ökonomischen Wirklichkeit – wie kontingent auch immer – etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat (Rottenburg et al. 2000). Diese Überzeugung bewegt sich aber in Bezug auf die Qualität der »Information« laufend auf ungewissem Terrain; in Bezug auf die Darstellungsverfahren führt die Kontingenzunterstellung – systemtheoretisch formuliert – zu einer Dauerirritation.

Dass wirtschaftliche Praktiken, Transaktionen oder Sachverhalte repräsentiert werden können, liegt daran, dass es eine Arbeit am Dokument gibt. Diese Arbeit ist ein zentraler Bestandteil internationaler Finanzinstitutionen, der kontinuierlich und permanent in den Handelsräumen und in den rückwärtigen Büros (»Backoffices«) oder vorangehenden Design- und Entwicklungsbereichen abläuft und gegenwärtig ist. Diese Praktiken des Repräsentierens greifen auf numerische und mathematische, grafische und auch kartografische Formen zurück, die ihrerseits i.d.R. technisch als Software vorliegen. Der Gebrauch dieser technisch verfügbaren Formen aktiviert auch die in diesen Formen enthaltene Vorstellung darüber, wie eine Darstellung auszusehen hat (etwa eine Tabelle), wie sie komponiert ist, was sie glaubwürdig und überzeugend macht. Die Arbeit an der Darstellungs*form* verweist darauf, dass sie theoretisch induziert ist und keine neutrale, dem Dargestellten nichts hinzufügende Weise des Präsentierens ist. Die Darstellung bildet somit die ökonomische Welt nicht einfach ab, sondern legt eine bestimmte Sicht auf sie nahe.

Die Herstellung dieser Dokumente und Werkzeuge verstehe ich als eine Aktivität, die ökonomische Praxis nicht abbildet, sondern als eine ihrerseits Realität erzeugende und damit als eine Wirklichkeit einsetzende Praxis. Grundlage dieser Arbeit an der Repräsentation ist eine Infrastruktur mit verschiedenen Elementen: (1) eine Vielzahl von Konzepten, mit denen Produkte, Transaktionen, Kennziffern sprachlich benannt und vor allem unterschieden werden können, (2) Darstellungsformate (wie Tabellen, Listen, Kurven, Diagramme etc.) sowie (3) Berechnungsverfahren, von einfachen arithmetischen Operationen bis hin zu komplexeren mathematischen Wahrscheinlichkeiten. Für die (Finanz-)Soziologie ist insbesondere die Praxis des Programmierens wichtig, also die Herstellung von Software, die für bestimmte Produkte des Finanzmarktes vorgesehen ist (etwa der Handel mit Derivaten). Hier lässt sich im Detail beobachten, welche Annahmen in die Software eingehen, wie (Mikro-)Algorithmen mit ihren Entscheidungsbäumen und finanzmathematische Formeln geschrieben und in Programmiersprache übersetzt werden (Kalthoff/Maeße 2012). Man kann dann beispielsweise zeigen, wie ein Modell oder eine Gleichung in einzelne Schritte zerlegt, nacheinander in die Programmiersprache übertragen und bei jedem Schritt solange getestet werden, bis sie – aus Sicht der Teilnehmer – richtig funktionieren. Man kann ferner die Implementierung in der Finanzinstitution beobachten, die diese Software

in Auftrag gab, und wie das Funktionieren der neuen Software in Form eines Probehandelns beobachtet wird. Hierzu wird das operative System in das Testsystem kopiert, das dann simulierende Abläufe ermöglicht.

Mit dieser Arbeit an der Repräsentation werden Finanzmärkte und andere Regionen der Wirtschaft neu konstituiert. Mit der These der Neukonstitution nehme ich an, dass die empirische Welt in eine andere Darstellungsform gebracht wird und damit neu entsteht. Die externe Welt des Ökonomischen muss in diesen Darstellungsmedien und damit in semiotischer Form präsent gemacht werden, um für die Akteure überhaupt verfügbar und auch modellierbar zu sein. Es geht also nicht um den Verlust des Empirischen, sondern um seine Transformation. Wenn man so will, ist die zeichenförmige Darstellung ein Hinweis darauf, dass das Ökonomische *noch einmal gemacht* wird bzw. noch einmal gemacht werden muss, denn nur in dieser parallelen Zeichenwelt sind weitere Operationen, Handlungen, Tauschakte etc. anschließbar.

2.3 Darstellung durch den Körper

Neben den technischen und anderen Artefakten bewohnen menschliche Akteure die Welt der Finanzinstitutionen und der Finanzmärkte. Sie sind es, die die technischen Geräte bedienen, Darstellungsformate, Modelle und Berechnungsverfahren laufend für ihre Zwecke nutzen und umformen. Zugleich operieren sie in dem Rahmen, der ihnen von den Artefakten, Programmen und Formaten vorgegeben wird. Diese Praxis ist nicht als einfache Anwendung einer technischen oder mathematischen Regel zu verstehen, sondern als Verwendung in der Praxis, in der immer Verstehen und Interpretation mitläuft. Wichtig ist, dass die Teilnehmer ihr Verhältnis zum Markt körperlich ausagieren. Dies kann mündlich durch Interpretationen von Zahlen geschehen oder durch Ausrufe bei stark schwankenden Kursbewegungen. Neben der Sachlichkeit des ökonomischen Rechnens sind regelmäßige mündliche Aushandlungen, aber auch expressives Schreien, Rufen und körperliches Ausagieren von Gefühlen beobachtbar. Die Akteure leiden körperlich angesichts sinkender Kurse und Verluste auf den Märkten, oder sie freuen sich über den realisierten Gewinn oder den getätigten Deal. Diese emotionale *Geladenheit* ökonomischer Tauschsituationen entsteht dort, wo das Tauschobjekt selbst kein Neutrum, sondern ein – im Freud'schen Sinne – *besetztes Objekt* ist. Ein kurzer Auszug einer sehr laut und emotional geführten Konversation zwischen einem Devisenhändler und dem Marktgeschehen auf dem Bildschirm:

A: … Mist! Mist! 350 biete ich. Mist, verflucht!
B: Hey!
A: Okay, okay. Ich kotze gleich. Hier steht kein Preis, und dann fordern sie nur Mist. Ich würd am liebsten nach Hause gehen.

OFF: Ninety three five, ninety three five
A: Jesus, um Gottes Willen, ich bete dich an. Biete, biete! Hau den Markt auf 3,30! Was ist das für ein Markt?! Was sind das für Infos, Infos, Infos?! Oh nein! ...
(Quelle: eigene Forschung)

In dieser Situation sinkender Währungskurse ist der Raum der Devisenhändler mit einem andauernden Piepton erfüllt, mit dem die Rechner diese negative Entwicklung akustisch wahrnehmbar machen. Über den alarmierenden Piepton legt sich eine Stimme aus dem *off*, die die aktuellen Kurse durchgibt. Durchdrungen ist diese akustische Szenerie von den Kommentaren der Devisenhändler und auch Investmentbanker, die aus dem benachbarten Investment Banking herbeieilen. Das Beispiel zeigt, wie ein Devisenhändler seiner Ohnmacht gegenüber der Marktentwicklung, fehlenden Preisen und mangelnden Informationen sprachlich und körperlich Ausdruck verleiht; sein Gestikulieren, sein Kopfschütteln und sein starrer Blick auf den Bildschirm drücken diese Anspannung körperlich aus. Seine Instrumente der technischen Kommunikation und der Analyse sind in diesen Momenten gegenüber einem rapide fallenden Kurs unbrauchbar geworden. Ihm bleiben zunächst nur die Beobachtung und die lautstarke, körperliche Kommentierung. Dieses akustische System, das das optische System der rechnergestützten Darstellungen ergänzt, erfüllt aber auch den sozialen Zweck der Informationsverteilung: Es informiert die Anwesenden über das aktuelle Geschehen und bietet eine Kulisse für das dramatische Geschehen auf den nur elektronisch verfügbaren Märkten. Die Aufführung dieser Emotionen ist zugleich eine bewusste Regelverletzung, denn sie kennt – in Differenz zur alltäglichen Kommunikation – keinen Adressaten. So sind diese Ausrufe auch körperlich dargestellte ritualisierte Akte, mit denen in einer Art Selbstgespräch den eigenen Gefühlen Ausdruck verliehen werden kann (Goffman 1981: 78f).

Ein anderer Fall sind mündliche Aushandlungen zwischen Akteuren. Das körperliche Tun ist hier Sprechen und Hören, das sich in der Sprache als Darstellungsmedium vollzieht. Nicht selten werden diese Aushandlungen auf der Basis schriftlicher Dokumente und mittels Telefon zwischen den Zentren der Bank und ihren lokalen Einheiten durchgeführt. Eine Besonderheit dieser Ohr–zu–Ohr–Kommunikation ist es, dass die sinnliche Wahrnehmung des anderen auf das beschränkt ist, was zu Ohren kommt. Unmöglich ist es beispielsweise mit den Augen zu lesen, der Mimik des anderen, seinen Blicken und Bewegungen zu folgen. Eine solche Telefonkonferenz:

Bz1: ... You mentioned investors. [...] Is that a big western European company or is it widely spread?

Tg1: They are widely spread. We don't have any information that big part of the shares belongs to one company.
Bz1: Is it possible that the owner sells more of its shares?
Tg1: In the future? ((Tg2 blättert in Unterlagen))
Bz1: Yeah. In the near future.
Tg1: As we know he will not sale the majority of his shares.
Tg2: He wants to keep it. ((im Flüsterton zu Tg1))
Tg1: He wants to keep it.
Bz2: Okay. You mentioned in the rating...
(Bz: Bankzentrale; Tg: Tochtergesellschaft der Bank; Quelle: eigene Forschung)

Verschiedene Sachverhalte werden in diesem Auszug erkennbar: Es wird erstens deutlich, dass hier ein geregelter sprachlicher Austausch vonstattengeht, der in einer offenbar sachlich-nüchternen Folge von Fragen und Antworten besteht. Kontrollierte Körper und Gefühle: keine Schreie, keine Rufe, keine Ausfälligkeiten. Auf der Basis einer schriftlichen Dokumentation, die von den Risikoanalysten einer Tochtergesellschaft erstellt und verschickt worden ist, versuchen die Risikomanager der Bankzentrale die Bedingungen des Geschäfts zu ermitteln. Zahlen und Informationen sollen die Frage klären helfen, mit welchen Akteuren die Bank es zukünftig zu tun bekommen könnte. Diese Ungewissheit lässt sich offenbar nicht allein durch die Lektüre der Zahlenwerke klären, sondern bedarf der direkten mündlichen Kommunikation darüber, was in der Dokumentation eigentlich zu lesen sein soll und worüber sie keine Auskunft gibt. In den Zahlen können sich Risiken verbergen: Die Grafiken können geschönt und die Beurteilung des Geschäfts kann fehlerhaft sein. Zweitens wird ein Wechselspiel der Sprecher erkennbar: Bankmitarbeiter wechseln vom Hintergrund in den Vordergrund, vom Modus des Schweigens und Zuhörens, Lesens und Initiierens, in den Modus des Sprechens. Das heißt, dass parallel zum aufgeführten Gespräch einige Nebengeschehen stattfinden, in denen ratifizierte Akteure engagiert sind. Abwechselnd beobachten sie das Geschehen, sorgen für Zeugenschaft und soufflieren Antworten, die die eigene Position plausibilisieren sollen (Goffman 1981: 124ff.). Drittens wird in dieser Sequenz ein bestimmtes Schema erkennbar: Fragen und Antworten, Rückfragen und Kommentare wechseln sich ab. Diese Frage-Antwort-Kommentar-Struktur erlaubt es, beispielsweise mit einer Frage immer fortzusetzen, neue Themen aufzubringen, alte Themen zu reformulieren. Der Ablauf dieser skizzierten Aushandlungen entspricht keinem herrschaftsfreien Dialog; er findet seine Grenze in dem strikten hierarchischen Gefüge der Finanzinstitution. So steht es den lokalen Risikoanalysten beispielsweise nicht zu, selbstständig zu entscheiden. Ihnen obliegt es vielmehr, Rede und Antwort zu stehen, zuzuhören und zu schweigen, aber nicht, viele Fragen zu stellen. Gleichwohl sind sie es, die ihre Absichten und Interessen in der Dokumentation des Geschäfts

(wissentlich) verbergen können. Indem sie das Geschäft schriftlich dokumentieren, verbergen sie wichtige ökonomische Aspekte. Und so sind die Risikomanager der Zentrale immer wieder auf das Wissen und die Kooperation der lokalen Risikoanalysten angewiesen. Denn sie kennen das Unternehmen, haben die Geschäfte mit angebahnt und begründet.

Diese Aushandlungen verweisen auf sich selbst als formale Verfahren (Rottenburg 2002): Sie lassen verschiedene, sachlich begründete Einschätzungen und Interpretationen, Korrekturen und Irrtümer zu. So wird auf diese Weise ein geteiltes Wissen in der Organisation verfügbar gemacht und dokumentiert. Damit dies auch funktioniert, lässt die Bank als Organisation ihre Mitglieder das sprechen, was sie, die Organisation, vorgesehen und vorformuliert hat – etwa in den Manuals zur Unternehmensbewertung. Das heißt auch, es wird immer schon erwartet, dass bestimmte Fragen gestellt werden. Nicht verhandelt wird allerdings die Darstellung selbst, denn sie liegt als standardisierte und verbindliche Form vor. Und es gelingt den Teilnehmern auch immer wieder, Anschlüsse zu finden und damit die Kooperation zu stabilisieren.

Man kann die verschiedenen Körperkonstellationen wie folgt differenzieren (Laube 2012): Es gibt einmal den *handelnden Körper*. Er ist der Träger von Handlungen, Aushandlungen und Entscheidungen, die die Teilnahme an den Märkten notwendig macht. Darüber hinaus erweitern die technischen Apparaturen die Fähigkeit des Menschen, Entwicklungen sehen und darüber befinden zu können. Die Körper der Finanzmenschen sind also *technologisch ausgedehnte Körper* mit einer anderen Beobachtungs- und Handlungsfähigkeit. Hiermit verknüpft ist auch der sensorische Körper, der mit seinen Wahrnehmungssinnen in das Geschehen integriert ist. Diese Beobachtungen deuten an, dass die wirtschaftssoziologisch inspirierte Idee einer Trennung von Märkten und individuellen Händlerkörpern weiter kritisch zu befragen ist, denn man kann das Geschehen so verstehen, dass der *Markt im Körper* der Finanzakteure ist – und folglich mit seiner Logik und seiner Volatilität, seinem Glauben an die Welt als Tausch und als Gewinner/Verlierer-Spiel leiblich gewordene Intentionalität.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Praxis, die sich beobachten lässt, nicht einheitlich ist, keine geordnete epistemische Praxis ergibt, sondern auf vielfältige Weise widersprüchlich und inkongruent, an Sicherheit orientiert und angepasst ist (hierzu Vormbusch 2012). Praxis ist dann als ein verteiltes, auseinanderstrebendes Handeln zu denken, das sich im Fall der Finanzinstitutionen entlang verschiedener Gegensätze strukturiert: trauen/nicht-trauen; brauchbar/nicht-brauchbar; zuverlässig/unzuverlässig etc. Diese Gegensätze sind Pole, zwischen denen Praxis stattfindet und sich orientiert.

3. Eine empirische Theorie der Praxis

Die Darstellungsweisen der ökonomischen Welt sind mit der Praxis des Repräsentierens eng verbunden und ohne sie nicht zu denken. Gleichwohl ist die Vorstellung, es gebe ökonomische oder sozialwissenschaftliche Methoden der getreuen und verifizierbaren Repräsentation des Ökonomischen nicht überzeugend. Ich gehe vielmehr davon aus, dass die Praxis der Darstellung auf die Darstellung selbst einwirkt (Rottenburg et al. 2000). Auch ist die Praxis nicht von den Formaten zu trennen, durch die hindurch die Darstellung der Ökonomie vollzogen wird. Den kurzen, skizzenhaften Ausflug in die empirische Welt der Finanzinstitutionen werde ich nun dazu nutzen, einige aus meiner Sicht zentrale Annahmen praxistheoretischer Entwürfe zu diskutieren. Dies kann hier nicht vollständig geschehen, sondern oft nur andiskutiert werden. Was wird durch den vorhergehenden Abschnitt deutlich oder sichtbar? Man kann erkennen, wie Teilnehmer (diszipliniert) sprechen und mit Dokumenten umgehen, wie sie ein Hörspieldrama mit mehreren Sprechern aufführen, zweifeln und (laut) verzweifeln; man sieht sie ferner mit Technik und Zeichenkombinationen umgehen, diese wahrnehmen und benutzen, um Produkte oder Beobachtungs- und Handelsinstrumente zu entwickeln. In diesen Tätigkeiten zeigen sich verschiedene Elemente des Konzepts sozialer Praxis, auf die ich im Folgenden eingehe.

3.1 Praxis – (soziales) Handeln und Handlung

Aus nachvollziehbaren Gründen haben sich soziologische Praxistheorien lange Zeit zurückhaltend bei der Verwendung von Begriffen wie »Handeln« und insbesondere »Handlung« gezeigt (aber: Giddens 1995). Zu sehr schien ihnen in diesen Begriffen ein strukturfunktionalistisches Konzepterbe virulent und performativ zu sein, durch das eine eigenständige Verwendung schwierig, wenn nicht sogar unmöglich wurde. Kann man etwa in den empirisch beobachtbaren Handlungen mehr sehen als die Erfüllung einer systemischen (Rollen-)Funktion oder die Realisierung rational entworfener Handlungsziele isolierter Akteure? An die Stelle dieser theoretisch induzierten Begriffe rückten begriffliche Substitute (etwa »Tätigkeiten«, »Aktivitäten«), die weniger Theorieballast versprachen. Diese Begriffsvermeidung hatte ihre Ursache auch in der aktivischen Anlage der Konzepte, die seine Verwender immer im Gegensatz von aktiv vs. passiv denken lässt. Das Handeln, selbst in seiner alltäglichen, ›blinden‹, d.h. routinehaften Form, setzt ein einzelnes und aktives Individuum mit intentionalen Akten voraus – und sei es mit einem eher gefühlten als bewussten sozialen Sinn (Weber 1985: 10). Auch wenn soziologische Theorieschulen mitunter als nachlässig gegenüber der empirischen Vielfalt und Differenz des sozialen Lebens erschienen, so boten sie doch auch

wichtige Spuren für die (Weiter-)Entwicklung der Praxistheorien: Hierzu gehören u.a. die Konzepte der Intentionalität, der Mittel-Zweckorientierung und des Handlungssubjekts.

Praxistheoretische Konzeptionen, die – trotz theoretischer Vorsicht – nicht auf die Begriffe des Handelns und der Handlung verzichten wollen, finden in der Phänomenologie (Schütz 1974: 49ff.; Schütz/Luckmann 1984: 11ff.) sowie im Pragmatismus entsprechende Begründungen. Diese Rehabilitierung des alltäglichen sozialen Handelns kann u.a. mit George H. Mead oder mit Martin Heidegger formuliert werden. Es ist Martin Heidegger, der in *Sein und Zeit* (Heidegger 2001) den Umgang des Menschen mit etwas (»immer-schon-zutun-haben-mit«) als zentralen Ausgangspunkt setzt, und zwar als Kritik der Vorrangstellung des (kognitiven) Erkennens und der eigentümlichen Dichotomie von Theorie vs. Praxis. Der menschliche Handlungsraum ist demzufolge kein abgeleitetes Ereignis des menschlichen Bewusstseins, sondern die Grundlegung menschlicher Existenz, auf die andere Daseinsweisen aufbauen und anknüpfen. Hiermit wird weder die Differenz von Wissen/Können noch die von Erkennen/Handeln negiert (auch Wittgenstein 1984).

Es gibt also kaum Gründe, die dafür sprechen, auf den Begriff des Handelns oder der Handlung zu verzichten oder Praxis gegen Handlungen auszuspielen. Man kann es so formulieren: Handlungen formen sich im Zusammenhang sozialer Praxis aus, ohne jedoch in ihnen vollständig aufzugehen (Schatzki 2002). Mit der aktivischen Konnotation lässt sich soziales Handeln als eine Variation von Involviertheiten verstehen, die vom expliziten Handeln eines starken Subjekts als bewusster Autor dieses Handelns (etwa in Entscheidungssituationen) bis hin zu einem Geschehen-Lassen reicht, in dem sich das Subjekt der Situation hingibt und das, was geschieht, seinen Lauf nehmen lässt (etwa in stark überwachten, kontrollierten Settings). Dazwischen liegen Verhaltensformen, für die die Soziologie verschiedene Begriffe bereithält: Routinen und Wiederholungen, Bräuche und Riten, Unterlassungen und bloßes Verhalten (siehe Hirschauer in diesem Band). Zwei Aspekte sind hier zu bedenken: (1) Individuen, die diese Variationen sozialen Handelns vollziehen, sind dabei nicht notwendig auch die Subjekte ihres Handelns oder ihrer Praxis. Körpersoziologisch ist dieser Aspekt etwa von Bourdieu (1979) formuliert worden, und zwar als eine Dialektik von gesellschaftlicher Verfügung über den Körper und der Körper-/Leiberfahrung ihrer individuellen Besitzer. Diese Art beidseitigen Besitzverhältnisses bringt Dispositionen als einverleibte Persönlichkeitsmerkmale hervor. Wenn Individuen handeln, dann handeln sie in Bezug auf ihre (gesellschaftlich vermittelten) Neigungen sowie auf der Basis ihrer kulturellen Vermögen. (2) Darüber hinaus erfahren handelnde Individuen ihren Handlungsraum als eine komplexe soziale Realität, die widerständig ist, die Handlungen und Folgen vermischen kann (Giddens 1995: 58f.) und mitunter auch gar nicht als solche verfügbar ist.

Beziehen wir diese Überlegungen auf den oben geschilderten Fall der ökonomischen Darstellung: Erkennbar sind handelnde Individuen, die mit anderen Individuen (fernmündlich) kommunizieren oder mit ihren technischen und semiotischen Instrumenten interagieren und von diesen auch vorausgesetzt werden. Ihr Handeln ist in die *Praxis der Finanzkommunikation* eingebettet, d.h. in den operativen Vollzug von Transaktionen – auf den Devisen-, Kredit- und Aktienmärkten (Kalthoff/Köllmer 2015). Aber diese Praxis der Finanzkommunikation erschöpft sich nicht in den beobachtbaren Handlungen ihrer individuellen Teilnehmer. Sie setzt sich fort in den Buchungen, Planungen, rechtlichen Schriftstücken etc., d.h. in einer Vielzahl anderer Aktivitäten, Formate, Tätigkeiten, Prozesse, die die Finanzkommunikation ausmachen. Hierzu gehört auch, dass das Handeln als Handlung abgeschlossen sein kann. Kann man mit dem Begriff des Handelns stärker den realzeitlichen Prozess (etwas tun, unterlassen etc.) betonen, so mit dem Begriff der Handlung den (vorläufig) abgeschlossenen Bestandteil einer Praxis (Schütz 1974). Dieser kann natürlich wiederkehren und ›für Ärger sorgen‹ (Garfinkel) sowie für Überarbeitungen: Im Falle der ökonomischen Praxis sind dies etwa vorangegangene Fehleinschätzungen, fehlerhafte Berechnungen, zu langsames Reagieren etc. Diese Störungen, aber auch die (kleinen) Erfolge, tangieren das Wollen (»Um-zu-Motive«) der Teilnehmer sowie ihre Befindlichkeit und können zu einer Art zurückhaltender Sachlichkeit oder zu einem deutlichen Unmut führen. Ziele und Befindlichkeiten sind nun nicht als individuelle Natur oder Wesenszug von Menschen zu verstehen, sondern als Bestandteil größerer Praxiszusammenhänge oder gar gesellschaftlicher Konstellationen.[1]

Erkennbar wird am Fall der Praxis ökonomischen Darstellens auch, dass das Handeln der Teilnehmer sozialen Regeln folgt, deutlich etwa an den Rede- und Schweigegeboten, die die Teilnehmer mit ihren Rede- oder Schweigezügen vollziehen. Sie können aber auch, wie das Beispiel der Devisenhändler zeigt, Regeln verletzen und von mithörenden Anwesenden auf diese Verletzung hingewiesen und an die Einhaltung der Regel erinnert werden. Das grundlegende Problem, das hiermit angesprochen wird, bezieht sich auf das Verhältnis von Regeln und beobachtbarem Handeln. Auf welche Art und Weise regeln, bestimmen oder repräsentieren Regeln das Handeln der Teilnehmer? Legen die Teilnehmer die Regeln immerzu und immer wieder neu aus, ohne sie einzuhalten oder zu übertreten?

1 | Man denke hier etwa an die (Aufbruch-)Stimmung der 1960er Jahre gegen den sozialen und politischen »Mief« der frühen Bundesrepublik oder an die Börsen-Stimmung der 1990er/2000er Jahre, die eine ganze Bevölkerung zu Aktienspielern machen wollte. Die Befindlichkeit der Teilnehmer ist von diesen sozialen Diskursen und (kollektiven) Imaginationen nicht zu trennen. Es lässt sich so formulieren: Die Befindlichkeit hat die Teilnehmer, nicht umgekehrt. Auf die *Selektion zur Praxis* gehe ich hier nicht ein.

Die Diskussion um den Stellenwert und die Bedeutung von Regeln wird oft mit Rückgriff auf die späteren Werke Wittgensteins geführt. Wittgenstein hat sich in seinem Spätwerk mit der Ansicht auseinandergesetzt, Regeln seien wie autonome, von der Praxis unabhängige Entitäten zu betrachten, die vor ihrer Anwendung den korrekten bzw. falschen Gebrauch definieren, also normativ und handlungsanleitend wirken. In verschiedenen Passagen legt Wittgenstein (1984: §§ 51ff., 81ff., 143ff.) dagegen dar, dass die Annahme, es gebe eine Autonomie explizit formulierter Regeln, zu einem Regress führt, der weder alle Zweifel ausräumen noch alle Aspekte des Handelns und der Begriffe abdecken kann. Vielmehr sind Regeln (des Grüßens, Zählens, Sprechens etc.) eingebettet in die Praxis (des Grüßens, Zählens, Sprechens etc.) und damit in die Überstimmung von Erwartungen. Wittgenstein betont demnach den praktischen Gebrauch von Regeln, aber nicht ihre anwendungsunabhängige Definition, aus der Anwendungen in der Praxis hervorgehen. Diesem Verständnis zufolge werden Regeln also nicht einfach umgesetzt – so als sei die Praxis schon da und bediene sich irgendwelcher Regeln –, sondern sie strukturieren Praxis und konstituieren Bedeutung; sie sind aber keine individuelle Angelegenheit, sondern intersubjektiv konstituiert. Das Verhältnis von Regeln und Handeln bezeichnet Goffman (1982: 11) als »strukturierte [...] Anpassungen«: Varianten des Handelns und Verhaltens, die soziale Ordnung ausmachen.

Diese strukturierte Anpassung ist in der empirischen Skizze erkennbar in den Sprechregeln, in der Ausrichtung der Körper an technischen Devices (Monitore, Keyboards, Telefonhörer, Schreibtische etc.) sowie im Erkennen und Fortsetzen semiotischer Sprachspiele (Graphen, Listen, Tabellen, Zahlen etc.). Die Idee, dass Teilnehmer Regeln folgen, impliziert nicht, ihr Handeln oder Verhalten schematisch zu erklären, sondern ermöglicht es, thematisieren zu können, wie die Teilnehmer in ihrer Praxis Übereinstimmung erzielen und damit ein geteiltes Verständnis über die Situation herstellen. Es führt meines Erachtens theoretisch nicht viel weiter, von der Beobachtung, dass Individuen in ihrem Handeln, Verhalten, Tun etc. ›Regeln folgen‹, auf eine *Gleichmäßigkeit* der Praxis zu schließen, aus der dann ihre *Regelmäßigkeit* abgeleitet wird, die ihrerseits mathematisiert und berechnet werden kann. Theoretisch aufschlussreicher ist es, von einer Wiederholung des Handelns, Verhaltens, Tuns etc. auszugehen, die nicht mit sich selbst identisch ist (oder sein muss), es aber erlaubt sowohl Routine als auch Veränderung und Wandel zu konzipieren.

3.2 Die Materialität der Praxis

Die Darstellung des empirischen Falles hat gezeigt, dass die Subjekte mit Artefakten unterschiedlichster Art zu tun haben, mit ihnen umgehen, mit ihnen hantieren, sie verwenden etc. Es geht praxistheoretisch demzufolge um Mensch-Objekt-Konstellationen. Praxistheoretische Konzeptionen des Sozia-

len gehen bislang davon aus, dass zwei Materialitäten konstitutiv für soziale Praktiken sind: Artefakte und Körper (Reckwitz 2003). Ich meine, dass diese Liste neu zu denken ist. Denn neben Artefakten und Körpern sind andere Materialien, Substanzen, Organismen, sinnliche Phänomene etc. Bezugspunkte und Bestandteile sozialer Praxis. Man denke etwa an die Performativität des Lichts im Theater, an Tier-Mensch-Beziehungen oder an die Rolle von Zeichen in sozialen Sonderwelten (Kalthoff et al. 2016).

In den oben beschriebenen Darstellungsweisen des Ökonomischen spielen Artefakte eine wesentliche Rolle, und zwar als technische Objekte: Datenträger, (Satelliten-)Verbindungen, Rechner etc. Sie dienen dazu, semiotische Repräsentationen von Märkten und Unternehmen, Kursbewegungen und Transaktionen, Mitspielern und Instrumenten verfügbar zu machen. Visualisiert wird durch die digitale Technologie aber in der numerischen, alphabetischen und grafischen Schrift. Hierzu gehört eine Vielzahl von Kalkulationsverfahren und -modellen, von aggregierten Indikatoren und Bewertungsformaten, von Accountingregeln und ökonomischen Simulationen, aber auch von so einfach erscheinenden Dingen wie Listen, Tabellen und Kurven. Ich hatte schon darauf hingewiesen, dass – körpersoziologisch mit Bourdieu formuliert – die Akteure nicht mehr allein Subjekte ihrer Praxis sind. Was es bedeutet, eine Praxis in Gang zu setzen, über die die Subjekte nicht mehr allein verfügen, lässt sich gut am Beispiel der Tabelle erläutern: Die Tabelle setzt u.a. Handeln in Gang (wie etwa das Ausfüllen von Zeilen und Spalten), sie affiziert Wahrnehmung (wie etwa das synoptische Sehen und Vergleichen), sie etabliert Regeln (wie etwa: Schreibe nicht zwischen die Spalten und Zeilen) und sie erzeugt einen Glauben an die Korrespondenz der Referenten (etwa zwischen Realität und Abbildung).[2] Im Falle komplexerer (Excel-)Tabellen mit einer hintergründig operierenden »Library« werden zudem die hier versteckten Formeln und Modelle in Gang gesetzt und ›befolgt‹. Die Praxis des Umgangs mit einer Tabelle ist somit eine Komposition von Handlungen und Wahrnehmungen, vom Befolgen von Regeln und Glauben an das Abgebildete (Rottenburg 2002: 159ff.). Beobachtet man also Finanz- oder Risikoanalysten beim Erstellen von und Umgehen mit Tabellen, so sind ihr Handeln, ihre Wahrnehmungen etc. in die Praxis, die die Tabelle vorgibt, eingebettet. Der Fall der Finanzinstitutionen macht offensichtlich, dass Zeichenkulturen konstitutiv für das Funktionieren dieser Lebenswelt (und auch anderer Welten) sind. Mit anderen Worten: Bezugspunkte sozialer Praxis sind technische Artefakte und Körper, semiotische Repräsentationen und weitere Objekt-Konstellationen. Für Finanzin-

2 | Nicht zu vergessen ist das *ästhetische Potenzial* der Tabellen und Grafiken, die in der Anordnung von Linien, Formen, Farben und Schrift auch bildnerische Qualitäten entwickeln, die wiederum affizierend und ansprechend – und in dieser Weise – überzeugend auf ihre Betrachter wirken.

stitutionen heißt dies, dass der Einsatz und die Verwendung ökonomischer Repräsentationen die Transaktion, die Märkte, die Profite, die Verluste etc. konstituieren.

Einer praxistheoretischen Betrachtung stellt sich eine Herausforderung, die durch den Gegenstand selbst vorgegeben wird und wodurch die Soziologie Technikentwicklung und Technikanwendung beobachten kann: Die Herausforderung besteht darin, praxistheoretisch zu bestimmen, wie die Übertragung von Handlungsinitiativen an Technologie konzeptionell gefasst werden kann. Welche Rolle fällt den Entwicklern zu; welche Rolle fällt (überhaupt noch) den Verwendern zu? Was heißt in diesen Fällen noch »sozialer Gebrauch« und wie lassen sich diese Technologien von den Subjekten kontrollieren und beherrschen? Wie reagieren Praxistheorien also konzeptionell auf die *Technisierung von Gesellschaft*? Der oben skizzierte Fall der ökonomischen Repräsentation enthält auch einen kurzen Seitenblick auf die Finanzmathematik: Sie designt die Instrumente, überträgt sie in bedienbare Programme und bringt damit die Instrumente zum Laufen. Diese digitalen Instrumente enthalten im dargestellten Fall sogenannte Algorithmen. Algorithmen sind in digitale Zeichenform gebrachte Regelstrukturen und Handlungsanweisungen, die einen immer gleichen Ablauf mit bestimmten Aufgaben verbinden (etwa die Beobachtung von Käuferverhalten und die Durchforstung von Daten). Ihr Merkmal ist ihr Automatismus und ihre Schnelligkeit. Sie benötigen – einmal in Gang gesetzt – kein menschliches Hantieren, keinen Umgang mit ihnen: Sie entscheiden, sie dokumentieren, sie investieren; sie kommunizieren mit Rechnern, mit denen sie verbunden sind; sie durchforsten sehr große Datenmengen (»Big Data«), für die sie den Zugriff erhalten. Die Handlungsinitiative und auch die Entscheidungsfähigkeit sind somit in Algorithmen eingebaut; ihr Effekt ist eine geradezu automatisierte Gestaltung der Märkte, der Kunden und des operativen Geschäfts.

Die Herausforderung besteht hierbei zunächst in methodischer Art: Wie kann und soll die Modellierung dieser Zeichenketten erforscht und beobachtet werden? Über welches Sachwissen müssen Soziologen verfügen, um diese Welt empirisch überhaupt beobachten zu können? Aus meiner Sicht geht es bei der Erforschung dieser, die digitale Welt konstituierenden Formen insbesondere darum, das Herstellen und Zum-Laufen-Bringen dieser Instrumente zu explizieren. Die theoretische Herausforderung besteht darin, eine praxis- und materialitätstheoretische Soziologie (oder: Denkschule) zu entwickeln, welche die verschiedenen Ebenen des Artefakt-, Ding- oder Zeichengebrauchs einfangen kann. Grob kann man drei Ebenen unterscheiden: den Umgang mit einfachen Dingen (etwa das Schreiben mit einem Stift, das Schnüren von Schuhen), die Bedienung von Maschinen (etwa das Bremsen eines Autos als In-Gang-Setzen einer Hydraulik) und den Umgang mit komplexer Technologie (etwa medizinische Fernoperationen).

Die Debatten der letzten Jahrzehnte über ein adäquates Verständnis von (technischen) Artefakten gehen im Kern von der Überlegung aus, dass Technik von Menschen erfunden, gestaltet und zum Laufen gebracht wird. Diese Position findet sich sowohl bei den Vertretern des Humanismus (Berger/Luckmann; Bijker; Pinch; Collins) als auch bei Vertretern des Posthumanismus (Latour; Luhmann). Die zentrale, von Bruno Latour und anderen entwickelte und begründete Differenz besteht nun darin, den einmal eingeführten technischen Artefakten eine ganz eigenständige Beschaffenheit und Wirkmächtigkeit zuzuschreiben und dies auch sozialtheoretisch zu begründen. Sie sind nicht willige Werkzeuge in unseren Händen, sondern Gestalter unserer Lebenswelten und unseres Handelns (Latour 2001). Und genau an diesem Punkt scheiden sich bekanntlich die theoretischen Optiken und beflügeln die Debatte mit den Fragen: Handeln Artefakte und sind sie daher symmetrisch als Akteure (»Aktanten«) zu sehen? Oder sind Artefakte in ihrer symbolischen Qualität und in ihrer sozialen Verwendung zu erforschen? Ich meine, dass das Symmetriepostulat die Soziologie in eine ganz eigentümliche Situation manövriert hat. Die Rede von »Aktanten« hat die Differenzen verwischt, die zwischen den (menschlichen wie nicht-menschlichen) Teilnehmern nach wie vor bestehen. Es ist daher vielleicht nicht überraschend, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie mit ihrem technikwissenschaftlichen Profil die menschlichen Individuen geradezu in die Rolle von Programm-Vollziehern drängt – aber ihre Körper und Sinne, Wünsche und Vorstellungen spielen keine zentrale Rolle, und so wirken diese Dimensionen des individuellen Seins auch kaum auf die (technische) Wirklichkeit zurück. Es ist daher wichtig, nach Theoriepositionen Ausschau zu halten, an die eine praxistheoretisch-empirische Forschung anknüpfen und mit der sie beide Perspektiven des Post-/Humanismus aufnehmen kann. Im Folgenden wird daher der Versuch unternommen, hierzu einen Beitrag zu formulieren. Der Versuch besteht darin, auf einer konzeptionellen Ebene zwei Konzepte zu diskutieren, die der sozial- und kulturwissenschaftliche Diskurs in der Regel voneinander trennt: Martin Heidegger mit seiner Philosophie des Dinggebrauchs und des Gestells und Erving Goffman mit seinem mikrosoziologischen Ansatz (ausführlich: Kalthoff 2014).[3]

Eine durch Goffman inspirierte Praxissoziologie konzentriert sich auf den Vollzug der *performance* des Sozialen; sie bietet den Vorteil, vor technizistisch anmutenden Neigungen der Sozialanalyse, wie sie mitunter den ethnomethodologischen Diskurs durchziehen, eher gefeit zu sein. Sie bietet tendenziell auch den Vorteil, strukturierende Wirkungen von Interaktionen in den Blick nehmen zu können und damit die Mikroordnung zu verlassen. Eine andere zeit-räumliche Ausdehnung wird sichtbar, wenn materielle Objekte in den ana-

3 | Auch andere Kombinationen sind denkbar, etwa von Postphänomenologie und Ethnomethodologie.

lytischen Blick genommen werden. Mit Heidegger kann eine solche Soziologie vier Möglichkeiten des Objektgebrauchs betrachten: Erstens wird die Verwendung materieller Objekte im Alltag geradezu blind vollzogen. Voraussetzungen hierfür sind die Vertrautheit im *Umgang* mit den Objekten sowie ihre Verlässlichkeit, mit der sich Objekte nicht aufdrängen, sondern sich vergessen machen. Das Vergessen des Objekts ist somit ein zentrales Merkmal einer Praxis mit Objekten. Zweitens, die Kehrseite des Vergessens ist der Bruch mit der Vertrautheit: Gebrauchte Objekte werden als eben diese Objekte gegenwärtig und als solche behandelt. Nicht mehr der sie vergessende Gebrauch steht im Vordergrund, sondern die Aufmerksamkeit richtet sich auf das Objekt selbst, um Verlässlichkeit – und damit Dienlichkeit – wieder herzustellen. Drittens kann man die technikkritische Perspektive des Gestells und die Idee der Versammlung zusammenbringen (Ihde 1990). Auch Artefakte wie der Krug stellen Menschen und Naturdinge in einen Zusammenhang, in dem sie bestimmten Zwecken unterworfen sind: Der Mensch wird beim Ausschenken zum willigen Gehilfen des Krugs und das Wasser als trinkbarer Inhalt zu seiner Ressource. Umgekehrt ›versammelt‹ auch moderne Technik, indem sie Menschen und Dinge in einem sozialen Geschehen sinnhaft miteinander verbindet. Mit dem späten Heidegger lässt sich also das Subjekt-Objekt-Verhältnis umkehren: Nicht mehr der menschliche Akteur bedient sich eines materiellen Objekts, sondern wird von diesem für eigene Zwecke eingespannt und ›versammelt‹. Ein Beispiel: Indem wir moderne Kommunikationstechnologien nutzen, sind wir durch diese Technologien nicht nur in virtuellen Räumen ›versammelt‹, sondern auch darin eingespannt, diese virtuellen Räume mit Leben zu füllen, was wir mithilfe der Technologien tun, die uns an diese Orte tragen. Mit Heidegger kann die Soziologie sowohl sozio-materielle Praktiken erforschen, die ihren Dinggebrauch vergessen haben (Mikroebene), als auch große technische Systeme erkunden, die die Menschen in ihre Funktionsweise einbinden (Makroebene), ohne dabei die praktische Verwendung durch die Nutzer zu ignorieren. Viertens gerät mit Heidegger in den Blick, dass Dinge ganz unterschiedlich für menschliche Praxis relevant sein können: als transparentes Werkzeug, als aufdringliches Objekt oder als technisches System, das seine menschlichen Nutzer unter Sachzwänge drängt. Auch dies setzt eine solche Perspektive von der Akteur-Netzwerk-Theorie ab, die im Kern von einer Zwei-Welten-Ontologie ausgeht: das Tun der Menschen folgt der Theorie, die in technische Artefakte eingelassen ist.

In Bezug auf die Sozial- und Kulturwissenschaften, die eine Verbindung von Ding- und Praxissoziologie anstreben, bedeutet dies erstens, eine dingliche Rahmung zu thematisieren, durch die menschliche Interaktionen in den verschiedensten Zusammenhängen kanalisiert, gefiltert und möglich werden. Es bedeutet aber auch, die größeren Zusammenhänge ausfindig zu machen, in die diese sozio-dingliche Praxis eingebettet ist (Cress 2015). Es bedeutet zweitens, sowohl die Verwicklung der sozialen Akteure in und durch die Objekte

als auch die Verwicklung der Dinge in ihrem Gebrauch empirisch und theoretisch auszuloten. Betrachtet man Personen (soziale Akteure), Objekte und Zeichen jeweils als Medien von Praxiszusammenhängen, dann hat man es mit sich überschneidenden Dynamiken zu tun. Im Unterschied zu anderen Ansätzen wird Performativität also mikroanalytisch in den Praxiskontexten, Objekten und Medien aufgesucht und nicht als eine Wirkung großer technischer Konstellationen verstanden. Die Handlungsinitiative, die dann sichtbar wird, ist das Zusammenspiel dieser Teilnehmer. In dieser auf Materialität ausgedehnten Perspektive wird den Objekten, Zeichen, Substanzen etc., die unsere Welten bewohnen, eine wichtige Rolle bei der Performanz (oder: dem Vollzug) der Praxis eingeräumt. Sie sind Teilnehmer, sie sind Praxis, aber sie sind dies in einer ganz spezifischen und von Situation zu Situation variierenden Form – abhängig von anderen Anwesenden. Ihr gemeinsamer Fluchtpunkt sind Wissensordnungen in spezifischen Feldern oder Lebensformen.

4. Schluss

Ausgangspunkt des Textes war die Frage, wie praxistheoretische Konzepte weiter entwickelt oder auch präzisiert werden können. Er suchte Auswege aus verschiedenen konzeptionellen Dilemmata: u.a. zwischen einem etwas beliebigen Begriff der Praxis (Praktik, Praktiken, Praxen…) und einem allzu engen Handlungsbegriff sowie zwischen einer engen Materialitätsvorstellung und technikwissenschaftlicher Asymmetrie. An einem empirischen Fall – der Praxis ökonomischer Darstellung – wurden hierzu zwei Themen vertieft: zum einen das Verhältnis von Praxis und Handeln (Handlung, Aktivitäten, Tätigkeiten etc.), zum anderen die Materialität der Praxis.

Wenn Praxis einen umfassenderen Zusammenhang beschreibt als Handeln und Handlung, so bleibt es dennoch die Aufgabe der Praxistheorie, die Teilnehmer mit ihren Befindlichkeiten, das heißt ihrem sinnlichen wie emotional verstrickten Erleben, und in ihrem Bezug zur Sozialität – im Sinne Merleau-Pontys (2007: 160): das »Sozial-Meinige« – zu berücksichtigen. Die soziale Bedeutung der Befindlichkeit ist in diesem Text am Beispiel der ökonomischen Darstellung diskutiert worden. Deutlich wurden die soziale Entäußerung in einer Krise und das sachliche Vorgehen in einer Aushandlungsroutine. Die Kehrseite ist die Materialität der Praxis, für deren konzeptionelle Ausdehnung hier plädiert wurde. Am Beispiel (großer) technischer Artefakte und verschiedener Darstellungsmedien hat der Text diese konzeptionelle Ausdehnung expliziert. Empirisch bedeutet dies, die Logik und Wirkung der kleinen wie der großen Formen systematisch in den Blick zu nehmen. Fragt man nun danach, wie sich die hier dargestellten Elemente respektive Dimensionen des Praxiskonzepts und seiner Materialität zueinander verhalten, so lautet die

Antwort, dass sie *gleichursprünglich* sind. Das heißt: Sie bringen auf je eigene Weise Praxis hervor, sind in je spezifischer Weise an ihr beteiligt und können situativ aktualisiert oder eingeklammert werden.

Literatur

Alkemeyer, Thomas/Kalthoff, Herbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.) (2015): Bildungspraxis. Körper – Räume – Objekte, Weilerswist.

Crary, Jonathan (1996): Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert, Dresden.

Cress, Torsten (2015): »Social Situations and the Impact of Things. The Example of Catholic Liturgy«, in: Nature and Culture 10 (3), S. 381-399.

Giddens, Anthony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M.

Goffman, Erving (1981): Forms of Talk, Philadelphia.

Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a.M.

Heidegger, Martin (1954): Vorträge und Aufsätze, Stuttgart.

Heidegger, Martin (2001): Sein und Zeit, Tübingen.

Hughes, Thomas P. (1989): »The Evolution of Large Technological Systems«, in: Wiebe E. Bijker/Thomas P. Hughes/Trevor Pinch (Hg.), The Social Construction of Technological Systems, Cambridge, MA, S. 51-82.

Ihde, Don (1990): Technology and the Lifeworld. From Garden to Earth, Bloomington, IN.

Kalthoff, Herbert (2011): »Un/Doing Calculation. On Knowledge Practices of Risk Management«, in: Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory 12 (1), S. 3-21.

Kalthoff, Herbert (2014): »Die Dinglichkeit der sozialen Welt. Mit Goffman und Heidegger Materialität erkunden«, in: Christiane Thompson/Kerstin Jergus/Georg Breidenstein (Hg.), Interferenzen. Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung, Weilerswist, S. 71-88.

Kalthoff, Herbert/Cress, Torsten/Röhl, Tobias (Hg.) (2016): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften, Paderborn.

Kalthoff, Herbert/Köllner, Sonia (2015): »Finanzkommunikation als Praxis ökonomischen Darstellens«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie, Stuttgart, S. 390-407.

Kalthoff, Herbert/Maeße, Jens (2012): »Die Hervorbringung des Kalküls. Zur Praxis der Finanzmathematik«, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 201-233.

Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 237-252.

Laube, Stefan (2012): »Im Takt des Marktes. Körperliche Praktiken in technologisierten Finanzmärkten«, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 265-284.

Lukács, Georg (1970): Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik, Neuwied.

Merleau-Ponty, Maurice (2007): »Der Philosoph und die Soziologie«, in: ders., Zeichen, Hamburg, S. 139-161.

Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogamms, Weilerswist.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Rottenburg, Richard (2002): Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe, Stuttgart.

Rottenburg, Richard/Kalthoff, Herbert/Wagener, Hans-Jürgen (2000): »In search of a new bed: Economic representations and practices«, in: dies. (Hg.), Facts and figures. Economic representations and practices, Marburg, S. 9-34.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge.

Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change, University Park, PA.

Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, London.

Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt a.M.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): Strukturen der Lebenswelt, Band 2, Frankfurt a.M.

Vormbusch, Uwe (2012): »Zahlenmenschen als Zahlenskeptiker. Daten und Modelle im Portfoliomanagement«, in: Herbert Kalthoff/ders. (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 313-337.

Weber, Max (1985): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen.

Wittgenstein, Ludwig (1984): »Philosophische Untersuchungen«, in: ders., Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a.M., S. 225-280.

Theoretisieren

Fragen und Überlegungen zu einem konzeptionellen und empirischen Desiderat der Soziologie der Praktiken

Robert Schmidt

In der Debatte des *practice turn in social theory* hat sich in den letzten Jahren eine Gabelung entwickelt, die den ausgetretenen Pfaden der konventionellen wissenschaftlichen Arbeitsteilung folgt: Auf der einen Seite werden praxeologische Ansätze verstärkt in theorievergleichenden Arbeiten wahrgenommen. Sie werden – vor allem in der deutschsprachigen Diskussion (Reckwitz 2003) – als sozialtheoretische Neuerungen aufgefasst und im Hinblick auf ihre Überschneidungen mit und Differenzen zu anderen theoretischen Schulen charakterisiert, eingeordnet und weiterentwickelt.[1] Auf der anderen Seite werden – im Kontext empirischer Problemstellungen – insbesondere in der englischsprachigen Diskussion in jüngster Zeit verstärkt die Gebrauchsgewährleistungen *(affordances)* und die Policy-Relevanz von Praxistheorien für die Organisations- (Nicolini 2012) und Politikberatung (Shove et al. 2012) betont und eingefordert. In dieser (Auseinander-)Entwicklung von theoretischen Bestrebungen einerseits und empirisch-anwendungsorientierten Zielsetzungen andererseits droht die Debatte das zentrale methodologische und epistemologische Bezugsproblem der Praxissoziologie aus dem Blick zu verlieren.

Dieses Bezugsproblem ist die Differenz zwischen praktischer und theoretischer Logik, mit der sich etwa Bourdieu in seinen erkenntniskritischen Reflexionen (1976: 137-317) ausführlich beschäftigt hat. Die Praxeologie Bourdieus entdeckt die Missrepräsentationen (kompetenter, findiger, kreativer etc.) praktischer empirischer Vollzüge und Prozesse in den theoretischen Modellen, die zu ihrer Darstellung und Erklärung entworfen werden. Solche Missrepräsentationen, systematischen Verzerrungen und Vereinseitigungen sollen

1 | Die wichtigsten und produktivsten Impulse verdankt dieser Zweig der Debatte den Auseinandersetzungen mit dem Pragmatismus (Boltanski 2010) und mit dem Poststrukturalismus (Schäfer 2013).

in erkenntniskritischer Absicht aufgedeckt werden. Aus diesem Grundzug leiten sich die für die Praxissoziologie insgesamt konstitutiven Bemühungen ab, die (nun offenbar selbst in der Debatte des *practice turn* selbstverständlich gewordene) wissenschaftliche Arbeitsteilung zwischen Theoriebildung und empirischer Analyse aufzubrechen und »Theorie« und »Empirie« in ihren wechselseitigen Bezügen neu zu denken. Dies impliziert nicht zuletzt auch eine Empirie des Theoretisierens, um die es in diesem Beitrag gehen soll.

Dazu wird zunächst das genannte Bezugsproblem der Praxissoziologie skizziert, um ein damit verknüpftes Desiderat zu erläutern. Es besteht darin, die Fabrikation theoretischer Modelle, das heißt die ›scholastischen‹ und theoretischen Wissenspraktiken selbst zum Gegenstand empirisch-praxeografischer Forschungen zu machen und zu beschreiben, *wie genau* theoretische Welt-, Gegenstands-, Wirklichkeits- und Selbstbezüge eigentlich praktisch zustande kommen, hergestellt und aufrechterhalten werden (1.). Mit den damit avisierten praktischen Prozessen des Theoretisierens beschäftigen sich dann die Abschnitte 2 und 3. Es werden Vorüberlegungen zur empirischen Analyse theoretischer *literacy*, das heißt eines praktischen sozialtheoretischen Schreiben- und Lesenkönnens angestellt (2.). Daran anschließend werden Praktiken des Theoretisierens als Schreibprozesse und praktische epistemische Verfahren in den Mittelpunkt gerückt (3.). Im vierten und letzten Abschnitt werden zunächst einige charakteristische praktische Operationen (*mapping, following,* sammeln, dokumentieren, kartographieren, inventarisieren, ordnen, unterscheiden, klassifizieren, typisieren etc.) eines empirisch orientierten Theoretisierens herausgestellt, auf die praxeologische Sozialtheorien jeweils bevorzugt referieren. Im Anschluss wird vermutet, dass Praktiken des auf Sozialität bezogenen Theoretisierens keineswegs auf den Bereich der professionell betriebenen Sozialwissenschaften beschränkt bleiben, sondern auch in anderen sozialen Feldern vorkommen. Praxeologie und Praxeografie könnten über empirische Analysen solcher theoretischen Praktiken und Teilnehmer-Theoretisierungen von Sozialität außerhalb der Sozialwissenschaften ein vielversprechendes neues Forschungsfeld erschließen (4.).

1. Negative Epistemologie[2]

Praxeologische Analysen sind darauf ausgerichtet, soziale Phänomene in ihrem Zustandekommen, in ihrer fortlaufenden, prozessualen Erzeugung zu erschließen und verständlich zu machen. Aus dieser methodologischen Entscheidung folgt zugleich, dass deklarative, definitorische oder normative

2 | Die Ausführungen in diesem Abschnitt folgen der Darstellung in Schmidt (2012: 33-37).

Annahmen über soziale Phänomene und Sachverhalte möglichst vermieden werden. Was oft als unhinterfragte Voraussetzung in die empirische Sozialforschung und in gängige Theorien des Sozialen einfließt, wird in empirische Fragen transformiert: So werden zum Beispiel ›Geschlecht‹ oder ›Klasse‹ – definitorisch vorkonstruierte Grundkategorien der Sozialstrukturanalyse – nicht wie gegebene Sachverhalte behandelt, sondern praxeologisiert: Es wird unterstellt, dass diese Kategorien von Teilnehmern in fortlaufenden, situierten Vergeschlechtlichungs- *(doing gender)*[3] bzw. Klassifizierungsaktivitäten *(doing class)*[4] verwirklicht und beglaubigt werden, und es wird untersucht, wie genau dies geschieht. Die empirisch-praxeologische Frageperspektive lautet: Wie genau wird Geschlecht *als* Geschlecht bzw. wie wird Klasse *als* Klasse für Teilnehmer/innen in situierten Aktivitäten intelligibel sowie praktisch relevant bzw. irrelevant gemacht?

Durch ein vergleichbares Verfahren der Praxeologisierung, das heißt durch das Bemühen, sowohl soziale Phänomene als auch sozialwissenschaftliche Ordnungskategorien an empirische Konstruktionsakte zurückzubinden, ist auch die von Bourdieu in seiner Ethnologie der kabylischen Gesellschaft entwickelte praxeologische Erkenntnisweise gekennzeichnet (Schmidt 2011). Sie zielt darauf ab, die Klassifizierungen der Teilnehmer/innen im Feld zu beschreiben, und sie fordert dazu auf, dabei zugleich die wissenschaftlichen und theoretischen Praktiken des Klassifizierens reflexiv auszuleuchten, um ihre spezifischen Beziehungen zu den beobachteten und klassifizierten Praktiken und Phänomenen sowie die mit diesen Beziehungen verknüpften Effekte besser zu verstehen. Wie Bourdieu deutlich macht, sind die wissenschaftlichen Praktiken von den in ihrem Gegenstandsbereich herrschenden Dringlichkeiten entbunden und entlastet. Je unreflektierter diese kontemplative Beziehung der wissenschaftlichen Beobachterin zum Feld jedoch bleibt, desto unkontrollierter leistet sie intellektualistischen Projektionen und verzerrten wissenschaftlichen Darstellungen Vorschub.

---

3 | Vgl. dazu die klassischen praxeologischen Studien von Garfinkel (1967) und West/Zimmerman (1987).

4 | Alltägliche Klassifizierungspraktiken im Sinne eines fortlaufenden *doing class* bilden den Ausgangspunkt von Bourdieus Analyse klassenspezifischer Herrschaftsverhältnisse im sozialen Raum. »Die vom Soziologen klassifizierten sozialen Akteure sind mithin Produzenten nicht nur von klassifizierbaren, sondern auch von klassifizierenden Akten, die ihrerseits klassifiziert sind. Die Gesellschaftstheorie muss ein ihr voraus liegendes praktisches Wissen von Gesellschaft unterstellen und ihrem Gegenstand integrieren […]« (Bourdieu 1982: 728). Dass dieses praktische Wissen von Gesellschaft auch im Hinblick auf außerwissenschaftliche Praktiken des Theoretisierens bzw. im Sinne eines gesellschaftlichen Theoretisierens verstanden werden kann, wird im letzten Abschnitt dieses Beitrags behauptet.

Bourdieu formuliert ein reflexives, kritisches und negatives epistemologisches Programm, um solchen Projektionen und Verzerrungen zu begegnen. Seinen Überlegungen zufolge lässt sich die »Logik der Praxis« (Bourdieu 1976: 228-317) im Gegenstandsbereich zuallererst negativ begreifen; sie muss im Kontrast und in ihrer Differenz zur theoretischen Logik der zu ihrer Darstellung entworfenen konkurrierenden Modelle, Konzepte, Systeme und Begriffe ausgeleuchtet werden. Bourdieus »Theorie der Praxis« ist daher vor allem ein erkenntniskritisches Gegenkonzept gegen die *scholastic fallacies* subjektivistischer wie objektivistischer Theorien, die ihre Beziehungen zu ihren Gegenständen und ihre eigenen Vorgehens- und Verfahrensweisen nicht reflektieren: Gefordert ist eine reflexive Praxeologisierung des theoretischen Bezugs auf die soziale Welt (vgl. dazu Abschnitt 4).

Diesen von ihr selbst artikulierten Anspruch kann die ›negative‹ Praxeologie Bourdieus nun jedoch nicht gänzlich einlösen. Der theoretische Bezug auf die soziale Welt wird vorwiegend als ein Standpunkt gegenüber der beobachteten sozialen Wirklichkeit beschrieben, der Trugschlüsse, Irrtümer und Selbstmissverständnisse generiert. Diese Fehlleistungen möchte Bourdieu szientistisch in den Griff bekommen: Er bemüht sich darum, die mit diesem Standpunkt verknüpfte theoretische Objektrelation zu ›objektivieren‹ und reflexiv zu kontrollieren, um die aus ihr hervorgehenden Verzerrungen und Missverständnisse zu korrigieren. Im Anschluss daran wird nun aber ein darüber hinausreichendes Desiderat formulierbar: Theoretische und ›scholastische‹ Wissenspraktiken können – über die von Bourdieu geforderte Objektivierung und Reflexivität hinaus – zum empirischen Gegenstand praxeologischer Analysen gemacht werden, um schließlich auch die mit dem Theoretisieren *(doing theory)* verknüpften Verhältnisse und Beziehungen zur sozialen Welt genauer zu entschlüsseln. Es wird dann nicht nur gefragt, was einen theoretischen Standpunkt oder eine theoretische Perspektive auszeichnet, sondern *wie genau Theoretisieren eigentlich geht*.

Bei Bourdieu wird die Praxis – wie Boltanski zurecht kritisiert – vorwiegend »als Gegensatz zur Scholastik konstruiert« (Boltanski 2010: 104). Diese Gegenüberstellung von ›Praxis‹ einerseits und ›Scholastik‹ bzw. ›theoretischer Vernunft‹ andererseits hat zur Folge, dass ›scholastische‹ und ›theoretische Vernunft‹ lediglich als selbstmissverständliche und projektive Sichtweisen, aber nicht selbst als je spezifische Ensembles von Praktiken verstanden und beschrieben werden. Die wissenschaftlichen Akteure und Theoretiker/innen werden als irrende Inhaber einer ›scholastischen‹ Position und Sicht, nicht aber als praktisch in die soziale Welt der Wissenschaft Involvierte porträtiert. Um über die bloße Dramatisierung der Differenz zwischen theoretischer Logik und praktischer Logik hinauszukommen, muss die praxeologische Erkenntnisweise also auch auf die Analyse der Praktiken des Forschens, Theoretisierens und des wissenschaftlichen Schreibens ausgedehnt werden. Eine

entsprechende praxissoziologische Empirie der theoretischen Praktiken bleibt bislang jedoch ein Desiderat.

2. Praktiken des Theoretisierens

Mit den vorangegangenen Bemerkungen ist ein Ausgangspunkt für Überlegungen zu einer empirischen Analyse von praktischen Prozessen eines auf Sozialität bezogenen *doing theory* umrissen. Eine solche Analyse müsste darauf ausgerichtet sein, ein praxeologisches Verständnis situierten Theoretisierens zu entwickeln. Dabei wäre insbesondere auch zu fragen: Wo, in welchen alltäglichen, institutionellen, organisationalen etc. Kontexten und sozialen Feldern kommt ein Theoretisieren von Sozialität eigentlich vor? Wie genau wird dieses jeweils bewerkstelligt? Wie werden Praktiken des Theoretisierens von Teilnehmer/innen und Theoretisierenden jeweils als Theoretisieren berichtbar *(accountable)* gemacht? Was lässt sich über die Ethnomethoden des Theoretisierens von Sozialität oder Gesellschaft sagen? Welche Teilnehmer, Medien, Artefakte, Technologien, Träger und Infrastrukturen sind (auf welche Weise) in die fortlaufende Produktion eines theoretischen Wirklichkeitsbezuges involviert? Mittels solcher Fragen könnte entschlüsselt werden, wie genau eigentlich theoretische Erfahrungen oder scholastische Welt-, Wirklichkeits-, Selbst- und Gegenstandsbezüge zustande kommen (die Bourdieu vor dem Hintergrund seiner ethnografischen Erfahrungen vor allem kritisiert, aber nicht empirisch problematisiert hat). Im vorliegenden Beitrag können diese Fragen nur formuliert, in einige weiterführende empirische Fragen übersetzt, sowie einige vorläufige empirische und konzeptionelle Anhaltspunkte zusammengestellt werden.

So kann man beispielsweise nach den temporalen Logiken theoretischer Praktiken fragen: Dass in den theoretischen Darstellungen von Praktiken deren spezifische und als solche selbst sinnhafte und strategisch relevante zeitliche Logik oft übergangen wird, ist besonders augenfällig, wenn diese mit synoptischen Übersichten und anderen entzeitlichenden Totalisierungen arbeiten – Bourdieu (1976: 217ff.) hat dies u.a. am Beispiel des Gabentausches veranschaulicht. Was lässt sich nun aber über die temporale Logik der theoretischen Produktionspraktiken von Modellen, Konzepten etc. sagen? Sie können einerseits zwar eine von den Dringlichkeiten der untersuchten Praktiken entlastete Zeitlichkeit in Anspruch nehmen. Zugleich unterliegen diese wissenschaftlichen oder theoretischen Praktiken aber eigenen zeitlichen Zwängen und Dringlichkeiten. Sie kommen etwa durch Berichtsfristen, anstehende Evaluierungen und Begutachtungen, auslaufende Projektfinanzierungen, Publikationstermine etc. zum Ausdruck.

Welche praktischen Fertigkeiten entwickeln und kultivieren Teilnehmer/innen und Theoretiker/innen, um solche Zwänge und Dringlichkeiten zu be-

wältigen? Was lässt sich über entsprechende praktische Kompetenzen, Know-how, konventionalisierte Vorgehensweisen, Techniken und Kniffe sagen? Diesbezüglich ist etwa ein Blick in die von Howard S. Becker (1998) beschriebenen und explizierten *tricks of the trade* und das hier zusammengestellte – für das Theoretisieren ganz praktische – prozedurale Wissen instruktiv.[5]

Tricks, praktische Kniffe und Befähigungen können darüber hinaus als Bestandteile einer sozialtheoretischen *literacy* verstanden werden – die Praxeologie des Theoretisierens kann konzeptionell an die Forschungen der New Literacy Studies (Street 1995; 2003; Mills 2010) anschließen. Für diese aus einer ethnologischen und ethnografischen Forschungstradition hervorgegangene Forschungsrichtung ist ein breites und plurales Verständnis von *literacy* kennzeichnend: Man kann demnach »literat sein« in Bezug auf technische Gebrauchsanweisungen, Karten und Pläne, Noten und Partituren, Programmcodes oder eben in Bezug auf sozialwissenschaftliches Theoretisieren. Dabei kritisieren die New Literacy Studies Vorstellungen von Literalität als einer allgemeinen technischen Fähigkeit. Wie alle *literacies* wäre demzufolge auch eine sozialtheoretische *literacy* in einen ganz spezifischen soziokulturellen Kontext eingebettet und mit entsprechenden kulturspezifischen epistemologischen Prinzipien, Wissensformen, Weltsichten und Identitätskonzepten (z.B. *der Theoretikerin*) verbunden.

Die *ethnographies of literacy* (Baynham 2004) bemühen sich darum, jeweils situierte, lokale *literacy practices* zu erschließen. Dabei werden insbesondere die Akkulturationsprozesse, in denen z.B. Studierende eine anerkannte, dominante *literacy* erwerben (müssen), fokussiert. Im Mittelpunkt stehen die Prozesse des *literacy learning* und der *literacy acquisition*. Im Anschluss daran wäre im Hinblick auf die Ausbildung der Fähigkeit zum sozialwissenschaftlichen Theoretisieren beispielsweise zu fragen: Wie bringen Studierende in ihren Seminarbeiträgen und schriftlichen Arbeiten ein Verständnis der Anforderungen hervor, denen sie ›Theoretisieren‹ ausgesetzt sehen? Welche Ethno-Theorien des ›Theoretisierens‹ lassen sich in solchen Lehrkontexten finden? Weil die Forschungen im Bereich der New Literacy Studies sich hauptsächlich für die Prozesse des Erwerbs von *literacy* interessieren, werden professionelle *literacy practices* und dominierende *literacies* (etwa im Recht, in der Politik, in den Medien, in der Verwaltung und – nicht zuletzt – in der Wissenschaft) bislang

5 | »The social science trades, no less than plumbing or carpentry, have their tricks, designed to solve their peculiar problems. Some of these tricks are simple rules of thumb, derived from experience [...]. Others come out of a social scientific analysis of the situation in which the problem arises [...]. The tricks that make up the content of this book help solve problems of thinking, the kind of problems social scientists usually see as ›theoretical‹« (Becker 1998: 2f.).

kaum untersucht – ihre empirische Erschließung stellt jedoch ein wichtiges Desiderat der New Literacy Studies dar (Mills 2010: 261).

3. Theoretisieren als Theorie-Schreiben

Wie kann nun eine wissenschaftliche *literacy*, wie kann das professionelle wissenschaftliche Theoretisieren und Fabrizieren von theoretischem Wissen empirisch zugänglich gemacht und ausgeleuchtet werden? Die Wissenschaftsforschung hat in vielen Studien – vor allem im Bereich der Natur- und Laborwissenschaften – gezeigt, wie wissenschaftliches Wissen fortlaufend in textuellen Praktiken hervorgebracht wird (vgl. u.a. Lynch 1993). Im Anschluss daran kann die These formuliert werden, dass sich ›Theoretisieren‹ ganz wesentlich in und durch Praktiken und Prozesse des Schreibens vollzieht.[6] Niklas Luhmann hat in praxeologisch anmutenden Formulierungen die Kontingenz epistemischer Schreibpraktiken festgehalten:[7] »Auch Wissenschaftler müssen, wenn sie publizieren wollen, Sätze bilden. In der dafür notwendigen Wortwahl herrscht jedoch ein für die meisten Leser unvorstellbares Maß an Zufall. Auch die Wissenschaftler selbst machen sich dies selten klar. Der weitaus größte Teil der Texte könnte auch anders formuliert sein und wäre auch anders formuliert, wenn er am nächsten Tag geschrieben worden wäre« (2008: 10). Die Kontingenz und die Prozessualität des Formulierens, die Luhmann hier betont, verweisen in unserem Argumentationszusammenhang darauf, dass das ›Theoretisieren‹ empirisch nicht nur über seine Produkte und Resultate, d.h. die theoretischen Texte, sondern mit Bezug auf die situierten Prozesse und Praktiken ihrer Herstellung, d.h. über das Schreiben erschlossen und verständlich gemacht werden muss.

3.1 Theorie-Schreiben als epistemische Aktivität

Im Vollzugsgeschehen theoretischer Praktiken besetzt das Schreiben die so selbstverständliche wie unthematisierte Zentralstelle zwischen ›theoretischem Denken‹ und theoretischem Text (der als dessen ›schriftliche Fixierung‹ gilt). In einer praxissoziologischen Perspektive auf das *doing theory* im Sinne eines Schreibens von Theorie wird die verbreitete Gegenüberstellung von Denken und Tun zurückgewiesen. In unserem Argumentationszusammenhang be-

6 | Vgl. zur empirischen Analyse von Prozessen der Herstellung von wissenschaftlichem Wissen im Schreiben jüngst auch Engert/Krey (2013).

7 | Dieser Hinweis sowie viele Ideen dieses Abschnitts entstammen der gemeinsamen Arbeit zum Thema »Schreibpraktiken als Wissenspraktiken« mit Gerd Sebald. Vgl. dazu auch Sebald (2014).

deutet dies, dass das Schreiben nicht von vorneherein als eine von einem ›theoretischen Denken‹ unterschiedene, nachgeordnete, äußere Aktivität des bloßen Niederschreibens vorgängiger theoretischer Einfälle, Ideen, Gedanken marginalisiert wird, sondern als beobachtbare Seite theoretischer Aktivitäten in den Mittelpunkt rückt.[8] Theoretisieren wird damit nicht mehr als eine rein ›geistige‹, kognitive, durch mentale Schemata und Modelle gesteuerte ›verkopfte‹ Aktivität aufgefasst. Im *doing theory* manifestiert sich vielmehr ein besonderes Schreiben-, Lesen- und Kommunizieren-Können *(theoretical literacy)*, das sich im situierten und beobachtbaren Zusammenspiel zwischen Theoretiker/innen, Texten, Artefakten, Medien etc. realisiert.

Schreiben impliziert in seiner prozessualen und praktischen Dimension also weit mehr und anderes als lediglich das Fixieren, zu Papier bringen von bereits Entdecktem, Gewusstem und Gedachtem: Wir wissen nicht zuletzt, indem und dadurch, dass wir schreiben. Wir kommen schreibend zu Erkenntnissen oder auf Ideen, modifizieren, validieren, evaluieren, relativieren und verwerfen diese Ideen wieder und schreiben weiter.[9] Schreiben hat also eine explorative Dimension. »Den Worten eine konkrete, d.h. schriftliche Form zu geben, heißt nicht, sich auf gefährliche Positionen festzulegen«, erläutert Becker, »das genaue Gegenteil ist der Fall. Die Gedanken lassen sich in geschriebener Form sehr viel leichter sortieren. Und das Schreiben der ersten Sätze wird leichter, wenn man sehen kann, was man sagen möchte« (2000: 83).

Es handelt sich so gesehen beim Theoretisieren also um Wissens- und Erkenntnisvorgänge, die unmittelbar in die spezifischen, situierten Abläufe des Schreibens verwickelt sind (Hoffmann 2010: 85). In diesen Prozessen entstehen etwa Notizen oder Kritzeleien, die mitunter den Status von epistemischen Dingen erlangen können (Rheinberger 2012). Schreiben ist ein praktischer, körperlich-, materiell- und artefaktvermittelter Aktivitätsmodus des Denkens, das heißt des Konzipierens, Gliederns, Strukturierens, Erkennens etc. Als Schreibprozesse sind Praktiken des Theoretisierens zugleich mentale, kognitive, intellektuelle sowie körperliche, materiell eingebundene, artefaktgestützte und technologisch vermittelte Vollzüge. Am Schreiben sind vom Auge über-

8 | Flusser (2012: 266) betont, dass das Schreiben nicht in zwei voneinander getrennte Prozesse des Denkens und der (körperlich-gestischen) Schreibhandlung zerfällt: »Es ist falsch zu sagen, dass die Schrift das Denken fixiert. Schreiben ist eine Weise des Denkens. Es gibt kein Denken, das nicht durch eine Geste artikuliert würde.«

9 | Engert/Krey weisen in ihrer empirischen Studie soziologischer Schreibpraktiken darauf hin, dass die digitalen Schreibwerkzeuge Computer und Textverarbeitungssoftware diese tastenden, vorläufigen Schreibbewegungen unterstützen: »Im Gegensatz zur handschriftlichen Notiz auf Papier hält die spezifische Funktionalität des Textverarbeitungsprogramms das Geschriebene in einer permanenten potentiellen Vorläufigkeit« (2013: 372).

wachte und vom praktischen Sinn orientierte Hand- und Fingerbewegungen, Kugelschreiber, Federhalter, Tastaturen, Papier oder digitale Speichermedien und andere Artefakte und Materialien beteiligt.

Es müsste in dieser Perspektive also darum gehen, das sozialwissenschaftliche *doing theory* als ein tatsächliches Schreibgeschehen empirisch zu erschließen. Auf diese Weise könnte nicht zuletzt auch eine teleologische Voreingenommenheit vieler werkgeschichtlich und editionswissenschaftlich ausgerichteter Studien zur Entstehung der klassischen theoretischen Werke vermieden werden. Solche Studien gehen überwiegend vom geschriebenen Werk aus. Sie rekonstruieren den Prozess der Textentstehung und verwandeln das Werk für ihre Leser in ein sich unter deren Augen vollziehendes Schreiben. Damit schreiben sie jedoch nachträglich dem Schreibprozess eine viel zu hohe Stringenz und Zielgerichtetheit zu.[10] Um dies zu vermeiden und um jene (dynamischen, prozesshaften, flüchtigen) epistemischen Aspekte theoretischer Schreibpraktiken in den Blick zu bekommen, die nicht an die Herstellung von überdauernden Texten geknüpft sind und folglich über diese nicht zugänglich werden, darf die empirische Untersuchung von theoretischen Schreibpraktiken also nicht auf eine Rekonstruktion von Prozessen der Textentstehung verengt werden.

Vielmehr muss die praktische Prozessualität des *doing theory* beobachtbar gemacht und empirisch erschlossen werden, in der sich im Moment des Schreibens zugleich die Bedingungen des Weiterschreibens realisieren. Kritzeleien, Notizen, Entwürfe, Überarbeitungen, Textfragmente und andere Schreibspuren – neben Teilnehmerverbalisierungen die bevorzugten Datentypen von *ex post* Analysen, wie sie beispielsweise in der literaturwissenschaftlichen Schreibforschung dominieren – vermitteln »keinen direkten Zugang zum Schreibprozess« (Grésillon 2012: 153). Sie können lediglich Indizien für die *ex post* Rekonstruktion dieses Vorgangs liefern und wären daher durch Prozess- und Beobachtungsdaten zu ergänzen.

3.2 Praktiken des Theoretisierens und theoretische Felder

Praktiken des Theorie-Schreibens sind, obwohl sie von individualistischen Vorstellungen geprägt sind, sozial organisiert. Teilnehmer theoretischer Praktiken werden als Schreibende rekrutiert. Sie treten ein, erwerben und teilen die grundlegenden Orientierungen und gemeinsamen Beurteilungskriterien

10 | Grésillon formuliert ähnlich aus der Perspektive der *critique génétique* – einer praxeologischen Richtung innerhalb der philologischen Schreibforschung: Wird Schreiben zu eng mit seinen Produkten (Texten, Werken) verknüpft, dann bleiben »alle Arten von Schreiben ausgeklammert, deren Ergebnis nicht mit irgendeiner Definition von ›Text‹ vereinbar ist« (2012: 155).

bezüglich der Ausrichtungen und Ziele, der Sinnhaftigkeit sowie der spezifischen Probleme und Schwierigkeiten. Dabei bilden etwa Präzision, Pointiertheit und Originalität einer Argumentation gemeinsam geteilte Kriterien für das Gutsein einer theoretischen Praktik. Diese Kriterien stehen zudem in enger Verbindung mit einer mehr oder weniger expliziten kollektiven ethischen »Norm des Gutseins« (Jaeggi 2014: 175). Ähnlich wie das von Zembylas und Dürr (2009) praxeologisch untersuchte literarische Schreibenkönnen lässt sich auch die theoretische *literacy* als *personal knowledge* (Polanyi 1958) verstehen. Es handelt sich um eine zwar personengebundene Kompetenz, die jedoch kein Privatwissen darstellt, sondern der kollektiv geteilten Praktik des Theoretisierens entspringt.

Praktikergemeinschaften bilden Kollektive, deren Teilnehmer ständig vielfältig interagieren und ihre Produktionen mitunter aufmerksam beobachten. Die soziale Organisation des Theorie-Schreibens ist also Resultat und zugleich Voraussetzung fortlaufender Kooperationen und Kollaborationen. Diese reichen vom wechselseitigen Lesen und Zitieren, der Besprechung, Begutachtung und Kritik durch theoretisierende Peers, über die Antizipation von in Theorie-Communities gemeinsam geteilten Erwartungen und deren Beglaubigung in rituellen Zusammenkünften (Tagungen, Kongresse) bis hin zur *joint attention* als einer grundlegenden Öffentlichkeitsdimension (dazu Schmidt/Volbers 2011) des Theoretisierens.

In dieser Hinsicht ist es besonders interessant, das Lesen und die Beziehungen zu Leserschaften als Aspekte der Kollektivität des Theorie-Schreibens mit einzubeziehen. Der Zusammenhang zwischen Schreiben und Lesen umfasst zum einen das Lesen des eben selbst Geschriebenen,[11] zu dem die Schreibende die Perspektive einer im Rahmen der Praktiker-Gemeinschaft des *doing theory* generalisierten Anderen einnimmt. Zugleich werden immer auch andere Anwesende, medial Angeschlossene, Abwesende, zeitlich verschobene und räumlich weit ausgedehnte Leserschaften adressiert und ins Theorie-Schreiben hinein genommen. *Doing theory* ist in dieser Hinsicht immer Schreiben für den theoretischen Diskurs. Die verschiedenen räumlichen und zeitlichen Ausdehnungen und Bezüge des Theorie-Schreibens können empirisch ausgeleuchtet werden, um auf diese Weise die transsituativen Assoziationen, Übersetzungen und Transfers zu ermitteln, durch die Theorie-Netzwerke im wissenschaftlichen Feld gekennzeichnet sind. Als besonders aufschlussreich kann es sich dabei erweisen, die empirischen Globalisierungen von theoreti-

11 | Schreiben (Produktion) und Lesen (Rezeption) werden in der hier vorgeschlagenen Perspektive also nicht als distinkte Aktivitäten, sondern als integrale Prozessaspekte von Schreibpraktiken aufgefasst. Schreiben ist vom Lesen schon deshalb nicht zu trennen, weil »jeder Schreiber auch sein erster Leser ist« (Grésillon 2012: 161).

schen Praktiken und Theorie-Netzwerken sowie ihre internen und externen Dominanz- und Subordinationsverhältnisse nachzuzeichnen.[12]

3.3 *doing theory* als Subjektivierung

In der kommunikativen Orientierung an den anwesenden wie abwesenden Leserschaften des theoretischen Diskurses vollzieht sich zugleich die Herstellung eines theoretischen Selbst – *doing theory* kann in dieser Hinsicht auch als ein Prozess der Subjektivierung aufgefasst werden. Teilnehmer/innen involvieren sich und investieren (sich) in mitunter beträchtlichem Ausmaß ins Theorie-Schreiben. Solche Investitionen können machtanalytisch interpretiert und erhellt werden.

Das eigentümlich fruchtlose Schreiben, an dem sich vor allem Novizen und Nachwuchswissenschaftler/innen in vielen Geistes- und Sozialwissenschaften mit ausdauerndem Engagement beteiligen, kommt einem praktischen Exerzitium und einer über Jahre forcierten fortlaufenden Subjektivierungsübung gleich: Da nur ein immer kleinerer Bruchteil der an die wichtigsten Review-Zeitschriften geschickten Manuskripte publiziert wird, während die Anzahl der Einreichungen zugleich beständig steigt, ist die Gewinnung von Lesern offenbar kein realistisches Ziel solcher Schreibpraktiken. Das massenhafte Schreiben ohne Aussicht auf Leserschaft hat Züge einer anhaltenden, auch durch ständige Abweisungen und Ablehnungen nicht irritierbaren Investition und Hingabe. Diese Hingabe *(commitment)* wird in verschiedenen Test- und Responsibilisierungsverfahren (Kolloquien, Workshops, Tagungen, Besprechungen mit den Betreuern von Qualifikationsarbeiten etc.) manifestiert und überprüft.

Es geht um das Einüben eines bestimmten theoretischen Stils, um die immer wieder aufs Neue demonstrierte Anerkennung bestimmter (zitierter) theoretischer Autoritäten und die Befolgung und Reproduktion bestimmter Gepflogenheiten, über deren Einhaltung einige weniger Gutachter/innen und Herausgeber stellvertretend wachen. Das akademische Theorie-Schreiben zeigt sich in dieser Perspektive als eine konformistische Praktik, die nicht nur auf die Produktion und Veröffentlichung von Texten, sondern zugleich auch auf die Bewahrung eines bestimmten *status quo*, d.h. von Theorietraditionen, und auf die langwierige Ausbildung eines theoretischen Habitus ausgerichtet ist.

Der empirischen Untersuchung von Zembylas/Dürr zufolge zeigen sich auch in literarischen Schreibpraktiken vergleichbare Varianten von Disziplin und Subjektivierung: Hier sind Teilnehmer/innen mitunter so sehr ins Schrei-

12 | Bourdieus Studie *Homo Academicus* (1992) kann diesbezüglich immer noch als Pionierarbeit gelten.

ben verwickelt und eingebunden, dass sich Schreiben zu einer Lebensweise auswächst. Über lange Zeiträume hinweg werden bestimmte Arbeitszeiten eingehalten, wird eine Selbstdisziplin des Dranbleibens kultiviert, begleitet von Phasen der Einsamkeit, des Schweigens und der Stille. Schreiben kann in diesem Kontext heißen, »sich von Alltäglichkeiten aus[zu]sperren [...] [und, RS] Situationen des ›Bei-sich-Seins‹ zu schaffen, um die höchste Aufmerksamkeit für das Schreiben zu erreichen. [...] Dieser Zustand der Inwendigkeit – manche vergleichen ihn mit spirituellen Praktiken – ist zugleich ein Zustand des Sich-Abwendens von der alltäglichen Betriebsamkeit« (Zembylas/Dürr 2009: 88).

4. Das Theoretisieren von Sozialität und Gesellschaft

Abschließend sollen nun noch einige Fragen und Überlegungen zum Gegenstandsbezug des *doing theory* zusammengetragen werden. Das Theoretisieren von Sozialität und Gesellschaft wird dabei in beiden möglichen Bedeutungen berücksichtigt, das heißt einerseits im Sinne einer auf Sozialität bezogenen praxeologischen sozialwissenschaftlichen Theoriebildung und andererseits auf der Gegenstandsebene selbst, im Sinne eines (nicht-sozialwissenschaftlichen) *doing social theory* durch das Recht, die Politik, die Ökonomie, die Beratung oder ›die Leute‹.[13] Dabei wird vermutet, dass in verschiedenen sozialen Welten möglicherweise jeweils eigene Theoriebildungen über ›die Gesellschaft‹ vorkommen und entsprechende Theorien kultiviert werden.

4.1 Praxeologische Sozialtheorien und Sozialitätsentwürfe

Den vorangegangenen Überlegungen zum *doing theory* folgend liegt es nun nahe, auch zu fragen, wie sich denn in dieser Perspektive diejenigen Varianten von Sozialtheorien kennzeichnen lassen, die einen praxeologischen Erkenntnisstil für sich beanspruchen.[14] Was lässt sich über die wichtigsten Merkmale und operativen Modi praxeologischer Theoriebildung sagen?

13 | Diese Idee geht auf Hanna Göbel und Doris Schweitzer und den von beiden im Februar 2014 am Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« der Universität Konstanz veranstalteten Workshop mit dem Thema »Doing Gesellschaftstheorie« zurück.

14 | Damit ist keineswegs gesagt, dass die empirische praxeologische Forschung nur mit Praxistheorien arbeiten sollte. Als explizit theorieorientierter empirischer Erkenntnisstil ist die Praxeologie vielmehr grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, dass immer wieder andere, komplementäre wie untereinander konkurrierende theoretische Bezüge als Sehhilfen ausprobiert und verwendet werden. Vgl. dazu die Beiträge in Kalthoff et al. (2008).

Praxeologische Theorien sind praxissensibel: Sie interessieren sich für die praktische Vollzugswirklichkeit des Sozialen und der untersuchten Gegenstandsbereiche. Dabei bemühen sie sich aber, eine Distanz zu den Problemdefinitionen und Erklärungsmodellen des Feldes und eine Spannung zum Gegenstand, das heißt zwischen theoretischen Praktiken und theoretisierten Praktiken, aufrechtzuerhalten und diese Differenzen nicht einzuebnen. Sie müssen daher immer auch versuchen, Forderungen nach Anwendungsrelevanz oder Parteilichkeit zurückzuweisen und als Theorien ausgesprochen unpraktisch zu bleiben. Stefan Wolff hat die Kennzeichen praxissensibler Theorien negativ formuliert: Für eine praxissensible Theoriebildung ungeeignet sind demnach Theorien, »die Gegenstände aus dem situativen Kontext ihres Gebrauchs herausnehmen, die mit Idealtypen, Tiefenstrukturen, Wesenheiten und kontrafaktischen Unterstellungen arbeiten, die dezidierte Vorstellungen davon hegen, was Gesellschaftsmitglieder tun können, sollen oder angeblich eigentlich wollen, und [...] die Gesellschaftsmitglieder als (Sozial-)Wissenschaftler minderer Qualität behandeln« (Wolff 2008: 251).

Eine weitere Anforderung an ein praxeologisches Theoretisieren von Gesellschaft, Sozialität und sozialen Praktiken ergibt sich aus der oben erläuterten negativen Epistemologie. Wie kann ein solches Theoretisieren, negativ und erkenntniskritisch, ›scholastische‹ Selbstmissverständnisse vermeiden und zugleich sich selbst, d.h. der eigenen theoretischen Praxis, als auch seinem Gegenstand, d.h. den theoretisierten sozialen Praktiken, gerecht werden?

Zunächst ist festzuhalten, dass sich ein praxeologisches Theoretisieren in Abgrenzung von ›scholastischen‹ Konzeptionen darum bemühen muss, sich selbst und seine besonderen sozialen, institutionellen und empirischen Voraussetzungen zu reflektieren. Dadurch sollen insbesondere die folgenden beiden zueinander komplementären ›scholastischen‹ Fehlleistungen vermieden werden (Schmidt 2012: 28ff.).

Zum einen neigen scholastische Ansätze dazu, die partikularen Perspektiven und Sozialerfahrungen von Theoretiker/innen und Intellektuellen unkontrolliert zu universalisieren und sie auch den Teilnehmer/innen im Gegenstandsbereich zu unterstellen. Diese werden dann nicht mehr als praktisch Involvierte, sondern als – oft defizitäre – Theoretiker ihrer Praktiken beschrieben. Die Vollzugswirklichkeit und Logik der untersuchten Praktiken wird dadurch verfehlt. Praxeologisches Theoretisieren ist daher darauf ausgerichtet, die Differenz zum Feld und seinen Teilnehmer/innen zu unterstreichen und zu reflektieren. Die Spannung zwischen theoretischer und theoretisierter Praxis darf weder zur Theorie hin (›auch die beobachteten Praktiker haben ein – oft unzureichendes – theoretisches Verhältnis zu ihrer Praxis‹), noch zur Praxis hin (›auch die Theoretiker sind Praktiker und Involvierte‹) aufgelöst werden.

Zum anderen verfangen sich scholastische Ansätze aufgrund ihrer von ihnen nicht durchschauten Produktionslogiken in symptomatischen Irrtümern.

Sie tendieren zum Beispiel dazu, die von ihnen konstruierten Modelle der Wirklichkeit als die Grundlagen dieser Wirklichkeit selbst zu behandeln. Solche scholastischen Kategorienfehler finden sich insbesondere in Sozialtheorien, denen ein substanzialistisches oder realistisches (Miss-)Verständnis von Normen, Regeln, sozialen Strukturen, Systemen oder anderen analytischen Konzepten oder theoretischen Fiktionen zugrunde liegt.[15] ›Soziale Strukturen‹ sind keine Grundlagen von Sozialität, sondern modellhafte Konzeptualisierungen von Aspekten, Dimensionen und Zusammenhängen konkreter, empirisch wirksamer, vielfältiger und unüberschaubarer, aber prinzipiell beobachtbarer Relationen und Verknüpfungen von Praktiken-Netzwerken, Kommunikationen, Teilnehmer-Accounts und -Deutungen.

Ein solches praxeologisches Verständnis von Sozialität hat beispielsweise Theodore Schatzki (1996) in seinem an der Spätphilosophie Wittgensteins orientierten Entwurf herausgestellt. Schatzki konzipiert Sozialität als ein Zusammenleben und Zusammenhängen, das in der öffentlichen Koexistenzweise von in sozialen Praktiken organisierten und involvierten Teilnehmerschaften besteht. Dabei teilt sich das Gesamtlabyrinth untereinander verbundener Praktiken, welches das Feld des Sozialen konstituiert, in verschiedene Formationen und Gebilde. Diese bestehen wiederum aus Bündeln von sozialen Praktiken, die gekennzeichnet sind durch praktisches Verstehen, explizite Ausführungsvorschriften sowie durch eine körperlich-affektive und mentale Ausgerichtetheit und Orientiertheit der Teilnehmer (ebd.: 89; Schatzki 2001). Schatzki (1996: 91-110) unterscheidet zwischen verteilten und verstreuten Praktiken einerseits und integrativen Praktiken andererseits. Ein Beispiel für erstere wäre die Praktik der Befragung, die in religiösen, polizeilichen, gerichtlichen und anderen integrativen Praktiken je charakteristische Formen annimmt. Das Feld des Sozialen umfasst also vielfältige Verknüpfungen und Überformungen beider Typen von Praktiken. Die Teilnahme an Praktiken bedeutet Teilhabe und öffentliches soziales Zusammenleben: »through participating in a practice a person eo ipso coexists with others, not merely those individuals with whom she interacts, but also wider sets up to and including the collection of all those party to the practice. [...] All integrative and dispersed practices are social, above all because participating in them entails immersion in an extensive tissue of coexistence with indefinitely many other people« (ebd.: 104f.).

15 | Ein Beispiel wäre etwa Talcott Parsons' normativistischer Funktionalismus, der Werte und Normen substanzialisiert und als eigenständige Entitäten den Handelnden gegenüberstellt; vgl. zu dieser Kritik Garfinkel (1967). Häufig richtet sich die Kritik an scholastischen Sichtweisen aber auch gegen das realistische Strukturverständnis bei Lévi-Strauss, der kulturelle und soziale Strukturen mit unbewussten Strukturen des menschlichen Geistes identifiziert; vgl. dazu Bourdieu (1987: 57-78).

Auf ähnliche Weise untersucht die – ebenfalls zur Familie der praxistheoretischen Zugänge zu zählende – Akteur-Netzwerk-Theorie translokale Netzwerke, die sie als Verkettungen von Teilnehmern *(humans)* und *nonhumans* versteht. Sie interessiert sich für Assoziationen verschiedener körperlicher und materieller Träger, verschiedener Zeiten und Orte sowie gerahmter und miteinander verbundener Interaktionen, die in der Zeit andauern und sich im Raum ausweiten. Sozialität umfasst in dieser Konzeption *nicht* Mikro- und Makro-Ebenen oder verschiedene Niveaus von (sichtbarer) Oberfläche und (unsichtbarer) Tiefe. Menschliche Sozialität erstreckt sich vielmehr auf ein und derselben flachen Ebene öffentlicher, situierter Praktiken, die durch Rahmungen zugleich lokalisiert und globalisiert werden (Latour 2010: 275-423). Der Begriff der Rahmung wird dabei nicht metaphorisch, sondern mehr oder weniger wörtlich verwendet. Gemeint sind Gebäude, Wände, Mauern, Türen und andere Artefakte, die Praktiken einerseits isolieren und damit ermöglichen, sie aber andererseits zugleich auch delokalisieren, das heißt mit unterschiedlichen Zeiten, Orten und Personen verketten. Diese »vermittelnden Handlungen« von Objekten, Artefakten und Techniken sind demnach für die Strukturierungen von Sozialität entscheidend. Sie leisten eine Arbeit, »die Lokales (durch Kanalisierung, Unterteilung, Fokussierung, Reduzierung) und Globales (durch Instrumentierung, Zusammenstellung, Zuspitzung, Verdichtung) erzeugt« (Latour 2001: 242). Sozialität wird also als öffentliche Assoziation und Aggregation von gerahmten und vernetzten Praktiken verstanden.

Für unsere Frage, *wie Theoretisieren eigentlich geht und praktiziert wird*, ist der ganz ähnliche operative Modus aufschlussreich, durch den die skizzierten Sozialitätskonzeptionen von Schatzki und Latour gekennzeichnet sind. Beide Konzeptionen liefern keine in sich geschlossenen theoretischen Darstellungen von Sozialität oder für sich selbst stehende Theoriegebäude, sondern eher theoretisch-konzeptionelle Platzhalter: Ihre theoretischen Fassungen von Sozialität sind untrennbar mit der Aufforderung verknüpft, Sozialität zu konkretisieren und empirisch zu entfalten, die Verkettungen und Überlagerungen von Praktiken bzw. die Assoziationen von *humans* und *nonhumans* beobachtbar zu machen, zu verfolgen und zu beschreiben. *Doing theory* ist hier ein empirienaher und stets empirisch irritierbarer Prozess. Es fächert sich auf in ein Ensemble von Tätigkeiten, in deren Abfolge sich ein gradueller und stets reversibler Übergang von empirischen und analytisch-theoretischen Operationen vollzieht: sammeln, dokumentieren, *following, mapping,* lokalisieren, globalisieren, kartographieren, inventarisieren, ordnen, typisieren, unterscheiden, klassifizieren, abstrahieren, generalisieren, systematisieren, universalisieren, zeigen, beschreiben, revidieren und weiter schreiben – um den Kontingenzen, Widersprüchen, Inkommensurabilitäten, Instabilitäten, Unstimmigkeiten, Paradoxien und Zusammenbrüchen auf der Ebene der Vollzugswirklichkeit der Praktiken immer wieder neu und immer wieder anders gerecht zu werden.

4.2 Teilnehmer-Theoretisierungen von Sozialität und Gesellschaft

Zum Abschluss soll die Frage nach dem *doing theory* im Hinblick auf ein ›gesellschaftliches Theoretisieren‹ von Sozialität verschoben werden. Nachdem Theoretisieren in den vorangegangenen tastenden Versuchen als ein Ensemble epistemischer Praktiken beschrieben wurde, kann davon ausgegangen werden, dass solche Praktiken und Verfahren nicht auf den Bereich der professionell betriebenen Sozialwissenschaften beschränkt bleiben, sondern auch in anderen sozialen Feldern vorkommen. Es kann von verschiedenen möglichen Varianten eines solchen Vorkommens ausgegangen werden.

Zunächst ist es naheliegend, außerwissenschaftliche sozialtheoretische Praktiken als Folgen einer Verwissenschaftlichung des Sozialen und einer außerwissenschaftlichen Verwendung der Sozialwissenschaften etwa zu Zwecken einer sozialtechnologischen Modernisierung zu begreifen (Beck/Bonß 1989). Diese schon etwas ältere Perspektive auf die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens macht darauf aufmerksam, dass Sozialwissenschaftler/innen in Organisationen, Unternehmen, staatlichen Institutionen, in der Beratung, im Bildungssystem und in anderen Feldern und Gegenstandsbereichen, mit denen sie sich beschäftigen, ihren eigenen Theorien (in angewandtem oder abgewandeltem Zustand) begegnen können. Weil diese Debatte jedoch ungebrochen vom Monopol der Sozialwissenschaften für die Produktion von sozialwissenschaftlichem und sozialtheoretischem Wissen ausgeht und sich nur für die Verbreitung und Verwendung dieses Wissens interessiert, besitzt sie keine Aufmerksamkeit für Formen eigenständigen außerwissenschaftlichen Theoretisierens von Sozialität auf der Objektebene und innerhalb der Gegenstandsbereiche der Sozialwissenschaften.

Eine andere Variante eines ›gesellschaftlichen Theoretisierens‹ von Sozialität erschließt sich über die von Knorr Cetina (2008) formulierte Frage nach der »Einnistung von Wissensstrukturen in soziale Strukturen«. Knorr Cetina beschreibt eine theoretische Kreativität von Institutionen und Organisationen. Demnach sind für viele moderne Organisationen autokonstruktive Prozesse kennzeichnend. Diese beziehen sich auf fortlaufend selbst entwickelte Theorien und Sozialontologien, das heißt auf eine von ihnen selbst vorgenommene theoretische Konfiguration von Basiseinheiten, Strukturen, Prozessen, Akteuren und anderen Entitäten. Davon ausgehend nimmt Knorr Cetina an, dass in der gegenwärtigen Gesellschaft »soziale Ordnung und epistemische Prozesse [...] potentiell verknüpft sind« (ebd.: 39). Ein Beispiel dafür wären die Banken, die getrieben »von radikalen Bedenken gegenüber Objektivität, Kausalität, empirischer Entscheidbarkeit« ein Heer von Analysten beschäftigen, die wiederum »die Finanzwelt, in der sich die Bank bewegt, ausmachen und gestalten« (ebd.: 51). Epistemische Prozesse – im Beispiel Praktiken des Theoretisierens der Finanzwelt – sind also in die sozialen Strukturen von (Finanz-)

Organisationen selbst eingegangen. Im Anschluss daran könnte man fragen, wie zum Beispiel Institutionen oder Organisationen des Rechts, der Politik, der Bildung, der Medizin, etc. ihre jeweiligen Prozesse theoretisieren und die beteiligten Entitäten theoretisch konfigurieren. Es ist zu vermuten, dass diese jeweils eigenlogischen epistemischen und theoretischen Reflexions- und Konfigurationspraktiken jeweils auch auf das Erkenntnisobjekt ›Gesellschaft‹ stoßen. Diese Perspektive auf ein – möglicherweise gerade für gegenwärtige Wissensgesellschaften charakteristisches – in die Objektebenen und die verschiedenen Gegenstandsbereiche eingelassenes gesellschaftliches Theoretisieren von Sozialität und Gesellschaft kann der Soziologie neue Forschungsfelder erschließen.

Mit der Verschiebung der Frage nach dem *doing theory* kommt in einem weiteren Schritt schließlich auch das auf Sozialität bezogene Soziologisieren und Theoretisieren der Leute in den Blick. Eine solche epistemische Aktivität, ein mundanes Theoretisieren und Soziologisieren kann als Bestandteil eines kulturellen Repertoires der »members« (Sacks 1992) und ihrer Methoden bestimmt werden. Bei der alltäglichen Konstruktions- und Deutungsarbeit der Leute, ihrem Soziologisieren, Kritisieren und Infragestellen (Boltanski 2010) handelt es sich immer auch um theoretische Kompetenzen. Sie bilden ein öffentliches gesellschaftliches Vermögen, mit dem das disziplinäre, fachliche soziologische Theoretisieren systematisch rechnen muss (Scheffer/Schmidt 2013). Das Theoretisieren der Leute geht – wie Michel de Certeau formuliert – als »das Gemurmel der Gesellschaften [...] den Texten voraus« (1986: 9).

Literatur

Baynham, Mike (2004): »Ethnographies of Literacy: Introduction«, in: Language and Education 18 (4), S. 285-290.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens, Frankfurt a.M.

Becker, Howard S. (1998): Tricks of the Trade. How to Think Abour Your Research While You're Doing It, Chicago/London.

Becker, Howard S. (2000): Die Kunst des professionellen Schreibens. Ein Leitfaden für die Geistes- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M.

Boltanski, Luc (2010): Soziologie und Sozialkritik, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (1992): Homo academicus, Frankfurt a.M.
Certeau, Michel de (1986): Kunst des Handelns, Berlin.
Engert, Kornelia/Krey, Björn (2013): »Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten«, in: Zeitschrift für Soziologe 42 (5), S. 366-384.
Flusser, Vilém (2012): »Die Geste des Schreibens«, in: Sandro Zanetti (Hg.), Schreiben als Kulturtechnik, Berlin, S. 261-268.
Garfinkel, Harold (1967): »Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an ›Intersexed‹ Person«, in: ders., Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs, S. 116-185.
Grésillon, Almuth (2012): »Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben«, in: Sandro Zanetti (Hg.), Schreiben als Kulturtechnik, Berlin, S. 152-186.
Hoffmann, Christoph (2010): »Schreiben als Verfahren der Forschung«, in: Michael Gamper (Hg.), Experiment und Literatur. Themen, Methoden, Theorien, Göttingen, S. 181-207.
Jaeggi, Rahel (2014): Kritik von Lebensformen, Berlin.
Kalthoff, Herbert et al. (Hg.) (2008): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M.
Knorr Cetina, Karin (2008): »Theoretischer Konstruktivismus. Über die Einnistung von Wissensstrukturen in soziale Strukturen«, in: Herbert Kalthoff et al. (Hg.), Theorietische Empirie, Frankfurt a.M., S. 35-78.
Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11 (2), S. 237-252.
Latour, Bruno (2010): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt a.M.
Luhmann, Niklas (2008): Schriften zur Kunst und Literatur, Frankfurt a.M.
Lynch, Michael (1993): Scientific Practice and Ordinary Action: Ethnomethodology and Social Studies of Science, Cambridge.
Mills, Kathy Ann (2010): »A Review of the ›Digital Turn‹ in New Literacy Studies«, in: Review of Educational Research 80 (2), S. 246-271.
Nicolini, Davide (2012): Practice Theory, Work and Organization, Oxford.
Polanyi, Michael (1958): Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy, London.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
Rheinberger, Jörg (2012): »Zettelwirtschaft«, in: Sandro Zanetti (Hg.), Schreiben als Kulturtechnik, Berlin, S. 441-452.
Sacks, Harvey (1992): Lectures on Conversation. Bd. 2, Oxford.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Schatzki, Theodore (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge.

Schatzki, Theodore (2001): »Practice-Mind-ed Orders«, in: ders. et al. (Hg.), The Practice Turn in Contemporary Theory, London/New York, S. 42-55.

Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2013): »Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung«, in: Soziologie 42 (3), S. 255-270.

Schmidt, Robert (2011): »Die Entdeckung der Praxeographie. Zum Erkenntnisstil der Soziologie Bourdieus«, in: Daniel Suber/Hilmar Schäfer/Sophia Prinz (Hg.), Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens, Konstanz, S. 89-106.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Schmidt, Robert/Volbers, Jörg (2011): »Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme«, in: Zeitschrift für Soziologie 40 (1), S. 419-440.

Sebald, Gerd (2014): Implizites Wissen und geteilte Bewertungskriterien in universitären Schreib(lern)prozessen (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript).

Shove, Elisabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practices. Everyday Life and How it Changes, London.

Street, Brian V. (1995): Social Literacies: Critical Approaches to Literacy in Development, Ethnography, and Education, London.

Street, Brian. V. (2003): »What's ›New‹ in New Literacy Studies? Critical Approaches to Literacy in Theory and Practice«, in: Current Issues in Comparative Education 5 (2), S. 77-91.

West, Candance/Zimmerman, Don (1987): »Doing Gender«, in: Gender and Society 1 (2), S. 125-151.

Wolff, Stephan (2008): »Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie? Über einige Merkmale praxissensibler Sozialforschung«, in: Herbert Kalthoff et al. (Hg.), Theoretische Empire, Frankfurt a.M., S. 234-259.

Zembylas, Tasos/Dürr, Claudia (2009): Wissen, Können und literarisches Schreiben. Eine Epistemologie der künstlerischen Praxis, Wien.

Ereignisverknüpfungen

Über Fliegen und Ethnografie

Larissa Schindler

»Uiuiui: sitze noch im Flugzeug in Köln. Der Kapitän hat gerade erklärt, dass die Fluglotsen in Paderborn unterbesetzt sind und wir erst viel später loskommen. Außerdem schrammen wir nur knapp an der maximalen Arbeitszeit der Crew vorbei – wenn's gut geht. [...] Ich halt Dich auf dem Laufenden. Drück mir die Daumen. Kein Bock auf Köln,«

schreibt mir ein Freund per SMS und deutet so an, dass er an diesem Abend später oder gar nicht mehr zu unserem Treffen kommen wird. Gleichzeitig bringt er ausschnitthaft auf den Punkt, dass Flüge in ein Netz anderer sozialer Praktiken eingebunden sind. Indem die Mobilitätsforschung nach wie vor primär einzelne Mobilitätsformen und ihre spezifischen Charakteristika fokussiert (z.B. Adey et al. 2012; Broz/Habeck 2015; Merriman 2009), übergeht sie allerdings genau jene Verkettungen und Verschränkungen, die Mobilität einerseits ermöglichen und andererseits oft auch erschweren oder hektisch gestalten. Ein vergessener Koffer etwa kann an einem Flughafen den gesamten Betrieb in einem Bereich still legen und Verspätungen der Reisenden auslösen; ein unterbesetztes Stellwerk kann den Bahnbetrieb stören und so der Wirtschaft und dem alltäglichen Leben in einem ganzen Großraum erheblichen Schaden zufügen. Pannen sind zudem ein immer mögliches Begleitphänomen des detailliert durchgeplanten Ablaufs an Flughäfen (dazu: Potthast 2007; 2011; Bassetti 2014). Wie aber lassen sich die Verkettungen und Verschränkungen sozialer Praktiken fassen? Welche analytischen Werkzeuge und welche theoretischen Prämissen braucht es? Diese Fragen werde ich im Folgenden aufgreifen und anhand von zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen empirischen Fällen diskutieren: Erstens befasse ich mich mit der Praxis des Fliegens und jenen Verschränkungen mit anderen (Mobilitäts-) Praktiken, die eine Flugreise ergeben. Zweitens wird die ethnografische Analyse selbst als soziale Praxis betrachtet, die in einer spezifischen Verkettung mit ihrem empirischen Gegenstand, hier mit der Praxis des Fliegens, entsteht.

Das hat folgenden Hintergrund: Praxistheoretische Ansätze haben in den letzten Jahren auf die Materialität und die Zeitlichkeit sozialen Geschehens hingewiesen. Dabei ist erstens die, keineswegs nur diskursive, sondern normalerweise auch materielle Verknüpfung und Verschränkung *verschiedener* Praktiken bislang wenig beachtet worden. Das überrascht, weil ethnografisches Forschen, das sich in vielen praxistheoretisch orientierten Studien als empirischer Zugang bewährt hat, seinerseits auf einer Verknüpfung verschiedener Praktiken basiert: Zunächst besteht das empirische Arbeiten darin, dass der/die Ethnograf/in an den »feldspezifischen« Praktiken teilnimmt, Notizen macht und empirisches Material wie feldspezifische Dokumente und Artefakte oder Audio- und Videoaufnahmen sammelt. Anschließend schreibt er/sie außerhalb des Feldes ausführliche Protokolle, sortiert und kategorisiert das Material und bereitet so zum einen weitere »Feldaufenthalte«, zum anderen Kommunikation mit der Herkunftsdisziplin (in *data sessions*, auf Konferenzen oder schließlich in Publikationen) vor. Diese Verknüpfung unterschiedlicher Situationen geschieht keineswegs nur diskursiv oder kognitiv, sondern auch materiell, nämlich durch Dinge (feldtypische Artefakte, Dokumente, Audio- und Videomitschnitte) und Körper: Der/die Ethnograf/in ist sowohl vor Ort, als auch am Schreibtisch, in *data sessions* und Konferenzen. Im Laufe der Forschung entstehen diverse neue Artefakte wie geschriebene (ethnografische) Texte oder Präsentationen; und es werden verschiedene Materialien modifiziert, wenn etwa aus längeren Videoaufnahmen einzelne Szenen herausgeschnitten, Gespräche transkribiert oder Bilder anonymisiert werden. Auch die »Felder« und Kontrastfälle der Ethnografie entstehen erst durch die Verknüpfung mit sozialwissenschaftlichen Praktiken, denn sie existieren als »empirische Felder« nur in der sozialwissenschaftlichen Beobachtung.

Zweitens lässt sich zwar, wie erwähnt, im Zuge des »practice turn« (Schatzki et al. 2000) eine verstärkte Hinwendung zu Fragen der Materialität des Sozialen beobachten, die in der Soziologie bis dahin wenig thematisiert worden war. Die meisten einschlägigen Studien befassen sich allerdings entweder mit dem Beitrag von Körpern zu Interaktionen *oder* von Dingen (s. aber: Hirschauer 1999; 2004; Schubert 2011). Praktiken erfordern jedoch sehr oft eine starke Koppelung von Personen, Körpern und Dingen.

Der folgende Beitrag greift die methodologische Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis, wie erwähnt, an zwei empirischen Fällen auf: Es geht zunächst (1.) um Flugreisen. Zentral ist dabei die Frage nach der Einbindung eines Fluges in eine ganze Kette von Ereignissen, die sich als »Flugreise« beschreiben lässt. Die Ausführungen dieses Abschnitts beruhen auf empirischem Material aus einem laufenden, ethnografischen Forschungsprojekt über mobile Praktiken. Im Anschluss daran wird die Praxis der ethnografischen Beschreibung der Flugreise selbst und damit die Praxis der Soziologie in den Fokus der Analyse gerückt. Auch sie ist, wie bereits erwähnt, in spezi-

fischer Form mit dem Fliegen als Praxis verknüpft, sobald sie die Flugreise zu ihrem Gegenstand macht: Zunächst besteht sie darin, die eigene Praxis des teilnehmenden Beobachtens in Situationen der beobachteten Praxis einzubringen und auf diese Weise Spuren der beobachteten Praxis für die wissenschaftliche Praxis zu nutzen, zu intensivieren und zu produzieren (2.). Daran anschließend werden diese Spuren in die verschiedenen Praktiken der Soziologie importiert: in das Schreiben und Aufarbeiten am Schreibtisch, in *data sessions*, in Vorträge und schließlich in Publikationen (3.).

Der Text greift damit eine Diskrepanz zwischen soziologischer Theoriebildung und Empirie auf, die sich m.E. praxistheoretisch besonders gut lösen lässt. Methodendiskussionen werden in der Soziologie nach wie vor sehr häufig als Spezialdiskurse geführt. Es gibt eigene Anleitungen zum korrekten Erheben von Wissen sowie zur Auswertung empirischer Daten, sogenannte Verfahren. Das gilt keineswegs nur für standardisierte, mathematische Ansätze, sondern auch für nicht-standardisierte. Klassiker sind im qualitativen Bereich etwa Ulrich Oevermann (z.B. Oevermann et al. 1979) und Siegfried Lamnek (1995), aktuellere Beiträge kommen beispielsweise von Jo Reichertz und Carina Englert (2011), Arnulf Deppermann (2008) und Giampietro Gobo (2008). Als methodische Anleitungen vermitteln sie den Eindruck, es gebe eine – von den sozialen Dynamiken des Untersuchungsgegenstandes entkoppelbare – Form der Datenproduktion, die man zumindest als intersubjektiv einstufen könne. In der soziologischen Theorie hingegen zählt über verschiedene Lager hinweg (z.B. Bourdieu 1993; 2004; Luhmann 1997; Garfinkel 1967) zum *common sense*, dass die Sozial- und Kulturwissenschaften und ihre Methoden Teil des Sozialen und seiner Dynamiken sind. Gerade im Theorierahmen der Praxistheorien liegt es deshalb nahe, auch empirische Methoden und Studien als Teil des Sozialen zu begreifen, besser noch als eine »›Praxis‹ der Praxistheorie« (Reckwitz 2003: 284ff.). Reflexivität wäre so nicht nur eine »akademische Tugend«, wie etwa Lynch (2000) kritisiert, sondern ließe sich als analytische Ressource gerade auch für Methodendiskussionen nutzen.

Ich bediene mich im Folgenden des weiten Wissensbegriffs der Praxistheorien (Reckwitz 2003), der kognitives wie praktisches, explizites wie implizites und unhinterfragbares wie spekulatives Wissen umfasst. »Methoden« werden so als ein Spezialwissen verstehbar, das das Generieren neuen Wissens anleitet und beweglich sein muss, um gleichermaßen Innovation und Gegenstandsorientierung leisten zu können (Amann/Hirschauer 1999). Um eine gewisse Eingrenzung dieses ausufernden Begriffs vorzunehmen, greife ich Theodore Schatzkis (1996: 91ff.) Unterscheidung von »verstreuten« *(dispersed)* und »integrativen« *(integrative)* Praktiken auf, die ich der Einfachheit halber mit »Praktik« und »Praxis« übersetze. Eine Praxis ist dann als eine spezifische Bündelung von Praktiken zu verstehen. So hoffe ich, zum einen Lesbarkeit gewährleisten zu können (die Praxis der Ethnografie umfasst Praktiken wie

Zuhören oder Schreiben, die aber nicht auf diese Praxis beschränkt sind), und zum anderen dem Praxis-Begriff gerecht zu werden, der sowohl »verstreute« als auch »integrative« Praktiken umfasst, was auch in der einheitlichen Pluralbildung (Praktiken) deutlich wird.

1. Fliegen

Nach wie vor zählt das Reisen zu den charakteristischen Praktiken der modernen Gesellschaft. Wie in keiner früheren Gesellschaftsform gehört der Transport von Körpern im modernen Leben der Industriegesellschaften zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags: Fahrräder, Autos und öffentliche Verkehrsmittel prägen unseren Tagesablauf. Reisen fördert über diese alltägliche Mobilität hinaus den Kulturaustausch und sorgt gleichzeitig ständig dafür, dass wir uns in der Differenz zur besuchten Kultur der eigenen versichern (Urry 2001).

Geradezu paradigmatisch für moderne Mobilität ist jedoch die Flugreise. Sie bringt den technischen Fortschritt der Moderne und die Mobilitätsansprüche postmodernen Lebens auf den Punkt, weil Körper auf diesem Wege in kürzester Zeit über besonders weite Strecken transportiert werden können. Gleichzeitig ist das Fliegen nicht auf den Flug selbst zu reduzieren, sondern ist in eine lange Kette verschiedener Mobilitätspraktiken eingebunden. Bereits im Vorfeld des tatsächlichen Fliegens findet eine Reihe von Ereignissen statt: Planen, Buchen, Packen und die Fahrt zum Flughafen. Diese Praktiken bergen verschiedene Herausforderungen. So müssen Entscheidungen über das Reiseziel und die Konditionen getroffen oder aber – vor allem für die Rückreise – Transportwege ausgekundschaftet werden. Die Schwierigkeiten dieser Planungstätigkeiten und ihre Konsequenzen sind im folgenden Protokollausschnitt beispielhaft dargestellt:

Ich komme nach einigen Tagen in Toronto mit dem Reisebus in Waterloo an, einer größeren Stadt in Kanada, in der meine Tagung stattfindet. Für die Rückreise muss ich allerdings von Waterloo aus direkt zum Flughafen fahren. Im Internet finde ich keine Busverbindung zum Flughafen, aber ich will nicht wieder Taxi fahren. Gleich bei der Ankunft frage ich deshalb in der Rezeption der Unterkunft, wie man zum Flughafen kommt. Der Angestellte empfiehlt mir eine Internet-Seite, aber es ist auch eine Art Taxi. Ich lasse ein paar Tage verstreichen, frage immer wieder Leute, bekomme aber keine bessere Auskunft, bis mir endlich jemand verrät, dass es ein spezielles Angebot von einem Taxi-Unternehmen gebe, ich solle auf der Konferenz-Homepage nachschauen. Ich frage darauf hin im Tagungsbüro, die wissen von nichts, überlassen mir aber einen Computer [...] Schlussendlich fahre ich Sammeltaxi, weil es von Waterloo aus keinen direkten Bus zum Flughafen gibt.

Wie hier skizziert, werden im Zuge von Flugreisen häufig auch die unterschiedlichen Transportkulturen verschiedener Länder offensichtlich. Während das Fliegen selbst inklusive Einchecken und Sicherheitskontrollen in vielen Ländern relativ ähnlich organisiert ist, sind die Transportsysteme vom und zum Flughafen in den Details oft sehr unterschiedlich: Welche Möglichkeiten gibt es überhaupt? Wo sind sie zu finden? Welches Ticket muss erworben werden?[1] Der Weg vom und zum Flughafen beinhaltet deshalb eine Verkettung unterschiedlicher Mobilitätsformen (Gehen, Fahren, Gefahren-Werden) und Interaktionen: Dienstleistungs- und Privatgespräche etwa wechseln sich ab und greifen ineinander über, damit ein Bewegungsfluss entstehen kann.

Am Flughafen angekommen, wird diese Kette fortgesetzt. Flughäfen wohnt eine eigene Emsigkeit inne. Sie setzen den Bewegungsfluss der Anreise fort, zwingen aber zu langen Fußwegen, die von verschiedenen Ereignissen unterbrochen werden: dem Einchecken, den Sicherheitskontrollen und langen Wartephasen. So wird ein Stop-and-go durch den Flughafen produziert. Im folgenden Auszug aus einem Protokoll werden Bewegungsfluss und Emsigkeit besonders deutlich:

Ich komme mit der Bahn am Flughafen an und schon am Bahnsteig beginne ich mit dem Suchen: Wo ist mein Ticket? Von welchem Terminal geht mein Flug? Wo ist der Ausgang zu diesem Terminal? Ich laufe den Hinweisschildern nach, kurz vor der Rolltreppe verdichten sich die Menschen. Ich steige auf die fahrende Stufe, die noch in einer Ebene mit anderen Stufen ist, bleibe stehen und ziehe den Koffer hinter mich. Im nächsten Moment spüre ich, wie er an Höhe verliert, weil meine Stufe sich nun von den hinteren Stufen trennt. Am Ende der Treppe wiederholt sich das Spiel umgekehrt: Der Koffer gewinnt relativ an Höhe, aus dem Stehen mache ich einen Schritt von der fahrenden Stufe auf den fixen Boden, beginne zu gehen. Der erste Schritt geht fast schwerelos, weil der Körper den restlichen Schwung aus der Bewegung durch die Rolltreppe nutzt. Ich ziehe den Koffer nach und schaue mich nach weiteren Hinweisschildern um. Mit der Menschenmenge biege ich ab und sehe ein Hinweisschild für Flugpassagiere jener Airline, die ich gebucht habe: Man kann bereits hier einchecken. Ich biege ab und stehe unvermittelt vor einer Menge Automaten. Also zuerst elektronischer Check-in, dann Gepäck abgeben; Boarding Pass und Reisepass wieder entgegennehmen und weiter Richtung Terminal. Jetzt kommen die langen Wege.

An diesem Flughafen ist der Weg zwischen Bahnsteig und Check-in für Flugpassagiere einer Airline (und ihrer Partner) besonders kurz. Und doch gilt auch hier, was an den meisten Flughäfen gilt: Trotz der intensiven Arbeit an der intuitiven Handhabung ihrer Infrastruktur sind die Suche des richtigen

1 | Reisebüros organisieren deshalb häufig Privattransfers zwischen Flughafen und Hotel statt die Reisenden auf die öffentlichen Verkehrsmittel zu verweisen.

Terminals, das Einchecken an Automaten oder Schaltern und die Gepäckaufgabe an größeren Flughäfen einigermaßen aufwendig. Die Wege sind zwar normalerweise gut markiert, sie sind aber zumeist lang und erfordern deshalb zügiges Gehen. Auch wenn an diesem Flughafen der Weg zwischen Bahnsteig und Check-in verkürzt wird, so erspart man sich das Gehen nicht. Es fällt nach dem Check-in an.

Auf dem langen Weg vom Flughafeneingang zum Gate wechseln einander Interaktionen zwischen Menschen und Automaten sowie zwischen Menschen und Menschen ab und greifen immer wieder ineinander. In verschiedener Form werden auf diesen langen Wegen Personen, ihre Körper und ihr Gepäck in Zusammenhang gebracht, genauer: Es wird ihre Passung überprüft. Besonders auffällig werden diese Passungskontrollen, wenn etwas schiefgeht:

Flughafen Toronto: Ich gehe zum Check-in-Automaten. Wie bereits in New York gibt es auch an diesem Automaten Probleme beim Scannen meines Passes. Immer wieder steht am Display, dass der Pass nicht erkannt werde. Wieder erledige ich den Check-in deshalb über die Flugnummer. Nach einigen Versuchen und einigem Hin und Her habe ich meinen Boarding Pass. Ich stelle mich in die Schlange zu den Schaltern, um mein Gepäck aufzugeben, wie ich es vom Hinflug aus New York kenne. Ein Mann spricht mich an, ich könne den Check-in auch beim Automaten machen. Ich sage, dass ich das bereits gemacht habe, er fragt, wo die Schleife für mein Gepäck sei. Ich bin verwundert, weil der Automat keine Schleife für mich ausgedruckt hatte. Wir schauen zurück zum Automaten, der Mann will mir helfen, kommt aber auch nicht weiter, weil der Automat ja meinen Pass nicht erkennt. Er verweist mich an eine Kollegin. Sie nimmt die Sache deutlich schwungvoller in die Hand, schafft es aber auch nicht. Sie nimmt meinen Pass mit und erkundigt sich beim Gepäckschalter, teilt mir aber schließlich mit, dass ich doch zum Schalter müsse, weil mein Gepäck nicht automatisch eingecheckt werden könne, wenn der Automat den Pass nicht lesen kann. Ich gehe zurück und stelle etwas frustriert fest, dass die Schlange jetzt noch länger ist als zuvor.

Die automatische Kontrolle der Passung von anwesendem Körper, flugberechtigter Person und Gepäckstück misslingt in dieser Episode in doppelter Form. Der Check-in-Automat sollte nämlich – theoretisch – zwei Funktionen gleichzeitig erfüllen: Zunächst stellt er – mit den ihm zur Verfügung stehenden technischen Mitteln – eine Passung zwischen anwesendem Körper und flugberechtigter Person sicher. Zwar kann er das (bislang) nur in sehr eingeschränkter Form, nämlich nur indem er erzwingt, dass die eincheckende Person den flugberechtigten Pass bei sich hat, aber immerhin das kann er in der Regel kontrollieren. An manchen Orten, so auch in Toronto, kann der Check-in-Automat zudem durch Etikettierung Gepäckstücke einzelnen Reisenden zuordnen: Die Schleife auf dem Gepäckstück und der Aufkleber auf dem Flugticket stellen sicher, dass das Gepäck – auch bei Zustellungsfehlern – am Zielort wieder

aufgefunden werden kann. So fungiert das Ticket nach dem Check-in gewissermaßen als Verbindungsglied zwischen einem Gepäckstück, der zur Reise befugten Person und dem anwesenden Körper. Weil in der skizzierten Episode der Pass nicht gelesen werden kann, können beide Funktionen nicht erfüllt werden. Die Kontrolle wird deshalb am Schalter fortgesetzt: Die Angestellte überprüft dort zum einen Pass und Boardingpass und stellt damit jene Passung zwischen anwesendem Körper und Reisedokument her, die der Automat nicht wahrnehmen kann. Zum anderen ordnet sie – bei Bedarf – Reisenden ihre Gepäckstücke zu. Auf Basis dieser Zuordnungspraktiken werden schließlich – vorübergehend – die Wege von Reisenden und Fluggepäck getrennt.

Der weitere Weg der Reisenden zum Gate wird zudem durch die Sicherheitskontrolle unterbrochen, die das Prozedere der Passungskontrolle in leicht veränderter Form wiederholt. Es wird nun sichergestellt, dass sowohl der Körper als auch das mitgeführte Handgepäck den Sicherheits-Richtlinien entsprechen (dazu ausführlich Pütz 2012; Bassetti 2014). Wie bereits beim Warten vor dem Check-in-Schalter wird auch hier der Bewegungsfluss zunächst verlangsamt. Man muss normalerweise anstehen, bis man Hab und Gut in Boxen verstaut durch die Kontrolle schicken kann und selbst durch einen Metalldetektor oder Ganz-Körper-Scanner läuft. Auch an dieser Stelle werden Dinge und Körper vorübergehend getrennt und am Ende der Prozedur wieder zusammengeführt. Nach dieser Bremsung laufen die Körper wieder los. An den meisten Flughäfen müssen sie jetzt an Luxusartikel- und Lebensmittelgeschäften vorbeibugsiert werden oder vorübergehend irgendwo verweilen (dazu Adey 2007), bevor sie – oft mittels Rollsteigen – irgendwann endlich beim richtigen Gate am richtigen Terminal ankommen.

Hier beginnt eine neue Phase der Flugreise, insofern als die Körper ab nun zunächst stark verlangsamt und dann in verschiedenen Formen still gestellt werden. Zunächst warten sie auf das Boarding, dann stehen sie in Schlangen an, bewegen sich langsam ins Flugzeug, suchen ihren Platz, verstauen das Gepäck und nehmen auf relativ engen Sitzen Platz. Man schnallt sich an und wird wenig später aufgefordert, Handys und andere elektronische Geräte auszuschalten, sodass die Kommunikation nach außen abgeschnitten wird; die Aufmerksamkeit soll nun auf die Sicherheitseinweisung gerichtet werden, oder man nützt vorhandene Zeitschriften oder Bücher, jedenfalls wird es nun relativ still im Flugzeug; nach einiger Zeit werden Getränke und teilweise auch Essen serviert. In der Regel bleiben die Fluggäste sitzen, denn jegliches Aufstehen ist durch die engen Gänge beeinträchtigt, und belästigt den/die Sitznachbar/in, wenn man sich nicht gerade am Gangsitz befindet. Die Fluggäste bleiben aber nicht nur sitzen, sondern sprechen normalerweise kaum mit unbekannten Sitznachbarn. Ähnlich wie in Fahrstühlen (Hirschauer 1999) kann so die gegenseitige Fremdheit trotz körperlicher Nähe aufrecht erhalten werden. Ausnahmen entstehen häufig bei Pannen:

Flug Charlotte–New York: Ich sitze in der ersten Reihe, die Wand zur ersten Klasse vor mir und beginne, in mein Notizbuch zu schreiben. Für die Ethnografie ist es praktisch, dass man kaum je ins Gespräch mit Sitznachbarn gerät. Nach kurzer Zeit kommen Stewardessen und servieren Getränke. Wie oft bestelle ich zwei Getränke, einen Softdrink und Wasser. Nun sitze ich da, Notizbuch am Schoß und in jeder Hand ein Getränk. Ich stelle die Getränke auf den Boden und dabei passiert das Malheur: Das Wasser fällt um und rinnt zu den Füßen meiner Nachbarin. Mein Sitznachbar nimmt mir den Softdrink aus der Hand, die Stewardess kommt und gibt mir Papiertücher. Inzwischen klappt mein Sitznachbar das Tischchen aus, das ich übersehen hatte. Ich trockne ab was geht, auch das Notizbuch und lege Papier zwischen die nassen Seiten. »You will have to write it all again«, kommentiert mein Sitznachbar. Ich lache und sage, es sei nicht so schlimm. Wir kommen ins Gespräch, über New York und Dominica, wo er ursprünglich herkommt, über das Fliegen und seine Arbeit als Konstrukteur.

Während des Fliegens entstehen sich zwar nicht sehr viele Gespräche zwischen Unbekannten, sie können sich jedoch ergeben. Im Landeanflug wird von den Fluggästen noch ein letztes Mal Konzentration auf den Flug gefordert, die laufenden Tätigkeiten müssen unterbrochen werden, der Sitz aufgerichtet, das Tischchen hochgeklappt. Ist das Flugzeug am Boden, stehen die meisten Passagiere auf, bevor es hält. Sie nehmen ihr Gepäck und warten in einer Schlange, bis sie aussteigen können. Wird die Flugzeugtür geöffnet, so wird das Gehen langsam beschleunigt, in der Schlange bewegt man sich aus dem Flugzeug hinaus, bereits am Weg in das Flughafengebäude verbreitert sich die Schlange und nimmt an Tempo zu, im Gebäude, in den langen Gängen geht das schnelle, emsige Gehen wieder los – durch die Passkontrolle, durch die Gepäckrückgabe, durch den Zoll, bis man die Flugzone und wenig später den Flughafen verlässt, auf andere Verkehrsmittel umsteigt und langsam aber sicher in die etwas andere Mobilität moderner Städte eintaucht: Taxis, Privatautos, öffentliche Busse, Schnellbahnen, Züge. Auch auf diesen Wegen wechseln sich emsige Bewegungsflüsse und Wartephasen ab.

An einer Flugreise ist, so lässt sich zusammenfassend sagen, in der Regel eine Vielzahl an Verkehrsmitteln beteiligt (Auto, Taxi, Bahn zum Flughafen, Rolltreppen, Laufbänder, Bus zum Rollfeld usw.). Dabei müssen besonders viele, verschiedenartige Anschlüsse bewerkstelligt werden, sodass innerhalb einer Flugreise sehr viele Bewegungs- und Mobilitätsgelegenheiten entstehen. Aufgrund ihrer spezifischen Struktur erzwingen Flugreisen eine besonders ausgeprägte Koordination von Körpertechniken und technischer Mobilität sowie einen häufigen Wechsel von Interaktionen. Sie erfordern so auch eine komplexe Koordination von Personen, Körpern und Dingen.

2. Beobachten

Ethnografisches Forschen kann viele Formen annehmen, man verbindet damit in der Regel aber eine längere »teilnehmende Beobachtung«. Dabei kommen verschiedene »Instrumente« zum Einsatz: »Papier und Stift (oder ihre digitalisierte Form), konservierende Techniken von Sprache und Szenen (Fotoapparat, Mikrofon, Tonband und Videokamera) und der Körper des konkreten Ethnografen mit seiner Verarbeitungskapazität optischer, akustischer und haptischer Wahrnehmungen« (Kalthoff 2003: 86). Die Kernidee ist, dass durch die Teilnahme an den Praktiken des beforschten Feldes im Laufe der Zeit ein besonders intensives Wissen über das Feld und seine Praktiken erworben werden kann (z.B. Hammersley/Atkinson 2007; Hirschauer/Amann 1997). Normalerweise wird teilnehmende Beobachtung als Doppelrolle des/der Ethnograf/in verstanden, der/die an den Praktiken des Feldes teilnimmt und diese Teilnahme gleichzeitig reflexiv festhält. Vieles spricht jedoch dafür, das ethnografische Forschen stattdessen, wie in der Einleitung erwähnt, als eine Verschränkung zweier Praktiken zu begreifen, als Verschränkung von beobachteter und beobachtender Praxis (dazu ausführlicher: Schindler 2012). Es wird so als eine Praxis wie viele andere Praktiken beobachtbar und lässt sich hier als Kontrastfall zu anderen Ereignisverknüpfungen nutzen.

Betrachten wir dazu noch einmal das empirische Material aus der Studie über Flugreisen, diesmal mit verändertem Fokus. Dabei wird deutlich, dass neben den verschiedenen Mobilitätspraktiken der Flugreise eine zweite Praxis stattfindet, die des ethnografischen Forschens. Wie andere Reisende auch nimmt die Ethnografin am Reisen teil, gleichzeitig aber ist sie damit beschäftigt, mittels ethnografischer Instrumente Spuren dieser Praxis für die eigene Praktik des Beschreibens zu nutzen, zu intensivieren und zu produzieren. Für die Praxis der Flugreise werden die Körper der Reisenden zunächst zum Flughafen transportiert, dort in einen längeren Fußmarsch verwickelt, der gewisse Ähnlichkeiten mit einem Hürdenlauf aufweist, während des Fliegens in verschiedener Form still gestellt, nach der Landung sukzessive wieder in Bewegung versetzt und schließlich in andere mobile Praktiken integriert. Die Praxis der Ethnografie fügt diesen Ereignissen weitere Personen, Körper und Dinge (Ethnograf/in, Notizblöcke, Kameras, Audioaufzeichnungsgeräte) hinzu, um Spuren des Geschehens in der Erinnerung, im Körper und in den Aufzeichnungen des/r Ethnograf/in zu intensivieren und zu sichern – Spuren, die in ein anderes Geschehen exportiert werden können und auf diese Weise dazu beitragen, der »Flüchtigkeit des Sozialen« (Bergmann 1985) entgegenzuwirken und Texte über das soziale Geschehen zu produzieren.

Das Sichern und Produzieren ethnografischer Spuren ist keineswegs voraussetzungslos, vielmehr ist es eine durchaus aufwendige Praktik, die eine hohe Sensibilität erfordert, auch wenn sie zunächst gewissermaßen im Hin-

tergrund der beobachteten Praxis stattfindet. Mit der Terminologie von Harvey Sacks (1984) kann man sagen, dass Ethnograf/innen ein systematisches »doing being ordinary« betreiben, um die beobachtete Praxis zum Vorschein kommen zu lassen. Nur so bleibt sie beobachtbar und beschreibbar. Ort und Zeitpunkt zum Notieren müssen deshalb immer wieder bedacht gewählt werden, in bewegungsintensiven Praktiken (z.B. beim Sport) oder in besonders sensiblen Settings schließen sich Teilnahme und gleichzeitiges Notieren überhaupt aus. Wie der oben zitierte Protokollausschnitt zeigt, ist die ethnografische Praxis keineswegs immer völlig unauffällig. Das Notizbuch etwa verweist auf die ethnografische Praktik des Notierens. Der Sitznachbar weiß zwar in der beschriebenen Episode nicht, was geschrieben wird, trotzdem macht er durch seine Äußerung »You will have to write it all again« die Praktik des Notierens und damit implizit die ethnografische Praxis für das Gespräch relevant. Die beobachtende Praxis nutzt und produziert also nicht nur Spuren, sondern sie hinterlässt ihrerseits – wie viele andere Praktiken – immer wieder Spuren, die auch in den eigenen Aufzeichnungen auftauchen können: in Protokollen wie hier, auf Audioaufnahmen und/oder in Videomitschnitten (dazu ausführlicher: Schindler 2012: 174f.). Dabei verschränken sich beobachtete und beobachtende Praxis nicht nur diskursiv, sondern auch durch Dinge und Körper. Neben der Vielzahl an beobachtbaren Praktiken im Rahmen einer Flugreise lassen sich in der erwähnten Episode zumindest zwei weitere ethnografische Praktiken beobachten, nämlich die Produktion schriftlicher Spuren in Form von Notizen sowie die »beobachtende Teilnahme« (Hitzler 1999: 477) der Ethnografin, deren persönliche und körperliche Präsenz Beobachtungsgelegenheiten schafft.[2]

Die zentrale Differenz zwischen mobiler und ethnografischer Praxis entsteht in ihren Verknüpfungen: Während an die mobile Praxis der Flugreise andere mobile Praktiken anschließen, geht die ethnografische Praxis der beobachtenden Teilnahme in ein reflektierendes Beschreiben über, das das Notieren im Feld fortsetzt. Im Sinne eines zyklischen Forschungsdesigns schließen sich an das reflektierende Schreiben sowohl neuerliche Aufenthalte im Feld als auch an soziologischen Orten wie *data sessions* oder Tagungen an.

2 | Ich rekurriere hier auf Hitzlers Begriffsvorschlag, um die konkrete Tätigkeit in der beobachteten Situation zu charakterisieren. Der gängigere Terminus »teilnehmende Beobachtung« bezeichnet nämlich weniger eine Tätigkeit als eher eine forscherische Haltung (Hirschauer/Amann 1997: 16ff.), die auch die Produktion verschiedener Spuren umfasst.

3. Beschreiben

Hält sich die ethnografische Praxis im »Feld« im Hintergrund der beobachteten Praxis, so tritt sie an soziologischen Orten in den Vordergrund. Es geht nun zunächst am Schreibtisch darum, Spuren der beobachteten Praxis zu sortieren, zu kategorisieren, die weitere Arbeit zu planen, und darum, Anschlüsse an andere Formen der soziologischen Kommunikation (z.B. theoretische und empirische Texte) herzustellen. Die beobachtete Praxis ist hier nur mehr in Form von Importen wie Notizen, Protokollen, Audio- und Videoaufnahmen, Dingen oder Dokumenten »appräsentiert« (Schütz/Luckmann 2003: 38ff., 634ff.). Dabei kommt es zu einem interessanten Phänomen: Die ethnografische Praxis zielt nämlich nicht nur darauf ab, nachzuvollziehen, was geschehen ist, sondern – darüber hinaus – etwas über die beobachtete Praxis zu lernen, was ihren Teilnehmer/innen so nicht bewusst, zum Teil auch nicht bekannt ist. Die verschiedenen Importe haben dabei unterschiedliche Funktionen: Protokolle etwa dienen auf Basis sozialer Selektivität als externer Speicher von Erinnerungen und leiten weitere Analysen und Beobachtungen an. Sie verdichten das Wissen über die beobachtete Praxis sowie über den bislang erfolgten Forschungsprozess. Audio- und Videomitschnitte konservieren, was sich mittels technischer Selektivität festhalten lässt. Sie können aber außerdem Erinnerungen der Forscherperson evozieren, die nicht im Material selbst festgehalten sind. Darüber hinaus bieten sie Zugang zu jenen Mikroprozessen des Sozialen, die der Wahrnehmung der Teilnehmer/innen nicht zugänglich sind und überbieten diese deshalb in gewissem Sinne (Hirschauer 2001: 434). Anders als Protokolle verdichten sie das Wissen weniger, sondern dehnen es aus. Gerade Videomitschnitte müssen besonders restriktiv kategorisiert und für eventuelle Analysen ausgewählt werden, weil sie leicht einen unbewältigbaren Datenüberfluss produzieren. Sie tragen in besonderem Maße dazu bei, eine »synthetische Situation« (Knorr Cetina 2009) zu schaffen, indem sie die Analysesituation mittels technischer Medien gewissermaßen in das vergangene Geschehen ausdehnen.[3] In einer weiten Interpretation des Begriffs lässt sich das auch auf die anderen Importe aus der beobachteten Praxis wie Protokolle oder Audiomitschnitte übertragen.

---

3 | Karin Knorr Cetina (2009) stellt Goffmans Konzept der Situation »synthetische Situationen« gegenüber. Diese beinhalten technische Medien, mit deren Hilfe außerhalb der Situation Liegendes integriert wird. In manchen Fällen, z.B. Finanzmärkten, besteht die Situation primär aufgrund der medialen Vermittlung, in anderen enthält die Situation »synthetische Elemente« (Knorr Cetina 2009: 67) wie etwa die Übertragung eines Fußballmatches. Die Situation der ethnografischen *data session* beinhaltet, ähnlich wie die Fußballübertragung, »synthetische Elemente«.

Dieses Synthetisieren setzt sich in anderen soziologischen Praktiken wie in *data sessions* und Vorträgen fort. In *data sessions* werden Ausschnitte aus dem empirischen Material mit *peers* analysiert und interpretiert, die normalerweise nur sehr begrenzt Erfahrungswissen aus dem Feld mitbringen. Dieses Wissen muss deshalb kommunikativ ergänzt werden, was normalerweise durch den Rekurs auf die Spuren unterstützt wird und in vielen Fällen produktiv im Sinne der Wissensgenerierung ist: Was ergänzt werden muss, zählt nicht zum soziologischen *common sense*. In manchen Fällen macht überhaupt erst das Unverständnis der Kolleg/innen spezifische Charakteristika der untersuchten Praxis deutlich (dazu ausführlicher Schindler 2009; 2011). Auch bei Vorträgen und Publikationen dominiert Kommunikation mit *peers*, die nicht über Erfahrungswissen aus dem Feld verfügen. Die importierten Spuren müssen deshalb entsprechend gerahmt und kontextualisiert werden, wie die folgenden Ausschnitte aus Audio-Transkripten[4] von Vorträgen verdeutlichen:

»Ich verstehe das, allgemeiner formuliert, als die Frage nach den Verschränkungen von Situativem und Außersituativem und möchte dazu primär theoretisch-methodologische Überlegungen und sekundär empirische Daten vorstellen.« (Quelle: Audiomitschnitt eines eigenen Vortrags)

»Wenn wir jetzt die Situation ein bisschen genauer anschauen, [...] was stattgefunden hat, so stellen wir fest, dass sich eine Person drin tummelt, die eigentlich nicht nur an Kampfkunst teilnimmt, sondern eben ... (.) die Ethnografie betreibt in dem gesamten Setting ... (.) Die is- genau, ist auf dem Demonstrationsbild nicht zu sehen, aber auf dem Übungsbild schon.« (Quelle: Audiomitschnitt eines eigenen Vortrags)

Im Rahmen von Publikationen werden solche Hinweise, den Gepflogenheiten schriftlicher Kommunikation entsprechend, etwas eleganter formuliert und häufig bereits relativ früh gegeben. In der Einleitung dieses Textes etwa schreibe ich: »Diese Fragen werde ich im Folgenden aufgreifen und anhand von zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen empirischen Fällen diskutieren«. Damit wird zum einen die empirisch basierte Argumentation eingeführt, zum anderen angedeutet, dass das Ziel des Textes primär analytisch ist. Zudem findet eine erste Charakterisierung der beiden Fälle statt, nämlich als »auf den ersten Blick sehr unterschiedlich«. Noch deutlicher wird das empirische Material drei Absätze später kontextualisiert:

---

4 | In den folgenden Transkripten bezeichnet »(.)« eine Pause der Sprecherin, die Zahl der Punkte in der Klammer gibt die Länge der Pause in Sekunden an, »...« markiert einen unvollständigen Satz, »[...]« verweist auf eine Auslassung, häufig, wenn einzelne Wörter aus technischen Gründen unverständlich aufgezeichnet wurden.

Es geht zunächst (1.) um Flugreisen. Zentral ist dabei die Frage nach der Einbindung eines Fluges in eine ganze Kette von Ereignissen, die sich als »Flugreise« beschreiben lässt. Die Ausführungen dieses Abschnitts beruhen auf empirischem Material aus einem laufenden, ethnografischen Forschungsprojekt über mobile Praktiken.

Neben den üblichen rhetorischen Strategien sozialwissenschaftlicher Texte verfügen ethnografische Texte über spezifische Passagen zur Einführung in das empirische Feld und das ethnografische Material (zu den rhetorischen Mitteln ethnografischer Texte: Van Maanen 1988). Dazu zählen die Verortung des Feldes, seine (zumindest ansatzweise) Charakterisierung und häufig auch die Kontrastierung mit anderen Feldern. Im Fall dieses Textes folgt zudem eine reflexive Wendung, die den letzten beiden Abschnitten einen doppelten Charakter zuschreibt, nämlich als empirische Darstellung und als Illustration empirischer Darstellungen.

Alle im Text versammelten Zitate und Verweise aber stammen, das lässt sich leicht erkennen, nicht »direkt« aus dem Feld, sondern wurden auf der Basis empirischer Spuren am Schreibtisch erstellt: das Protokoll auf Basis der teilnehmenden Beobachtung, die etwa um Beschreibungen und Analysen aus Videomitschnitten angereichert werden können, das Transkript anhand eines Audiomitschnitts, die späteren Zitate auf den Spuren eines geschriebenen Textes (s. auch Schäfer/Schindler i.E.). Sie sind damit bereits der ethnografischen Praxis zuzurechnen, also der Transformation von flüchtigen Geschehnissen in Text (dazu: Kalthoff 2006), sind aber in unterschiedlicher Form mit dem beobachteten Geschehen verknüpft: Feld, *data session* und Konferenzen etwa verfügen gleichermaßen über Körper und Person der Ethnografin, die Nachfragen beantworten kann; in Publikationen fällt auch dieser Konnex weg. Sie sind deshalb in besonderer Form auf die Vermittlungsfähigkeiten ihrer Autorin angewiesen.

4. Schluss

Was verbindet Fliegen und Ethnografie? Beide lassen sich als soziale Praktiken analysieren und auf diesem Weg in Bezug zueinander setzen. Damit geht eine neue Perspektive für die methodologische Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis einher, die jene Verkettungen und Verschränkungen sozialer Praktiken in den Fokus rücken kann, die bislang weder in den methodologischen Debatten zur Ethnografie noch in den Praxistheorien ausreichend beachtet worden sind. Sie sind, wie ich gezeigt habe, keineswegs nur diskursiv, sondern werden auch materiell hergestellt.

Die Flugreise lässt sich aus dieser Perspektive als eine Verknüpfung verschiedener mobiler Praktiken beschreiben, die spezifische Geschwindigkeiten

produzieren. Diese mobilen Praktiken verschränken sich immer wieder mit anderen sozialen Praktiken wie Plaudern, Dienstleistungsinteraktionen, Essen oder Kontrollen. Ebenso besteht die ethnografische Praxis aus verschiedenen Verknüpfungen. Am auffälligsten ist die Verschränkung der beobachtenden Praxis mit der beobachteten, die gemeinhin mit dem Begriff »Teilnehmende Beobachtung« assoziiert wird. Sie besteht aber ihrerseits auch aus einem Bündel von Praktiken wie Beobachten, Notieren oder Mitmachen. Im »Feld« hält sich die ethnografische Praxis tendenziell im Hintergrund, bleibt aber normalerweise bemerkbar und hinterlässt ihrerseits – wie viele andere Praktiken auch – immer wieder Spuren. An anderen Orten, wie Schreibtischen, *data sessions* oder Fachvorträgen, tritt die ethnografische Praxis in den Vordergrund, die beobachtete Praxis ist nur mehr in verschiedenen Spuren »appräsentiert«. Sie werden im Zuge der wissenschaftlichen Kommunikation mit *peers* immer wieder kommunikativ relevant gemacht.

In der Terminologie von Erving Goffmans Rahmen-Analyse lässt sich die ethnografische Praxis als Modulation des Typs »Dokumentation« beschreiben. Sie bedient sich, wie Goffman (1980: 82ff.) pointiert formuliert, »der tatsächlichen Spuren eines Vorgangs in der wirklichen (d.h. weniger transformierten) Welt, der, wie behauptet wird, mit keiner Dokumentationsabsicht verbunden war«. Gleichzeitig besitzt sie, so Goffman weiter, »eine erstaunliche Fähigkeit, ursprüngliche Bedeutungen zu unterdrücken«. So wird etwa vor Gericht pornografisches Material zu einem Beweisstück, das vielleicht Ekel, keinesfalls aber Erregung hervorrufen soll, während eine soziologische Analyse von Witzen ihrerseits nicht lustig zu sein braucht. Im Zuge einer Dokumentation werden die relevanten Spuren also nicht nur importiert, sondern auch transformiert, und sie erhalten (als Teil des Transformationsprozesses) den Status des Gegebenen, deshalb der Terminus »Daten«. Sie repräsentieren eine soziale Praxis für die sozialwissenschaftliche Kommunikation, während es im Verlauf der originären Praxis einfach nur Geschehnisse einer kontingenten sozialen Realität gibt. Selbst zur »originären Praxis« (zum »Feld«) wird diese erst durch den Fokus einer spezifischen ethnografischen Studie.

Verknüpfungen von Situationen sind auch keineswegs nur der Ethnografie und der Flugreise eigen. Vielmehr bestehen viele Praktiken und »Felder« aus Verknüpfungen, wie auch andere empirische Studien in unterschiedlichen Bereichen erkennen lassen: Im Bereich der Rechtssoziologie etwa zeigte Thomas Scheffer (2001; 2002), wie ein »Fall« der Asylbehörde über verschiedene Instanzen hinweg entsteht. Fußballspiele sind, um ein anderes Beispiel zu nennen, in ein Netz unterschiedlicher Situationen (Trainings der Mannschaften, Vereine und ihre Praktiken, Eventorganisation, öffentliche Verkehrsmittel, Rundfunkübertragungen etc.) eingebettet (Alkemeyer 2008). Die einzelnen Ereignisse werden deshalb nicht als Einzelsituationen wahrgenommen, sondern als aneinander anknüpfendes Geschehen – ganz anders als etwa bei

Partys, die auch wiederholt stattfinden können, aber normalerweise in der Wahrnehmung der Teilnehmer/innen nicht aufeinander aufbauen. Praktiken werden so nicht nur durch spezifische Vollzugswirklichkeiten erkennbar und darstellbar, mit dem Vokabular der Ethnomethodologie »accountable«. Vielmehr bringen auch die jeweiligen Verknüpfungen und Verschränkungen spezifische Praktiken als solche hervor.

Darüber hinaus produzieren sie nicht nur die Spezifität jeder einzelnen Praxis, sondern lassen Praktiken gewissermaßen in einander übergehen. So beinhaltet die Flugreise einen Wechsel verschiedener mobiler Praktiken, die einzelne Situationen miteinander verknüpfen: Das Aussteigen aus dem Taxi produziert eine Abschiedssituation, die gleichzeitig das Ende dieser Dienstleistungsinteraktion einleitet und Raum für die nächste schafft. Körper, Personen und Dinge trennen sich und gehen sofort wieder neue Verbindungen ein. Praxistheorien haben die Materialität und Zeitlichkeit von Praktiken hervorgehoben, die materielle Koppelung von Körpern und Dingen ist aber bislang kaum erforscht, ebenso wenig die dafür nötigen Entkoppelungen. Die Übergänge von Praxis zu Praxis durch das Fortführen einzelner Praktiken und das Unterbrechen anderer lassen jeweils neue Situationen und/oder Interaktionen entstehen. Insofern bietet vielleicht gerade der weite Begriff der Praktiken eine Chance, jenem Situationismus zu entkommen, für den einige Ansätze der Praxistheorien kritisiert werden.

Literatur

Adey, Peter (2007): »›May I have your attention‹: Airport Geographies of Spectatorship, Position and (Im)Mobility«, in: Environment and Planning D: Society and Space 25, S. 515-536.

Adey, Peter et al. (2012): »Profiling the passenger: mobilities, identities, embodiments«, in: Cultural Geographies 19, S. 169-193.

Alkemeyer, Thomas (2008): »Fußball als Figurationsgeschehen. Über performative Gemeinschaften in modernen Gesellschaften«, in: Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs, Bielefeld, S. 87-112.

Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1999): »Soziologie treiben. Für eine Kultur der Forschung«, in: Soziale Welt 50, S. 495-506.

Bassetti, Ciara (2014): Resisting at the airport. Security guards among TIP and »unruly« passengers, Conference Paper, 9th Organization Studies Summer Workshop »Resistance«, Korfu, 21-24 Mai 2014.

Bergmann, Jörg (1985): »Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit«, in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.), Entzauberte Wissen-

schaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, Göttingen, S. 299-320.
Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.
Bourdieu, Pierre (2004): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.
Broz, Ludek/Habeck, Joachim Otto (2015): »Siberian Automobility Boom: From the Joy of Destination to the Joy of Driving There«, in: Mobilities 10, S. 552-570.
Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung, Wiesbaden.
Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology, Englewood Cliffs.
Gobo, Giampietro (2008): Doing Ethnography, London.
Goffman, Erving (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a.M.
Hammersley, Martyn/Atkinson, Paul (2007): Ethnography. Principles in practice, London.
Hirschauer, Stefan (1999): »Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt«, in: Soziale Welt 50, S. 221-246.
Hirschauer, Stefan (2001): »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: Zeitschrift für Soziologie 30, S. 429-451.
Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture: Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 73-91.
Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (1997): »Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm«, in: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hg.), Die Befremdung der eigenen Kultur, Frankfurt a.M., S. 7-52.
Hitzler, Ronald (1999): »Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft«, in: Soziale Welt 50, S. 473-482.
Kalthoff, Herbert (2003): »Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung«, in: Zeitschrift für Soziologie 32, S. 70-90.
Kalthoff, Herbert (2006): »Beobachtung und Ethnografie«, in: Ruth Ayass/Jörg Bergmann (Hg.), Qualitative Methoden der Medienforschung, Reinbek bei Hamburg, S. 146-183.
Knorr Cetina, Karin (2009): »The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World«, in: Symbolic Interaction 32, S. 61-87.
Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung, München.
Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.

Lynch, Michael (2000): »Against Reflexivity as an Academic Virtue and Source of Privileged Knowledge«, in: Theory, Culture & Society 17, S. 26-54.
van Maanen, John (1988): Tales of the field. On writing ethnography, Chicago.
Merriman, Peter (2009): »Automobility and the Geographies of the Car«, in: Geography Compass 3, S. 586-599.
Oevermann, Ulrich et al. (1979): »Die Methodologie einer ›objektiven‹ Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften«, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 352-434.
Potthast, Jörg (2007): Die Bodenhaftung der Netzwerkgesellschaft: Eine Ethnografie von Pannen an Großflughäfen, Bielefeld.
Potthast, Jörg (2011): »Sense and Security – A Comparative View on Access Control at Airports«, in: Science, Technology & Innovation Studies 7, S. 87-106.
Pütz, Ole (2012): »From Non-Places to Non-Events: The Airport Security Checkpoint«, in: Journal of Contemporary Ethnography 41, S. 154-188.
Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32, S. 282-301.
Reichertz, Jo/Englert, Carina J. (2011): Einführung in die qualitative Videoanalyse, Wiesbaden.
Sacks, Harvey (1984): »On doing ›being ordinary‹«, in: J. Maxwell Atkinson/John Heritage (Hg.), Structures of social action: Studies in conversation analysis, Cambridge, S. 413-429.
Schatzki, Theodore/Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (Hg.) (2000): The Practice Turn in Contemporary Theory, London.
Schatzki, Theodore R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social, Cambridge.
Schäfer, Hilmar/Schindler, Larissa (i.E.): »Schreiben«, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), Handbuch Körpersoziologie, Wiesbaden.
Scheffer, Thomas (2001), Asylgewährung: Eine ethnographische Analyse des deutschen Asylverfahrens, Stuttgart.
Scheffer, Thomas (2002): »Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung«, in: Gabriele Müller-Mundt/Doris Schaeffer (Hg.), Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, Bern, S. 351-374.
Schindler, Larissa (2009): »The production of ›vis-ability‹: An ethnographic video analysis of a martial arts class«, in: Ulrike Tikvah Kissmann (Hg.), Video Interaction Analysis: Methods and Methodology, Frankfurt a.M., S. 135-154.
Schindler, Larissa (2011): Kampffertigkeit: Eine Soziologie praktischen Wissens, Stuttgart.
Schindler, Larissa (2012): »Visuelle Kommunikation und die Ethnomethoden der Ethnographie«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 37, S. 165-183.

Schubert, Cornelius (2011): »Die Technik operiert mit. Zur Mikroanalyse ärztlicher Arbeit«, in: Zeitschrift für Soziologie 40, S. 174-190.
Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt, Konstanz.
Urry, John (2001): »Transports of delight«, in: Leisure Studies 20, S. 237-245.

Arbeitspraktiken

Goffman mediatisieren

Über das Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühne in digitalisierten Praktiken

Stefan Laube

1. Einleitung

Eines der weniger bekannten Werke der Fotografin Annie Leibovitz trägt den Titel *US Attorney John Ashcroft*.[1] Dieser Titel ist raffiniert gewählt: Er suggeriert, dass es sich um ein Portrait handelt, Portraits, wie sie Leibovitz vielfach geschaffen hat. Doch der Titel des Werks führt in die Irre. Im Zuge eines offiziellen Fototermins, der im Amtsgebäude des ehemaligen US-Generalstaatsanwalts John Ashcroft stattfand, fotografierte Leibovitz diesen nicht wie vorgesehen vor dem weißen Hintergrund für Presseaufnahmen. Auf der Aufnahme ist Ashcroft nur eine Randfigur, denn zwei Drittel nehmen eine Reihe unaufgeräumter Requisiten (Stühle, Lampen, elektrische Kabel usw.) ein, eine im Eck verstaute, halb zusammengerollte US-Flagge sowie ein Agent des Secret Service, der den Generalstaatsanwalt nicht aus dem Blick lässt.

Für die Soziologie ist diese Aufnahme zunächst einmal deshalb von Interesse, da die Fotografie eines ihrer bekanntesten Konzepte mit den Mitteln der Kunst in Szene setzt: Erving Goffmans Unterscheidung von Vorder- und Hinterbühne. Die Verwendung dieser beiden Bühnenbegriffe macht unmittelbar deutlich, weshalb der Theorieansatz ihres Schöpfers als »dramaturgisches Modell« oder als »Theatermetapher des Sozialen« bezeichnet wurde. In Goffmans dramaturgischem Modell übernehmen Hinterbühnen eine ganz charakteristische Funktion: Sie dienen zur Vorbereitung und Aufrechterhaltung der Darstellung auf der Vorderbühne. Es handelt sich in Goffmans (2000: 113) Worten um »Inszenierungshilfen«, die durch »Wahrnehmungsschranken« (ebd.: 109) von den Vorderbühnen getrennt sind. Leibovitz lässt diese sonst so

1 | Neben dem Herausgeber danke ich Thomas Scheffer und Katja Schönian für hilfreiche Kommentare zu früheren Versionen dieses Aufsatzes.

stabile Trennung zwischen Vorder- und Hinterbühne kollabieren. Sie porträtiert nicht nur die designierte Vorderbühne (Ashcroft vor dem weißen Hintergrund), sondern zeigt die normalerweise unsichtbar bleibende Hinterbühne. Noch aufschlussreicher an dem Bild von Leibovitz ist aber, dass es in Szene setzt, was die Soziologie lange Zeit ausgeblendet hat: die nicht-menschlichen Teilnehmer des Sozialen. Die von Leibovitz porträtierte Hinterbühne umfasst nicht nur menschliche Akteure (den Secret Service-Agenten), sondern auch eine Reihe nicht-menschlicher Artefakte und Materialien: Stühle, Lampen, Kabel, Flaggen.

Der vorliegende Beitrag nimmt die Präsenz dieser und anderer Artefakte ernst. Er fragt danach, wie technologische Artefakte und im Speziellen bildschirmbasierte Kommunikationsmedien zum Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühnen beitragen. Die Relevanz dieser Fragestellung ergibt sich unmittelbar aus der fortschreitenden gesellschaftlichen Mediatisierung (Krotz et al. 2014), einem Prozess, in dem Informations- und Kommunikationsmedien zunehmend alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringen. Die Hinterbühnen von heute sind nicht mehr vornehmlich durch Türenklinken mit Vorderbühnen verbunden, sondern durch Tastaturen und Bildschirme. Man denke an Telefon und Mobiltelefon, an onlinebasierte Interaktion oder an die Kombination aus beidem. Die Frage, die mit dieser Entwicklung im Raum steht, ist, inwieweit Goffmans Begriffe der Vorder- und Hinterbühne der zunehmenden Präsenz von Kommunikationsmedien gerecht werden (können). In diesem Beitrag möchte ich zeigen, dass sie diese Leistung durchaus erbringen können: Goffmans Theorie der Interaktionsordnung kann diesbezüglich von einer Soziologie der Praktiken profitieren und umgekehrt.

Theorien sozialer Praktiken bilden keine einheitliche Sozialtheorie, sondern »eher ein Bündel von Theorien mit Familienähnlichkeit« (Reckwitz 2003: 283). Gerade ihre Vielfalt und Heterogenität sind eines ihrer identitätsstiftenden Merkmale (siehe dazu auch Laube/Schönian 2013) sind. Schmidt (2012: 31) plädiert angesichts dieser Vielfalt dafür, Theorien sozialer Praktiken als eine spezifische Forschungshaltung zu interpretieren und (nicht nur) als ein Theorieangebot. Ein Schwerpunkt dieser Forschungshaltung ist die Materialität des Sozialen, wie sie in der Beteiligung des Körpers und von Artefakten im Vollzug von Praktiken zum Ausdruck kommt (Reckwitz 2003: 290ff.; Schatzki 2010).[2] Diese Schwerpunktsetzung regt dazu an, das bei Goffman bereits angelegte Interesse für den Vollzug der Verbindungen zwischen Vorder- und Hinterbühne in Bezug auf Kommunikationsmedien (und andere Artefakte) zu erweitern

2 | Mögliche Erweiterungen der Fokussierung auf den situierten Vollzug von Praktiken sind Gegenstand jüngster Diskussionen. Ich schlage in diesem Zusammenhang den Begriff der »composition« vor, um zu untersuchen, »how a practice makes itself recognizable and how it differs and transforms across diverse settings« (Laube i.E.).

und zuzuspitzen. Goffman analysiert facettenreich die kulturellen Normen der Theatralik auf Vorder- und Hinterbühnen. Die Rollen, die Materialien, Medien und Technologien dabei spielen, bleiben bei ihm aber ein Randthema (Pinch 2010). Die praxistheoretische Forschungshaltung rückt dieses Goffman'sche Randthema ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Wie tragen technologische Artefakte und im Speziellen bildschirmbasierte Kommunikationsmedien zum Zusammenwirken von Vorder- auf Hinterbühne bei? Was tun sie, um die für eine Praktik relevanten Bezüge von einer auf die andere Bühne zu tragen? Und welches Können verlangen diese Dinge von den menschlichen Teilnehmern dieser Bühnen ab?

Der vorliegende Beitrag widmet sich diesen Fragen nicht nur in Form einer theoretischen Reflexion, sondern anhand ethnografischer Materialien zur Arbeitstätigkeit im Call-Center und im Finanzhandel.[3] Dies scheint mir ein angemessener Weg, um einerseits zu zeigen, wie Teletechnologien Vorder- und Hinterbühnenaktivitäten verzahnen, und andererseits eine Revision der theoretischen Grundannahmen Goffmans durchzuführen. Die Diskussion nimmt dabei folgenden Verlauf: Zunächst rekapituliere ich Goffmans Charakterisierung von Vorder- und Hinterbühne und verorte diese im Kontext einer praxistheoretischen Forschungshaltung. Gleichzeitig stelle ich die Frage, inwieweit Goffmans Konzeptualisierung hinsichtlich der zunehmenden Präsenz von Kommunikationstechnologien erneuerungsbedürftig ist. Anschließend kontrastiere ich zwei Fälle der technologisch-materiellen Gestaltung einer Vorder-/Hinterbühnen-Konstellation. Der erste Fall stammt aus der Arbeitswelt der Call-Center. Im Call-Center gehört neben ein bis zwei Bildschirmen, die u.a. personenbezogene Daten von Telefonkunden visualisieren, ein Multifunktionstelefon zur Grundausstattung jedes Mitarbeiters. Ich zeige, wie das Telefon und dessen Aneignung seitens der Call-Center-Mitarbeiter den Wechsel zwischen Vorderbühne (Interaktion mit dem Anrufer) und Hinterbühne (Interaktion mit den Kollegen im Call-Center) mitbestimmen. Der zweite Fall stammt aus dem Bereich des professionellen Finanzhandels. In Finanzhandelsräumen *(Trading Rooms)*, wie sie Investmentbanken und Finanzhandelsunternehmen betreiben, ermöglichen Bildschirmtechnologien die Teilnahme

3 | Die ethnografischen Materialien stammen aus zwei verschiedenen Forschungsprojekten: Ein Projekt inkludierte mehrmonatige Feldforschung des Autors in einem Call-Center, das andere mehrmonatige Feldforschung in einem Finanzhandelsraum. Diese Feldforschungen führten zu einer für die Ethnografie charakteristischen Kombination verschiedener Datenformate: einerseits von Feldnotizen des Ethnografen, die die Äußerungen, Gespräche und Handlungen der Teilnehmer genauso wie deren Materialien und Artefakte beschreiben, andererseits von Interviewtranskripten und Transkripten der Händleräußerungen im Finanzhandelsraum. Für detaillierte Beschreibungen siehe Egger de Campo und Laube (2008) und Laube (2005; 2012; 2016).

am Vorderbühnengeschehen (am Markt), ohne dass die Marktteilnehmer körperlich oder gar telefonisch auf dieser Vorderbühne auftreten müssen. Durch diese symbolische und körperliche Entkoppelung von Vorder- und Hinterbühne ergeben sich neue Möglichkeiten und Anforderungen hinsichtlich des Prozessierens des Vorderbühnengeschehens. Ich verdeutliche diese am Beispiel des Ausdrucks von Emotionen im Trading Room.

2. Goffman als Soziologe sozialer Praktiken

Vorbild für Goffmans Soziologie ist die Welt des Theaters. In Theaterhäusern kann das Publikum nur die ihm zugewandte Seite der Bühne, die Vorderbühne, wahrnehmen, während die Umbauarbeiten auf der Hinterbühne verborgen bleiben. Auf der Hinterbühne

> »können Kostüme und andere Bestandteile der persönlichen Fassade auf Fehler überprüft und korrigiert werden. Hier kann das Ensemble, wenn keine Zuschauer da sind, seine Vorstellung proben und sie auf Anstoß erregende Eindrücke hin kontrollieren. Hier können die schwächeren Ensemblemitglieder, die im Ausdruck ungeschickt sind, trainiert oder aus der Besetzungsliste gestrichen werden. Hier kann sich der Darsteller entspannen; er kann die Maske fallen lassen, vom Textbuch abweichen und aus der Rolle fallen« (Goffman 2000: 104-105).

Wohlgemerkt: Goffman geht es hier nicht darum zu zeigen, wie die Dinge »wirklich« sind. Zwar können Darsteller auf der Hinterbühne aus der Rolle fallen, sich entspannen und die Maske fallen lassen. Entscheidend ist aber, dass dies alles Trainings-, Vorbereitungs- und letztlich Optimierungsleistungen für die Aufführungen auf der Vorderbühne sind. Hinterbühnen sind bei Goffman keine inszenierungsfreien Zonen, sondern »Inszenierungshilfen« (Goffman 2000: 113). Außerdem sind Hinterbühnen immer auch potenzielle Vorderbühnen: Entgleisungen gegenüber Kunden/Klienten/Publikum können (gezielte) Darstellungen sein, die das eigene Ansehen und die Solidarität unter Kollegen auf der Hinterbühne fördern.

Goffmans Soziologie hat damit bereits eine deutliche praxistheoretische Neigung. Mit ihr lässt sich soziologisch erfassen, wie Vorder- und Hinterbühnen soziale Aktivitäten miteinander im Vollzug verknüpfen. Vorder- und Hinterbühnen sind aus dieser Perspektive nicht zwei separierte Welten (die eine inszeniert, die andere wahrhaftig), sondern zwei Modi des Prozessierens einer durch und durch inszenierten Welt. Mit Goffman lässt sich besonders gut zeigen, dass Teilnehmerbezüge zwischen Vorder- und Hinterbühnen transferiert werden (können). Diese Transfermöglichkeit stabilisiert soziale Aktivität in einzelnen Situationen, aber auch über einzelne Situationen hinweg.

Vor diesem Hintergrund erscheinen auch die Grenzen zwischen Vorder- und Hinterbühne weniger als Trennungen, sondern als Übergänge und Anbindungen. Diese Übergänge schaffen gleichzeitig gesellschaftliche Zonen der Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit, der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. So arbeitet Goffman heraus, dass die Passage zwischen Vorder- und Hinterbühne in vielen Bereichen einen speziellen Teilnehmerstatus voraussetzt und sozial kontrolliert wird. Diese Kontrolle können menschliche Akteure ausüben, etwa ein Portier oder Sicherheitsmann, der die Passage zwischen dem öffentlich zugänglichen Teil eines Gebäudes und seinen privaten Bereichen überwacht. Kontrolliert wird der Zugang zur Hinterbühne aber auch durch materielle »Wahrnehmungsschranken« (Goffman 2000: 109). Bei Goffman sind diese Artefakte in erster Linie verschiedene Arten von Türen, aber auch Wände oder Zugangswege (Goffman 2000: 109, 110, 105).[4]

Goffman verweist mit diesen Beschreibungen allerdings nur implizit darauf, dass die Art der materiellen Verbindung zwischen Vorder- und Hinterbühne mitbestimmt, wie Teilnehmerbezüge zwischen den Bühnen transferiert werden (können). Ob der Durchgang zwischen dem Gastraum und der Küche eines Restaurants mit einer normalen Türklinke oder einer Tret-Tür geöffnet werden kann, macht einen erheblichen Unterschied hinsichtlich der Kontrolle des Übergangs von Vorder- und Hinterbühne (Goffman 2000: 109). »If nothing else«, folgert Pinch (2010: 423), »there is something to be learned from Goffman in terms of how the interaction order is materially staged«. Aus Sicht einer praxistheoretischen Forschungshaltung geht das Lernpotenzial aber noch weiter. Mit Hilfe einer Soziologie der Praktiken lässt sich explizieren und analytisch zuspitzen, was bei Goffman implizit bleibt: Wie tragen Artefakte und im Speziellen Kommunikationsmedien dazu bei, die im Rahmen einer Praktik relevanten Bezüge von einer auf die andere Bühne zu transferieren?

Eine Frage, die sich dabei mitstellt, ist, inwieweit hochmediatisierte Interaktionsbereiche überhaupt noch allen Grundannahmen der Goffman'schen Theorie der Interaktionsordnung entsprechen. Was anfangen mit Goffmans Überlegungen angesichts von Tätigkeiten wie denen im Call-Center, wo die Verbindung von Vorder- und Hinterbühne durch das Telefon/den Bildschirm vollzogen wird? Wie aufschlussreich sind Goffmans Theorien für den Finanzhandel, wenn dort doch nicht einmal mehr telefonisch agiert wird, sondern nur über Bildschirme? Diesbezügliche Überlegungen wurden etwa von Knorr Cetina (2009) angestoßen. Sie hinterfragt unter anderem Goffmans Grundan-

4 | Nur am Rande und als Sonderfall erwähnt Goffman (2000: 110) ein Beispiel für eine kommunikationstechnologische Koppelung von Vorder- und Hinterbühne, nämlich Radio- und Fernsehmoderatoren, die unabsichtlich auf Sendung geschaltet werden und dann Dinge sagen oder tun, die nicht für Augen oder Ohren der Rezipienten bestimmt sind.

nahme, dass sich soziale Interaktion auf die körperliche Ko-Präsenz der Interaktionsteilnehmer stützt. Zunehmend visualisieren Bildschirmmedien die für Situationsteilnehmer relevanten Informationen, lösen damit Face-to-Face-Interaktionen ab oder ergänzen diese durch Face-to-Screen-Interaktionen. Die Goffman'sche Konzeption von Situation als räumlichem Zusammentreffen von körperlich anwesenden Akteuren erscheint vor diesem Hintergrund fraglich. Statt mit vermeintlich natürlichen Situationen haben wir es heutzutage vermehrt mit »synthetischen Situationen« (Knorr Cetina 2009) zu tun. In diesen synthetischen Situationen ersetzen oder ergänzen Kommunikations- und Informationsmedien unsere Interaktion von Angesicht zu Angesicht. Sie übermitteln Textbotschaften, Interaktionsbeiträge und Transaktionsaufforderungen, ohne dass die menschlichen Teilnehmer körperlich an einem Ort anwesend sein müssen. Außerdem leisten sie etwas, das für die Fragestellung dieses Beitrags von unmittelbarem Interesse ist: Sie stellen eine neuartige Variante der Vorderbühne dar, einer Vorderbühne, auf der Tätigkeiten medial inszeniert werden können, ohne dass die Teilnehmer körperlich auf ihr anwesend sein müssen.

3. Vorder- und Hinterbühnen in digitalisierten Praktiken

Der Hinweis auf die zunehmende Relevanz synthetischer Situationen nährt die Vermutung, dass die telefonisch-bildschirmbasierte Kommunikation zwischen Call-Center-Kunden und -Mitarbeitern und besonders der bildschirmbasierte Finanzhandel der Goffman'schen Konzeption von Vorder- und Hinterbühne ein Stück weit entwachsen sind. Mit Ausblick auf die im Folgenden analysierten beiden empirischen Fälle möchte ich deshalb folgende Arbeitsannahmen formulieren:

(a) Hinterbühnen, die nur durch einen Knopfdruck von Vorderbühnen getrennt sind, sind zunehmend Alltagsszenarien. Goffmans Vorder-/Hinterbühnenmodell impliziert die unmittelbare körperliche Ko-Präsenz von Anwesenden, aus der sich die Teilnehmer entziehen können, indem sie sich körperlich in eigene Hinterbühnenräume begeben. Ein klassisches Beispiel sind Pausenräume, in denen Servicekräfte sich über ihre Kundschaft aufregen und sich lustig machen. In Settings wie dem Call-Center aber stellen die Akteure Anwesenheit nicht über körperliche Ko-Präsenz her: Ihre Anwesenheit wird telefonisch vermittels Stimme und auf Seite der Call-Center-Mitarbeiter durch kundenbezogene Daten am Bildschirm hergestellt. Technologische Kommunikationsmedien gestalten die Passage zwischen Vorder- und Hinterbühne aktiv mit. Sie ermöglichen Bühnenwechsel per Knopfdruck.

(b) Hinterbühnen sind zunehmend Hilfen zur Prozessierung von Vorderbühnen am Bildschirm. Hinterbühnen sind bei Goffman auf die Arbeit an der Vorbereitung und Aufrechterhaltung von Darstellungen auf den Vorderbühnen ausgerichtet. Was passiert aber, wenn Vorderbühnen gänzlich auf Bildschirme migrieren? Einen solchen Fall liefert der Finanzhandel, in dem Bildschirm-Händler-Konstellationen den früheren Rufhandel (»Parketthandel«) abgelöst haben. Im Finanzhandelsraum von heute wird die Anwesenheit der Marktteilnehmer nicht durch die körperliche Ko-Präsenz der Händler hergestellt. Finanzbildschirme visualisieren das gesamte Vorderbühnengeschehen des Marktes, das in erster Linie von Preisfluktuationen, Handelstransaktionen und News bestimmt wird. Auf diese Weise entstehen neue Möglichkeiten und Anforderungen des Prozessierens des Vorderbühnengeschehens auf der Hinterbühne: das Ausleben und Darstellen von Emotionen als (neuer) Bestandteil der Marktbeobachtungskompetenz von Finanzhändlern.

3.1 Call-Center-Inszenierungen: Bühnenwechsel per Knopfdruck

»Also bei uns ist es so, wir sind keine reine Bestellannahme, sondern es geht um die gesamte Kunden*beziehung*, auch um Kunden*bindung*. Die Agents müssen hier schon eine kommunikative Fähigkeit besitzen.« Diese Aussage stammt aus einem Interview mit der Geschäftsführerin eines Call-Centers. Sie verdeutlicht, dass von Call-Center-Mitarbeitern (»Agents«) vor allem erwartet wird, dass sie auf alle Anrufer eingehen und jeden Einzelfall individuell betreuen. Was dabei ungesagt bleibt, ist, dass die Anrufe auch nach rigiden zeitlichen und ökonomischen Effizienzvorstellungen abgewickelt werden sollen. Den Mitarbeitern wird die Anzahl der sich in der Warteschleife befindlichen Anrufer auf dem Telefondisplay angezeigt und es wird überwacht, wie lange sie für Gespräche brauchen. Produktivitätssteigerungen werden von Call-Center-Managern in der Einsparung von Sekunden kalkuliert.

Zum Problem für die Teilnehmer werden diese widersprüchlichen Anforderungen dann, wenn Telefonkunden aus dem Raster der Effizienzerwartungen des Unternehmens herausfallen: wenn sie nicht in der Lage sind, Kunden- oder Artikelnummern zu übermitteln (der Kunde ist betrunken, spricht unzureichendes Deutsch o.Ä.), wenn sie zeitaufwendige Sonderwünsche formulieren oder ihre Beschwerden wütend und schreiend vorbringen.

In solchen Fällen, die im untersuchten Call-Center tageszeitenabhängig etwa ein Drittel aller Telefonate ausmachen, stellt der Wechsel von der Vorder- zur Hinterbühne und wieder zurück einen Weg für die Agents dar, die widersprüchlichen Anforderungen der Call-Center-Arbeit zu kompensieren. Die von der Geschäftsführung formulierte Erwartung, alle Kunden kommunikativ auf der Vorderbühne zu »binden« und stellvertretend für das Unternehmen die

»Beziehung« aufrechtzuerhalten, ist ohne diese Bühnenwechsel nicht einzulösen.

Entscheidenden Anteil an diesen Bühnenwechseln hat das Telefon. Das betrifft zunächst die telefonspezifischen visuellen »Wahrnehmungsschranken« (Goffman 2000: 109). Wenn Call-Center-Mitarbeiter mit Kunden telefonieren, stellen die Stimme und das Gehör das Medium der Kommunikation auf der Vorderbühne dar, während sich der Körper der Agents gleichzeitig auf der Hinterbühne befindet, dort aber für den Kunden nicht beobachtbar ist. Diese Modalität der Trennung zwischen Vorder- und Hinterbühne erlaubt den Einsatz einer Vielzahl an nonverbalen Hinterbühnenaktivitäten. Manche Agents haben die Schuhe ausgezogen, die Füße auf dem Tisch, füllen während des Gesprächs Formulare aus, die noch mit dem vorhergehenden Gespräch zu tun haben, reichen Kollegen Formulare weiter, die deren Telefonkunden betreffen, und entsprechen so gar nicht dem Vorderbühneneindruck, den sie mittels ihrer Stimme beim Kunden erwecken. Gesteigert wird dies noch durch gegen Kunden gerichtete Gesten, die von jedem Call-Center-Mitarbeiter zweifelsfrei gedeutet werden können: Dem Kunden wird ein Vogel gezeigt, der Agent verdreht demonstrativ die Augen oder formt lautlos eindeutige Schimpfworte mit den Lippen, die Agents grinsen sich gegenseitig wissend an. Die Hinterbühne des Call-Centers wird also nicht nur von Solisten bespielt, sondern durchaus auch unter Miteinbeziehung der versammelten Kollegenschaft. Mit anderen Worten: Im Call-Center ist die Hinterbühne der Agent/Kunden-Interaktionen stets die Vorderbühne der Agent-zu-Agent Interaktion.

Das Telefon erlaubt den Teilnehmern aber noch mehr als nonverbale Mitteilungen: Durch Betätigung der Lautlos-Taste kann eine zusätzliche Wahrnehmungsschranke aktiviert, die eigene Stimme für den Kunden unhörbar gemacht und auf die Hinterbühne geholt werden. Hier kann sie sich unbemerkt von Kunden an Kollegen richten. Die Teilnehmer selbst nennen diese auf der Lautlos-Taste basierende Technik »Kunden wegschalten«. Selbstverständlich sollen Kunden nicht merken, dass sie »weggeschaltet« werden, was verlangt, dass die Call-Center-Mitarbeiter die Lautlos-Taste im richtigen Moment betätigen. Nicht immer gelingt es, rechtzeitig wieder beim Kunden zu sein, und so werden gelegentlich Ausreden bemüht, mit denen die Teilnehmer ihren verspäteten Auftritt auf der Vorderbühne rechtfertigen. Sätze wie »Hatten Sie jetzt auch eine Unterbrechung?« oder »Entschuldigung, ich glaube, jetzt war die Verbindung kurz weg« werden dann unterstützend eingesetzt. Ist der Umgang mit der Lautlostaste einmal erlernt, wird sie gerne benutzt, um sich der »Sprache der Hinterbühne« (Goffman 2000: 117) in eindeutiger Weise zu bedienen. Einen Eindruck davon, wie diese Hinterbühnensprache im Call-Center klingt, vermittelt die folgende Feldnotiz:

Ein weiblicher Agent versucht einige Minuten lang vergeblich, eine aufgebrachte Kundin davon zu überzeugen, ihr zuzuhören. Der Agent rollt mit den Augen, nimmt abwechselnd stehende und sitzende Positionen ein, schüttelt ungläubig den Kopf und blickt, begleitet von Schulterzucken, hilfesuchend um sich. Als sie meinen Blick bemerkt, betätigt sie die Lautlos-Taste und schildert aufgebracht ihre Lage, indem sie sich direkt an mich wendet, ihre Einschätzung der Anruferin aber mit so lauter Stimme verkündet, dass es für alle anwesenden Call-Center-Mitarbeiter hörbar ist: »Ist das eine beschissene Kuh!«.

Diese Feldnotiz verdeutlicht besonders einen Aspekt: Die Errichtung der Barriere zur Vorderbühne nutzen die Telefonarbeiter dazu, sich auf der Hinterbühne abfällig über Kunden zu äußeren und damit andere »Ensemblemitglieder« (Goffman) miteinzubeziehen. Dabei kann es, wie in der Feldnotiz, um den Beistand und die Zeugenschaft von Kollegen gehen, aber auch um die Anforderung von instrumenteller Hilfe im Umgang mit Kunden.

Die Lautlos-Taste nutzen die Teilnehmer oft in Kombination mit einer zweiten Taste: der Lautsprecher-Funktion. Es geht dann nicht nur um einen temporären Rückzug des Call-Center-Mitarbeiters auf die Hinterbühne, sondern darum, den Kunden ohne dessen Wissen auf der Hinterbühne anwesend zu machen. Wenn Mitarbeiter im Call-Center »Kunden auf Lautsprecher schalten« (Teilnehmerausdruck), hören die anderen hin, weil sie wissen, dass es sich um einen besonderen Kunden handelt, etwa einen hysterischen, betrunkenen, wütenden oder schreienden Anrufer. Somit werden Kollegen zu Beteiligten, zu Voyeuren auf Einladung, die die Szene mit Genuss mitverfolgen, während der Kunde nicht selten zum Objekt des Spotts wird:

Um den Arbeitsplatz einer Kollegin hat sich eine Gruppe von mehreren Call-Center-Mitarbeitern gebildet. Die Kollegin hat einen Kunden auf Lautsprecher geschaltet, der Damen-Unterwäsche bestellen will, aber nicht genau sagen kann, welchen Artikel, da er angeblich keinen Katalog hat. Die Kollegin blättert gemäß der Aufforderung des Kunden den Versandkatalog durch, während der Kunde seine Vorstellungen des Artikels beschreibt. »Für meine Freundin soll sie sein und mit Spitze«. Der Kunde entscheidet sich für keinen der vorgeschlagenen Artikel, sondern fordert schließlich die Kollegin auf, ihm solche Slips zu schicken, die sie auch selbst gerne trägt. Die umstehenden Agents amüsieren sich prächtig über den Anruf, geben Kommentare ab und wechseln kurze Sätze mit der telefonierenden Kollegin, die zu diesem Zweck immer wieder die Lautlos-Taste drückt. Schließlich legt der Anrufer auf ohne etwas bestellt zu haben und es folgt ein Gespräch über einen »perversen« Kunden mit »Sonderwünschen«.

Auch diese Feldnotiz zeigt, dass das Auf-Lautsprecher-Schalten von Kunden dazu genutzt wird, die anderen Kollegen zu involvieren. Der Hinterbühnen-Talk der telefonierenden Mitarbeiterin wird zur Vorderbühnen-Show für die

Kollegen. Indem der Kunde für die anwesenden Kollegen hörbar gemacht wird, werden die anderen Agents zu Vertrauten und Zeugen zugleich. Zusätzlich wird die Eröffnung eines abfälligen oder zynischen Wortwechsels über den Kunden erleichtert, der unmittelbar nach dem Ende des Telefonates stattfinden kann.

Aus Sicht einer praxistheoretisch informierten Forschungshaltung ist der Vollzug des Wechsels zwischen Vorder- und Hinterbühne im Call-Center ganz grundlegend vom Telefon abhängig. Das Telefon ist hier weder Beiwerk noch ein Requisit der Interaktion, sondern ein voraussetzungsreicher und gestaltender Teilnehmer der Praktik der telefonischen Kundenbetreuung. Voraussetzungsreich ist dieser Teilnehmer deshalb, da die entsprechende Kompetenz im Umgang mit den einschlägigen Tasten des Telefons erst angeeignet werden muss, damit sie auch so eingesetzt werden können, dass Telefonkunden davon nichts bemerken. Erst bei entsprechender Meisterschaft im Umgang mit Lautlos- und Lautsprecher-Taste erweist sich die auf lautlos geschaltete Hinterbühne als Inszenierungshilfe im Sinne Goffmans. Als solche dient sie dann dazu, die widersprüchlichen Anforderungen der Dienstleistungsarbeit im Call-Center zu kompensieren und den Eindruck individueller Kundenbetreuung aufrecht zu erhalten – immer dann, wenn sich Anrufer als Herausforderung für mehr als einen Call-Center-Mitarbeiter erweisen.

3.2 Im Trading Room: Hinterbühnenöffentliches Prozessieren einer Vorderbühne am Bildschirm

Hinterbühnen sind nach Goffman auf die Arbeit an der laufenden Vorbereitung und Aufrechterhaltung von Darstellungen auf der Vorderbühne gerichtet. Das trifft auch auf die telefonischen Wahrnehmungsschranken im Call-Center zu, die den Call-Center-Mitarbeitern schnelle und routinierte Bühnenwechsel ermöglichen. Was aber passiert, wenn Vorderbühnen gänzlich auf Bildschirme migrieren und sich von Hinterbühnen entkoppeln? Wie verändert eine derartige Transformation die in Frage stehende Tätigkeit?

Einen solchen Fall liefert der Finanzhandel, in dem Bildschirm-Händler-Konstellationen den früheren Rufhandel (»Parketthandel«) abgelöst haben. Im Parketthandel wurden Kauf- und Verkaufsgebote von Angesicht zu Angesicht vollzogen. Händler riefen einander Gebote zu, und mit jeder Transaktion, die auf diese Weise getätigt wurde, veränderte sich der Preis der gehandelten Wertpapiere und damit der Wert der von den Händlern gehaltenen Wertpapiere, d.h. ihre *Position im Markt*. Im Trading Room stehen sich die miteinander handelnden Teilnehmer nicht mehr von Angesicht zu Angesicht auf einem Handelsparkett gegenüber, sondern sind räumlich und körperlich separiert. Die Banken und Handelsunternehmen, die sie beschäftigen, betreiben Handelsräume, in denen ausschließlich unternehmenseigene Händler sitzen.

Im unmittelbaren Blickfeld jedes Händlers befinden sich mindestens vier, manchmal bis zu sechs Bildschirme. Diese Bildschirme visualisieren alle für den Vollzug des Handels relevanten Informationen (Preise, Wirtschaftsnews, eigene Positionen im Markt u.a.) und ermöglichen die Abwicklung von Transaktionen ohne Telefonate oder Treffen mit der geschäftlichen Gegenseite.[5]

Diese Transformation hat mehrere räumliche Auswirkungen. Beispielsweise trennt die nun eingesetzte Teletechnologie Kauf- und Verkaufsgebote vom Körper und der Stimme der sie tätigenden Markteilnehmer und kappt damit eine soziale Quelle der Marktbeobachtung (Zaloom 2003). Auch ergänzen solche Bildschirmsysteme Netzwerke persönlicher Beziehungen als Basis erfolgreichen Handels. Wichtig ist nun nicht mehr der persönliche Kontakt der gegnerischen Händler, sondern die Vertrautheit mit den Marktvisualisierungen am Bildschirm (Knorr Cetina 2003). Für den vorliegenden Beitrag entscheidend ist, dass jene Aktivitäten, die im Rufhandel vorderbühnenöffentlich vollzogen wurden, nun von Bildschirmen vermittelt und visualisiert werden. Diese Bildschirme verleihen dem Markt nicht nur eine neue Morphologie. Sie koppeln das Handelsraumgeschehen in einer neuartigen Weise an die Vorderbühne des Marktes und schaffen damit auch neue Anforderungen und Möglichkeiten der Verarbeitung des Marktgeschehens und der Vorbereitung möglicher Markttransaktionen. Mit anderen Worten: Sie transformieren den Handelsraum in eine ausgedehnte kollektive Hinterbühne, auf der im Vergleich zum Parketthandel gänzlich andere Normen der Ausdruckskontrolle gelten.

Veranschaulichen lässt sich dies am geänderten Status von Emotionen im Finanzhandel. Der folgende Ausschnitt stammt aus einem Gespräch mit einem Händler, der beide Formen, sowohl den Parketthandel, als auch den bildschirmbasierten Handel miterlebt hat:

SL: Sind Emotionen früher im Rufhandel stärker zum Ausdruck gekommen?
H: Nein, ich glaube nicht. Heute gibt es mit Sicherheit fast mehr Emotionen, wenn ein Händler mit einer Position schief liegt. Nur heute sitzt er in seinem Handelssaal und nur seine eigenen Kollegen bekommen das mit. Früher, wenn einer eine Enttäuschung erlebt hat, weil er einen Fehler gemacht hat, hat es oft auch die Konkurrenz gleich mitbekommen.
SL: Und das war vermutlich nicht von Vorteil.
H: Mit Sicherheit nicht. Händler haben dann eher versucht, ihre Emotionen zu verbergen.

5 | Wenn, dann folgen persönliche Treffen den anonymen, bildschirmvermittelten Handelsbeziehungen nach, oft zu viel späteren Zeitpunkten.

Die Analogie zum Pokerspiel bietet sich an. Während früher ein Pokerface aufgesetzt werden musste, um verräterische Gefühle zu verbergen, haben es die heutigen Händler nicht mehr nötig, ihre emotionalen Reaktionen auf »schiefe«, d.h. verlustreiche, oder auch auf gewinnträchtige Positionen zu unterdrücken.

Gewinne und Verluste nicht mehr mimisch und gestisch verbergen zu müssen, ist eine keineswegs unbedeutende Verschiebung. Mit ihr einher geht eine grundlegende Transformation der Marktbeobachtungskompetenz der Teilnehmer. Diese Marktbeobachtungskompetenz umfasst ein ganzes Bündel an lokalen Praktiken der Aufmerksamkeit und Beobachtung, die u.a. den Einsatz und den Ausdruck der eigenen Emotionen voraussetzen.[6] Besonders deutlich zeigen sich Emotionen im Prozessieren von Marktereignissen mittels Flüchen und Beschimpfungen des Marktes. Das Grundproblem des spekulativen Finanzhandels besteht darin, dass Preise nicht vorhersehbar sind und sich oft blitzartig und unerwartet entwickeln. Flüche treten vermehrt dann auf, wenn sich die aktuelle Preisentwicklung nicht mit der von Händlern erwarteten oder erhofften Entwicklung von Preisen deckt. Meistens handelt es sich bei den Flüchen um kurze Worte oder Phrasen wie »Scheiße!«, »Verdammt!«, »Fuck!« oder »Doof!«. Betrachten wir im Folgenden ein transkribiertes Stück des Handelsraumgeschehens. Im Mittelpunkt stehen Peter und Mike, die auf eine Preisänderung eines Index reagieren:

	[F-DAX-Kurve am Monitor sackt nach unten]
Peter:	ES FÄLLT WIEDER. ()=
Mike:	Das versteh ich nicht. Der Markt fällt wie ein Stück Scheiße. Fuck!
Peter:	= GANZ DO::OF.

Mikes emotionale Äußerung »Das versteh ich nicht. Der Markt fällt wie ein Stück Scheiße. Fuck!« und auch Peters Fluch »GANZ DO::OF« adressieren und reflektieren die sich ändernde finanzielle Situation der Händler. Sie dienen dazu, die Konsequenzen des Marktereignisses einschätzbar zu machen. Für Peter und Mike ist das Absacken des Index eine sehr unerfreuliche Marktentwicklung. Beide Händler spekulieren auf einen Preisanstieg. Würde der Preis steigen, könnten sie ihre Positionen schließen, indem sie für einen höheren Preis verkaufen als sie investiert haben. Die Preisdifferenz könnten sie als Gewinn verbuchen. In dem Moment, indem der F-DAX mehrere Punk-

6 | Diese Marktbeobachtungskompetenz umfasst auch die Disziplinierung und Adaptierung des Körpers der Händler als Marktbeobachtungsinstrument (Laube 2012). Für eine umfassende Darstellung dieser und weiterer Facetten der Marktbeobachtungskompetenz im digitalisierten Finanzhandel siehe Laube (2016).

te verliert, verlieren auch die Positionen, die beide halten, an Wert. Dieser Wertverlust der Position versetzt Mike derart in Wut, dass er flucht (»Fuck!«). Peter macht seiner Enttäuschung durch den solidarischen Ausspruch »GANZ DO::OF« Luft.

Das Transkript zeigt neben dem Fluchen noch eine weitere Form der emotionalen Rekapitulation des Marktgeschehens. Es wird nicht nur geflucht, sondern der Markt wird auch zum Objekt von Beschimpfungen. So flucht Mike nicht nur, sondern spricht vom Markt als einem »Stück Scheiße«. Die Transparentmachung von Verlusten mittels Beschimpfung des Marktes ergänzt und erweitert das Spektrum der Darstellung instabiler, sich wandelnder Positionen der Händler im Markt. Beispiele, die ich während der Feldforschung gesammelt habe, sind: »Eiiih, du kotzt mich an!«, »Du Penner!«, »Ach leck mich doch, Fotzn-Dax« oder, wie im vorhergehenden Transkript, »Stück Scheiße«. Die Personifizierung des Marktes mit Schimpfnamen ist ein Ausdruck dessen, dass Händler finanzielle Verluste als vom Markt zugefügt verbalisieren.

Emotionen sind wesentlicher Bestandteil von Finanzhandelspraktiken. Die Verlegung der Vorderbühne auf die Bildschirme ermöglicht uneingeschränkte Solidaritätskundgebungen und Statusdarstellungen der Händlerkollegen auf der Hinterbühne. Gewinne und Verluste müssen aufgrund der fehlenden Präsenz von Marktgegnern nicht verborgen werden, sondern können vor den Kollegen inszeniert, bezeugt oder betrauert werden.[7] Das hilft zum einen, die Performance einzelner Händler im Handelsraum transparent zu machen. Zum anderen liefern die Emotionen laufende Einschätzungen des Marktgeschehens, indem sie die Auswirkungen von Marktereignissen für die eigene Position im Markt reflektieren. Sie sind Teil dessen, was Händler »Gespür für den Markt« nennen, und werden von Händlern als hilfreich dabei gesehen, Transaktionsgelegenheiten zu identifizieren.[8]

7 | Finanzhändlern bleibt das ständige Code-Switchen zwischen der formellen Interaktion mit Kunden/Geschäftspartnern und der informellen Interaktion mit Kollegen, das Call-Center-Mitarbeiter leisten müssen, erspart.

8 | In Bezug auf die wirtschaftssoziologische Frage der Kompensation von Nicht-Wissen und Ungewissheit in Märkten legt dies nahe, dass diesbezügliche Techniken nicht nur auf formalisierten Marktanalysen beruhen, wie im Fall der Chartanalyse (Mayall 2006) oder der fundamentalen Markttheorie (Bruegger 1999: 69). Auch Emotionen stellen relevante Orientierungen für die Marktbeobachtung und das Markthandeln der Teilnehmer dar.

4. Goffman mediatisieren

Goffmans Unterscheidung von Vorder- und Hinterbühne ist nach wie vor ein wertvolles Werkzeug der Gesellschaftsanalyse – vorausgesetzt man entwickelt sie weiter für eine Welt, in der Kommunikation und Interaktion in umfassender Weise von Technologien, Medien und Artefakten (mit)bestimmt werden. Die Hinterbühnen von heute sind längst nicht mehr nur durch Türen oder Wände von den Vorderbühnen getrennt. An ihren Passagen und Trennlinien wirken mittlerweile verschiedene Medientechnologien mit, vom eher traditionellen Medium Telefon bis zu neueren bildschirmbasierten Teletechnologien. Vor diesem Hintergrund leistet dieser Aufsatz einen Beitrag dazu, Goffman zu »mediatisieren«: Er rückt Bühnen-Teilnehmer in den Vordergrund, die bei Goffman nur als Nebendarsteller auftreten.

Besonders die Tendenz der Verlegung von Vorderbühnen auf Bildschirme kann für Studien kommunikationstechnologisch mediatisierter Interaktion aufschlussreich sein. Das in Finanzmärkten vorexerzierte Modell des Zusammenspiels von Vorder- und Hinterbühne wurde mittlerweile vielerorts importiert, sei es in der Praxis politischer Meinungsbildung (Twitter, Facebook), akademischer Selbstdarstellung (Academia.edu) oder der Partnersuche (Parship, Gayromeo). Sind Bühnenwechsel per Knopfdruck schon länger Alltagsszenarien, so wird es das hinterbühnenöffentliche Prozessieren bildschirmvermittelter Vorderbühnenaufführungen zunehmend werden.

Gleichzeitig muss betont werden: Den gesellschaftlich aufgewerteten Status von Medien und Artefakten soziologisch einzuholen ist eine Aufgabe, die weitaus mehr umfasst als der vorliegende Beitrag umzusetzen in der Lage ist. In diesem Sinn wurde Goffman hier bestenfalls ein Stück weit »mediatisiert«. Im Mittelpunkt dieses Beitrages standen Kommunikations- und Informationsmedien und die Wirkungen, die sie hinsichtlich des Vollzugs des Transfers von Vorder- und Hinterbühnen ausüben. Eine praxistheoretische Aneignung der Soziologie Goffmans kann aber zu einer Vielzahl an weiteren Fragestellungen in Bezug auf den sozialen Status des Materiellen anregen.

Eine dieser Fragen betrifft beispielsweise die materielle Ausstattung von Vorder-/Hinterbühnen. Aus praxistheoretischer Sicht wäre etwa das materielle Innere von Büroräumen nicht Kulisse, sondern eine Instanz, die die Relevanzen der Teilnehmer aktiv zwischen Vorder- und Hinterbühnen transferiert. In Bezug auf diese Frage wäre eine, an die Analyse von Büropraktiken (Schmidt 2012: 133-155) anschließende, vergleichende Untersuchung des materiellen Inneren diverser Hinterbühnen lohnend. Dabei besteht keine Notwendigkeit für einen Situationalismus, der sich auf einzelne Situationen und situative Vollzüge beschränkt. Vielmehr kann eine Soziologie der Praktiken auch trans-situativ rekonstruieren (Scheffer 2008), wie die Artefakte, Materialien und Medien jene Bezüge und Wissensobjekte, die im Rahmen einer

Praktik relevant sind (z.B. Preise oder Kundenprofile), von einer Bühne auf die andere tragen.

Literatur

Bruegger, Urs (1999): Wie handeln Devisenhändler? Eine ethnographische Studie über Akteure in einem globalen Markt, Dissertation, Universität St. Gallen.

Egger de Campo, Marianne/Laube, Stefan (2008): »Barrieren, Brücken und Balancen. Gefühlsarbeit in der Altenpflege und im Call-Center«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 2 (33), S. 19-42.

Goffman, Erving (1983): »The Interaction Order«, in: American Sociological Review 48 (1), S. 1-17.

Goffman, Erving (2000[1956]): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München.

Knorr Cetina, Karin (2003): »From Pipes to Scopes: The Flow Architecture of Financial Markets«, in: Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory 4 (2), S. 7-23.

Knorr Cetina, Karin (2009): »The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World«, in: Symbolic Interaction 32 (1), S. 61-87.

Krotz, Friedrich/Despotovic, Cathrin/Kruse, Merle (Hg.) (2014): Die Mediatisierung sozialer Welten. Synergien empirischer Forschung, Wiesbaden.

Laube, Stefan (2005): »Der Kunde ist König, egal wie dumm er ist«. Professionelle und unprofessionelle Strategien der Gefühlsarbeit im Call-Center, Diplomarbeit, Universität Graz.

Laube, Stefan (2012): »Im Takt des Marktes. Körperliche Praktiken in technologisierten Finanzmärkten«, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 265-284.

Laube, Stefan (2016): Nervöse Märkte. Materielle und leibliche Praktiken im virtuellen Finanzhandel, Berlin.

Laube, Stefan (i.E.): »White-Collar Bodywork: Practice-Centrism and the Materiality of Knowledge Work«, in: Michael Jonas et al. (Hg.), Methodological Reflections on Practice Orientied Theories, Dordrecht.

Laube, Stefan/Schönian, Katja (2013): »Same, Same But Different. Review of EASST/4S Conference Track ›Comparing and Connecting Concepts of Practice‹«, in: EASST Review 32 (1), S. 11-13.

Mayall, Margery (2006): »›Seeing the Market‹: Technical Analysis in Trading Styles«, in: Journal for the Theory of Social Behaviour 36 (2), S. 119-140.

Pinch, Trevor (2010): »The Invisible Technologies of Goffman's Sociology: From the Merry-Go-Round to the Internet«, in: Technology and Culture 51 (2), S. 409-424.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Schatzki, Theodore (2010): »Materiality and Social Life«, in: Nature and Culture 5 (2), S. 123-149.

Scheffer, Thomas (2008): »Zug-um-Zug und Schritt-für-Schritt. Annäherungen an eine trans-sequentielle Analytik«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 368-398.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Zaloom, Caitlin (2003): »Ambiguous numbers: Trading technologies and interpretation in financial markets«, in: American Ethnologist 30 (2), S. 258-272.

Erwerbsarbeit als Praxis

Perspektiven und Analysegewinne einer praxistheoretischen Soziologie der Arbeit

Hannes Krämer

1. Einleitung

Der klassische soziologische Begriff von Erwerbsarbeit analysiert Arbeitstätigkeiten in erster Linie als instrumentelle, d.h. planvolle und zweckrationale Aktivitäten. Arbeit ist so gesehen Ergebnis eines rationalen Handelns, welches vordergründig bewusste Ziel-Mittel-Relationen fokussiert, mithin auf die intentionale Ausführung eines Handlungsentwurfs abstellt, mit dem Ziel, eine verändernde Wirkung zu erzielen (Zimmermann 2000). Trotz des unbestrittenen Erklärungspotenzials einer solchen Konzeption sind damit wichtige Aspekte der Arbeitspraxis nicht systematisch inkludiert, wie etwa der praktische, routinierte Vollzug konkreter Arbeitstätigkeiten, die Körperlichkeit des Arbeitshandelns, Formen interaktiver und situativer Kooperation sowie nicht zuletzt die prä-reflexive Dimension der Tätigkeiten (Böhle 2010; Dunkel/Weihrich 2010). Mit der Einengung auf eine rational-instrumentelle Dimension des Arbeitens bleiben diese zentralen Merkmale tätigen Arbeitsgeschehens im Dunkeln.

Dies ist insofern verwunderlich, als die Bedeutung nicht-zweckrationaler Aspekte der Arbeitspraxis in den letzten Jahrzehnten immer stärker betont wird. Im Kontext veränderter Arbeitsformen und -anforderungen weisen zahlreiche Studien auf die Zunahme an kognitiven und subjektiven Gehalten von Arbeit hin, auf den gesteigerten Bedarf an intuitiven Fähigkeiten in Interaktionen sowie auf die Grenzen rationaler Steuerungsfähigkeit von Organisationen (etwa Negri et al. 1998; Castells 2001; Moldaschl/Voß 2002). Gerade zeitgenössische Arbeitswelten im Dienstleistungssektor, speziell im Bereich der Wissens- und Kreativarbeit, fordern von ihren Arbeitssubjekten den Einbezug subjektiver Ressourcen wie Erfahrungen, Emotionen oder sensibles Kommunikationsgeschick – allesamt Kompetenzen jenseits reiner Physis oder intel-

lektueller Rationalität, die ihre Wirkmächtigkeit aus der selbstverständlichen Habitualisierung der Aktivitäten ziehen (Jacobsen 2010: 217ff.). Ebenso sind es veränderte Formen der Kooperation und Kollaboration, die die Grenzen rationalisierter Strukturierung überschreiten, indem situative Strategien der Problemlösung sowie temporäre Formen der Organisation, wie etwa Projektarbeit, immer mehr an Bedeutung gewinnen (Sydow et al. 2004).

Die grundlegende Annahme des vorliegenden Beitrages ist, dass sich diese veränderten Arbeitsformen der Wissens- und Kreativarbeit mit einer praxistheoretischen Perspektive analytisch gewinnbringend fassen lassen. Mithilfe einer praxeologischen Rekonstruktion der Arbeitstätigkeiten können erstens detaillierte Daten über die konkrete Arbeitspraxis und den Arbeitsprozess gesammelt werden. Dabei lässt sich der Forschungsprozess, zweitens, von den Aktivitäten und Relevanzen des Feldes herleiten, womit vorschnelle Deutungen vermieden werden, die etwa die Kreativarbeit als neuartiges Heilsverspechen deuten (bspw. Florida 2002). In den Fokus geraten so die körperlichen, routinierten und artefaktbezogenen Aktivitäten der Akteure. Drittens ermöglicht eine praxeologische und alltagssensible Perspektive einen genauen Blick auf diejenigen subjektiven Ressourcen und Kompetenzen der Arbeitstätigkeit, die als Erfolgsfaktoren neuen Arbeitens herausgestellt werden.

Entsprechend zielt der Beitrag darauf, anhand der Rekonstruktion kreativer Arbeitspraktiken den analytischen Nutzen einer praxistheoretischen Analyse von Arbeit zu verdeutlichen. Praxistheorie wird dabei vornehmlich als ein Analyseprinzip verstanden, welches nicht zuletzt auch auf methodologischer Ebene seine Kraft entfaltet – und damit nicht nur theoretisches Vokabular, sondern »vor allem auch ein Forschungsprogramm für die materiale Analyse« (Reckwitz 2003: 284) bereitstellt. Praxistheorie wird als ein »Verfahren der Praxeologisierung« (Schmidt 2012: 70) begriffen, welches mittels verschiedener (De-)Konstruktionen sein empirisches Objekt konturiert, indem gewissen Aspekten herausgehobene Aufmerksamkeit geschenkt wird. Im Fokus des praxeologischen Interesses stehen Praktiken, also jene Formen des Tätigseins, die als routinierte, wiederkehrende Verhaltensabläufe verstanden werden können. Sie sind dabei in ein soziales, räumliches und zeitliches Vollzugsgeschehen eingebunden, in welchem das Verhalten der Akteure beobachtbar und sinnhaft rekonstruiert werden kann, wobei das »Wie« des Tätigkeitsvollzugs im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses steht. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf vier Aspekten: der Körperlichkeit, der Materialität, dem konkreten Vollzug und der Performativität der Praxis sowie der Alltäglichkeit und Implizitheit der Praktiken (Reckwitz 2003; Schmidt 2012: 51ff.; Nicolini 2013: 219ff.).[1]

1 | Ein derart praxistheoretischer Blick auf Arbeitskonstellationen ist keine theoretische Neuerfindung, sondern eher die Zuspitzung und der Fluchtpunkt unterschiedlicher

2. Die zeitgenössische Arbeitswelt der Kreativarbeit

Diese Aspekte einer praxeologischen Arbeitsforschung sollen in diesem Beitrag anhand einer Analyse der Tätigkeitspraxis innerhalb der Werbeindustrie adressiert werden. Das gewählte Fallbeispiel ist dem Bereich der Kreativarbeit zuzuordnen und damit dem Feld der so genannten Creative Industries, zu dem neben der Werbung unter anderem die Architektur, die Bildende Kunst, aber auch die Software und Games Industry zählt (Söndermann 2012). In den letzten zwei Jahrzehnten wird dem Wirtschaftsbereich der Creative Industries politisch wie auch ökonomisch eine herausgehobene Stellung zugesprochen. Die Bedeutung dieser Branchen wird zum einen mit ihrer politischen Erwünschtheit begründet. Demnach korrespondiert das Selbstorganisations- und Selbstermächtigungspotenzial des Feldes der kulturellen und künstlerischen Produktion gut mit den Idealvorstellungen eines aktivierenden Sozialstaates. Zum anderen wird diesem Wirtschaftsbereich eine große wirtschaftliche Dynamik nachgesagt, die ursächlich mit einem dezidierten Fokus auf Kreativität und einer besonderen Arbeitspraxis in den jeweiligen Branchen in Verbindung gebracht wird. Vor allem diese Kreativitätsorientierung und die veränderte Arbeitspraxis haben die Kultur- und Kreativwirtschaft für die interdisziplinäre Arbeitsforschung interessant gemacht. So sind in den letzten Jahren zahlreiche Studien zur Abgrenzung und zur Identifikation eines gemeinsamen Kerns der Creative Industries, zur räumlichen Dimension wirtschaftlicher und berufsidentitärer Veränderungen im Kontext der Kultur- und Kreativwirtschaft sowie zu neuen Modellen zeitgenössischer Beruflichkeit erschienen (exemplarisch: Caves 2000; Koppetsch 2006; Menger 2006; Hartley 2007). Wenig soziologisch aufgearbeitet allerdings ist der Bereich der kreativen Arbeitspraxis, also derjenigen Situationen, in denen mittels verschiedener Arbeitspraktiken kreative Produkte hervorgebracht werden (Smith/McKinlay 2009: 5). Darauf wird im Folgenden eingegangen, wenn die allmähliche Verfertigung eines kreativen Werbeprodukts analysiert wird. Die hier dargestellten Erkenntnisse sind einem größeren empirischen Forschungsprojekt entnommen, in welchem ich die Praktiken der *Produktion von Kreativität* (Krämer 2014a) detailliert rekonstruiert habe. Die Daten der ethnografischen Studie basieren vornehmlich auf zwei längeren Feldaufenthalten in zwei Werbeagenturen im Zeitraum von 2008-2009. Analyseleitend für die Feldforschung war durchgehend die Frage

---

Bemühungen innerhalb der Arbeitsforschung, die routinierten, situativen und alltäglichen Dimensionen von Arbeit in den Blick zu nehmen. Dabei sind folgende arbeitssoziologischen Forschungstraditionen impulsgebend: Workplace Studies (Luff/Hindmarsh/Heath 2000), Studies of Work (Garfinkel 1986), arbeitssoziologische Untersuchungen der Chicagoer Schule (etwa Hughes 1984), (neo)pragmatistische Ansätze (Bogusz 2011) und Studien zum erfahrungsgeleitet-subjektivierenden Handeln (Böhle 2009).

nach den kreativen Arbeitspraktiken, wobei »Arbeit« beobachtungsleitend zunächst einmal all das umfasste, was die Akteure in den Agenturen tun. Ein solch offener Arbeitsbegriff orientiert sich maßgeblich an den praktischen Setzungen der Akteure, also am konkreten Vollzug der Praxis, und vermeidet vorschnelle, weil etwa theoretisch vorgegebene, Reduktionen.

3. Die allmähliche Verfertigung des Kreativen

Zentral für die Produktion von Kreativität in den Creative Industries ist die permanente Evokation und Strukturierung vermeintlich einzigartiger Einfälle und deren räumliche, zeitliche und interaktionspraktische Stabilisierung. Das bedeutet, dass verschiedene Akteurskonstellationen in einem arbeitsteilig und sequenziell organisierten Ablauf Ideen, Entwürfe, Produkte in ebenso differenten materiellen und inhaltlichen Stadien entwerfen, bearbeiten, evaluieren, weiterreichen, verändern etc. Die einzelnen arbeitspraktischen Anstrengungen laufen darauf hinaus, über mehrere Schritte hinweg ein kreatives Produkt zu fabrizieren. Dem Interesse am konkreten Vollzug von Praktiken folgend, bietet es sich an, zur näheren Bestimmung dieses komplexen Gefüges, ein methodologisches, gleichsam praxistheoretisches Prinzip aufzugreifen und den Akteuren »zu folgen« (etwa Latour 2007: 28).[2] Das bedeutet, einen Ausgangspunkt innerhalb der Produktionskette zu bestimmen, ab dem einzelnen Bearbeitungsschritten bis zur Fertigstellung der materiellen Werbung gefolgt werden kann. Dabei gilt es, die verschiedenen Situationen innerhalb der Agentur zu rekonstruieren, die Ideen *passieren* müssen, um als kreatives Produkt hervorgebracht zu werden. Passieren ist hier in doppeltem Sinne zu verstehen: Zum einen beschreibt das Passieren, in Anlehnung an die Mobilitäts-Metaphorik der Akteur-Netzwerk-Theorie (etwa Callon 2006: 149ff.), eine materielle Bewegung im Raum, etwa das Tragen von schriftlich fixierten Ideen zum Schreibtisch der Kreativen nach einer Brainstorming-Sitzung. Zum anderen ist auch eine ereignishafte Dimension berührt, nämlich der Moment, an dem etwas geschieht resp. passiert, beispielsweise an dem eine rein verbale Idee eine materielle Transformation erfährt durch ihre Konkretisierung als grafischer Entwurf. Methodologisch offenbaren diese beiden Bedeutungen zwei miteinander verschränkte Analysedimensionen: So gilt es praxistheoretisch, sowohl punktuell einzelne Situationen in ihrer konkreten und detaillierten Gestalt zu untersuchen, als auch deren raumzeitliche Transformationen im Produktionsprozess zu betrachten.[3]

2 | Zum Status von Bruno Latour als Praxistheoretiker vgl. Schäfer (2013).

3 | Für die »Anwendung« dieser methodologischen Prämisse siehe Krämer (2014a). Für die Skizzierung des methodologischen Raumes einer solchen »transsequentiellen

Wie sich eine solche Perspektive in Auseinandersetzung mit empirischem Material konkretisieren lässt, kann anhand zweier Arbeitssituationen nachvollzogen werden. Zunächst wird am Beispiel des Umgangs mit Dokumenten eine wirkmächtige organisatorische Strategie nachgezeichnet, mithilfe derer sich die Akteure Aufschluss über den Möglichkeitshorizont eines kreativen Entwurfs geben. Orientiert man sich an den feldinternen, sequenziellen Temporalisierungen, steht dieser Moment der Dokumentation und Diskussion am Anfang der Produktion. Anhand eines zweiten Beispiels soll die Entwurfspraxis von Grafiker/innen reflektiert werden. Innerhalb des Produktionsablaufes folgt das Entwerfen nicht direkt auf die agenturinterne Konkretisierung des Kundenwunschs, sondern erst nach der Phase der Ideenfindung, welche quasi zwischen Briefing und Entwurf geschaltet ist. Zugleich ist das Entwerfen für die Analyse der Arbeitspraxis hoch relevant, da sich hier erstmalig eine materielle Gestaltung des Arbeitsprodukts, nämlich Werbung, konkretisiert. Übergreifend zielt die Auswahl dieser Situationen auf einen Aspekt, der als Stabilisierung von Kreativität beschrieben werden kann. Indem schrittweise einzelne Aspekte eines Produkts konkretisiert, bearbeitet und evaluiert werden, verdichtet sich ein bestimmter Entwurf als kreatives Objekt.

3.1 Die Bedingungen der Möglichkeit von Kreativität festschreiben – das Briefingdokument

Ein kreatives Produkt zu erschaffen, bedarf eines äußeren Anlasses, der als »Kundenwunsch«,[4] als »Pitch« oder als »Auftrag« die Agentur erreicht.[5] Dieser »Startschuss« der Produktion wird in die Operations- und Organisationslogik der Agentur überführt, indem die Kundenvorgaben in einem so genannten Briefing zusammengefasst werden. Es handelt sich dabei um ein Dokument, welches als grundlegende Informationsquelle für den Kundenauftrag zu Rate gezogen wird.

Die agenturinterne Kundenberatung ist dafür zuständig, die Wünsche der Kunden mit den Kategorisierungen der Agentur zu parallelisieren. Sie erstellt

Analytik«, welche darum bemüht ist, die Auswertungsstrategie eines prozessanalytischen »Zug um Zug« und eines sequenzanalytischen »Schritt für Schritt« zu verbinden, ist der Aufsatz von Thomas Scheffer (2008) erhellend.

4 | Doppelte Anführungszeichen werden hier verwendet, um Zitate aus dem Feld zu kennzeichnen. Bei einzelnen feldinternen Begriffen wird im Sinne der Lesbarkeit auf Quellenangaben verzichtet. Bei längeren Passagen wird die Quelle angegeben. Ich folge damit einer üblichen Darstellungspraxis ethnografischer Daten.

5 | Unter einem »Pitch« versteht man konkurrierende Wettbewerbspräsentationen verschiedener Werbeagenturen um einen Auftrag. Diese reichen dazu erste (skizzenhaft) ausgearbeitete Entwürfe für Werbungen bzw. Werbekampagnen beim Kunden ein.

ein sogenanntes »Re-Briefing«, welches die aus Agentursicht wichtigsten Informationen für die Bearbeitung der Aufgabe zusammenfasst. In diesem Dokument sind unter anderem das »Timing«, die »Aufgabe«, die »Zielgruppe«, die »Kernbotschaft«, die rechtlichen Rahmenbedingungen und die »Tonalität« vermerkt. Diese Inhalte sind, wie es die englische Ursprungsbedeutung des Wortes nahelegt, in kurzen und knappen Sätzen oder Spiegelstrichen aufgeführt.[6] Das Briefing fungiert also als die fixierte Essenz des Kundenwunsches. Dazu zählt neben den rein formalen Rahmenbedingungen maßgeblich die Markierung des kreativen Möglichkeitshorizontes. Zum einen geschieht dies über atmosphärische Einschätzungen des potenziellen Entwurfes, indem etwa die »Ansprechformen« konturiert werden: »laut, fordernd, aktivierend, nicht zu akademisch, künstlerisch« etc. oder indem unter »Vorgaben« erläutert wird, dass der Kunde eine »kreative Gesamtleistung« fordert (Briefingdokumente). Zum anderen stellt das Briefing keine quasi-mechanische und eindeutige Überführung von Kundenäußerungen in das Raster der Agentur dar, sondern ist als »*Interpretation* des Kundenwunsches« (Interview Beratungsgruppenleiter; Hervorh. H.K.) zu fassen. So werden im Briefing Kundeninformationen zergliedert, priorisiert und verdichtet, indem sie neu zusammengesetzt, in eine Rangordnung vom Allgemeinen zum Speziellen gebracht und zusammengefasst werden. Somit stellen sie ein »neues Formulieren«, ein »Dokumentieren der [eigenen, H.K.] Einschätzungen und Wahrnehmungen« (Interview Beratungsgruppenleiter) dar. Ebenso enthält das Briefing Zusatzinformationen, die aus Gesprächen mit dem Auftraggeber, Beratungsleistungen von Insidern oder langen Kundenerfahrungen resultieren. So entsteht ein zentrales Dokument, welches die Bedingungen der Möglichkeit des kreativen Entwurfs bündelt. Aufbauend auf diese Identifikation zentraler Dokumente werden für eine praxistheoretische Dokumentenanalyse noch weitere Analysedimensionen wichtig. Anders als Ansätze, die sich vornehmlich für die propositionalen, sprachlichen und textdramaturgischen Ebenen interessieren, gilt es, die praktische Qualität von Dokumenten zu bestimmen, indem nach den objektualen Qualitäten und deren Einbindung in die Arbeitspraxis gefragt wird.[7]

3.1.1 Was (Briefing-)Dokumente tun

Nimmt man diesen Objektstatus ernst, wird deutlich, dass Briefingdokumente »machtvolle« Artefakte darstellen. Da sie nicht als bloße Informationscontai-

6 | Das englische Adjektiv »brief« bedeutet kurz, knapp, flüchtig, das englische Verb »to brief« meint die Durchführung von Instruktionen.

7 | Beispiele für praxistheoretische Studien, die die Dokumentenproduktion im Blick haben, sind Suchman (2000), Hirschauer (2010), Latour (2010: Kap. 2), Engert/Krey (2013).

ner fungieren, sondern eingebunden sind in die konkrete Arbeitspraxis der Agentur, kann derartigen Dokumenten eine maßgebende Kraft zugesprochen werden.[8] Als »aktive Texte« (Smith 1990: 120ff.) schlagen sie eine Art der Verwendung vor, die auch in ihrer materiellen Gestalt als Nutzungsskript angelegt ist und im praktischen Vollzug aktualisiert wird.

Zunächst ist das Briefing ein digitales Dokument, welches am Computer erstellt und dort abgespeichert wird. Demgegenüber entfaltet es in der kollektiven Werbepraxis seine Wirkmächtigkeit vornehmlich als analoges, ausgedrucktes Papierartefakt und nicht im digitalen ›Aggregatzustand‹. Dies hängt mit seinem Status als Informationsscharnier zwischen zwei maßgeblichen Abteilungen einer Werbeagentur zusammen – der Beratung und der Kreation. Briefings werden von der Beratung erstellt, um (unter anderem) der Kreation die Informationen des Kunden zukommen zu lassen. In diesem Sinne ist das Briefing schon immer auf seine Übergabe hin angelegt. Als Dokument mit einem festen Platz innerhalb des Produktionsprozesses besitzt es eine Mitteilungsintention. Es muss übergeben werden, damit es seine Leistung offenbart und seine Wirkmächtigkeit erhält. Andernfalls würde das Briefing ausschließlich als Selbstvergewisserung des Kundenberaters fungieren (was durchaus auch *eine* Funktion sein kann). So ist das Dokument auf eine agenturinterne ›Zielgruppe‹ hin ausgerichtet – die Kreation. Durch die inhaltliche Strukturierung des Kundenwunsches sowie den Status als essenzielle Informationsquelle liefert es den Ausgangspunkt für die gestalterische Bearbeitung (s.u.).

Entsprechend führt das Briefing auch zwei Abteilungen zusammen. Dies geschieht dadurch, dass das Briefing in Bewegung ist, es zirkuliert. Als ›wanderndes‹ Artefakt wird es am Tisch des Beraters als elektronisches Dokument erstellt, ausgedruckt (selten per E-Mail gesandt) und zur Übergabe an die Kreation in den Besprechungsraum mitgenommen. Von dort geht es in den Besitz der Kreativen über, die es zum eigenen Schreibtisch mitnehmen und später zum Ort der Ideenfindung tragen. Nachdem es dort genutzt wurde, wird das Artefakt zurück an den Schreibtisch der Kreativen geholt, an dem es als ständiger Bezugspunkt der Entwurfspraxis allerdings kaum noch maßgebliche Bewegungen erfährt. Während dieser Ortsveränderung erfolgt es eine individuelle Aneignung, indem bestimmte Stellen mit Anmerkungen versehen, mit Textmarkern Hervorhebungen gemacht oder die Ränder für Notizen genutzt werden. Nicht alle Aspekte der Briefings sind für die Teilnehmer von gleicher Bedeutung. Während beispielsweise ein Berater auf seinem Ausdruck zeitliche Änderungen einfach nur vermerkt, wird die Änderungen des Druckunterlagenschlusses auf den Briefings für die Kollegen mit einem ge-

8 | Zum Status des Aktivitätspotenzials von Dokumenten siehe die theoretischen und methodischen Hinweise bei Smith (1990: 120ff.), zur methodischen Auseinandersetzung einer praxistheoretischen Dokumentenanalyse Wolff (2000).

zeichneten Smiley und dem Hinweis »Sorry« quittiert. Dem hingegen unterstreicht eine Grafikerin in ihrem Dokument diejenigen Hinweise, in denen explizit auf die Fotomotive eingegangen wird und schreibt neben die Vorgaben der zu verwendenden visuellen Elemente das Wort »Layout«. Hier wird das Dokument nicht nur persönlich angeeignet und auf die individuellen Bedürfnisse zugeschnitten, sondern ebenso äußern sich professionelle Differenzen, indem die Akteure »tailor the document so that those parts of it which contain information relevant to their own work are made salient« (Goodwin 1994: 610). Durch diese Aneignung wird die abteilungsübergreifende Zirkulierung unterbrochen. Das Dokument wird nicht mehr ohne Weiteres weitergegeben, verfügt es doch in der angeeigneten Form über einen informatorischen Mehrwert für den aneignenden Akteur und weist wiederum für die Anderen nicht mehr die ursprüngliche Reinheit auf.

Das Briefingdokument führt nicht nur virtuell Abteilungen zusammen, sondern die materiellen Dokumente werden an unmittelbar Anwesende übergeben – eine Situation, die ebenso als »Briefing« oder »Briefingübergabe« benannt wird. In diesen Meetings werden inhaltliche Bezüge abgeglichen, zeitliche und andere formale Rahmenbedingungen geklärt, etwa Kundenvorgaben (sogenannte »Mandatories«) oder gestalterischer Einschätzungen erfragt. Eine Beraterin dazu im Interview: »Dann gehen wir zur Kreation und briefen sie und diskutieren es auch. Es ist nicht nur: ›Hier hast du dein Blatt und arbeite damit‹, sondern wir diskutieren, erklären es noch einmal« (Interview Beraterin).

3.1.2 Kreativität verhandeln – die Briefingübergabe

In der temporalen Organisation der Werbeproduktion bildet die Übergabe des Briefings den Zeitpunkt des Eintritts der Kreation in den Produktionsprozess. Als Abteilung begegnet der »Kreation« bei der Briefingübergabe erstmals die konkrete Aufgabe. Die einzelnen inhaltlichen und formalen Aspekte des Kundenauftrags werden dabei nicht als selbsterklärende Informationen behandelt, sondern fungieren als Ausgangspunkt von Erläuterungen und Diskussionen. Ein Beispiel, in dem es um die Gratulation für die erfolgreiche Leistung zweier Fußballvereine geht:

»Es ist nun wirklich für FC Turbine [und für Lokomotive Grünwald, H.K.] auch eine echt erfolgreiche Saison gewesen, und deswegen recherchieren wir gerade, ob wir irgendwo mit einer Anzeige reingehen können, wo wir sagen: ›Hey, das habt ihr echt super gemacht‹. Deswegen hätte ich gerne von euch irgendwie für jede Mannschaft ein, zwei, drei, vier Vorschläge, wie so eine Anzeige aussehen könnte.« (Berater, Audiomitschnitt Briefingübergabe)

Solche einführenden und allgemeinen Beschreibungen markieren den Einstieg in die Auseinandersetzung mit dem Auftrag. Die Anschlussäußerungen der Kreativen dienen der Konkretisierung der Aufgabe. Ein Texter: »Haben wir irgendeine Aktion, die beworben werden soll? Also, ich fänd's halt schön, wenn man konkret sein könnte. Weil ansonsten riecht man doch bei dieser Anzeige, dass sie so ein Eiertanz ist« (Texter, Audiomitschnitt Briefingübergabe). Über diese Präzisierungen der Rahmenbedingungen wird versucht, *eine gemeinsame Aufgabe* zu generieren. Auch wenn diese vermeintlich klar umrissen sind, bestehen zwischen den Kreativen und Beratern häufig unterschiedliche Verständnisse des Kerns der Aufgabe. Während der Berater die Aufgabe klar umrissen sieht, indem er den formalen und inhaltlichen Kontext darstellt – es handelt sich um zwei Gratulationsanzeigen zum erfolgreichen Saisonabschluss zweier Fußballvereine, die zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sein müssen – offenbart sich die Unsicherheit des Texters weniger auf rational-kognitiver als auf gestalterisch-ästhetischer Ebene, indem er auf die Gestaltung der Anzeige abhebt. Das Zur-Deckung-Bringen beider Verständnisse ist eine zentrale Leistung des praktischen Vollzugs der Briefingübergabe. Diese Übergabe ist somit nicht als ein Abhandeln bekannter Gestaltungsparameter zu verstehen, sondern ist gleichsam *Interaktionsarbeit* am Verständnis des Auftrags – und somit auch kein simpler Automatismus, sondern eine aktive Kooperation, über die die Aufgabe als solche erst konkretisiert und zur Geltung gebracht wird.

Zugleich wird in den Briefings ein ästhetisch-konzeptioneller *Möglichkeitshorizont* (neben einem inhaltlichen) *festgelegt*, das heißt der »Rahmen« der gestalterischen Bearbeitung präzisiert. Auf die Ausführungen des Texters, wie dieser sich den konzeptionellen Rahmen vorstellt, antwortet der Berater:

> »Ja, könnte man machen, finde ich gut. Aber ich meine, solche Anzeigen sind halt auch immer Spielfeld für ADC-Einreichungen. [...] Wir müssen jetzt nicht eine normale Werbeanzeige machen, sondern das kann wirklich was sein, was einfach richtig Spaß macht, und irgendwie auch Fanstyle hat und irgendwie cool ist, irgendwie lustig.« (Berater, Audiomitschnitt Briefingübergabe)

Indem der Berater die Parameter der Gestaltung als abweichend, »lustig« oder »cool« benennt, welche auch auf die Einreichung beim wichtigsten deutschen Kreativwettbewerb, dem jährlichen Treffen des Art Directors Club (ADC), abzielen, umreißt er einen hoch-ästhetischen und kreativen Möglichkeitshorizont der Werbegestaltung. Der Kundenauftrag wird hinsichtlich einer gestalterischen Freiheit präzisiert, was zugleich vielfältige potenzielle Formen des Entwurfes (die »Standardlösungen«) ausschließt. Die gestalterische Freiheit ist hier gleichsam ein Zwang zur Freiheit, da nach der Skizzierung des Möglichkeitshorizontes nicht ohne Weiteres auf gestalterische Normallösungen zurückgegriffen werden kann. Der Entwurf selbst nimmt in dieser diskursi-

ven Potenzialität zwar nur sehr schemenhafte Gestalt an. Dennoch wird er als »kreative Lösung« imaginiert.

Außerdem wird über diese praktische Hervorbringung eine gemeinsame, abteilungsübergreifende Vorstellung der Aufgabe und, damit verbunden, die Potenzialität einer »Lösung«, so die feldinterne Beschreibung, generiert. Das Briefing eröffnet über die kollektive Gesprächsarbeit eine gemeinsame Vorstellung potenzieller Entwürfe, ohne dass diese schon konkrete Gestalt angenommen haben. Die Briefingübergabe dient somit der Herstellung einer gemeinsamen Geschichte der Aufgabe *und* der potenziellen Lösung, auf die in weiteren Besprechungen zurückgegriffen wird (und die auch mit den Gestaltungen abgeglichen wird). Bolte, Neumer und Porschen (2008: 125) weisen in ihrer Forschung zu Meetings darauf hin, dass zum Gelingen von Kooperationshandeln die Teilnehmenden über eine »gemeinsame Sprache […] [,] über ein gemeinsames Verständnis des Bedeutungszusammenhanges und der Verwendungskontexte« verfügen müssen. Für die höchst anspruchsvollen Koordinationsbemühungen im Falle ästhetisch-kreativer Arbeit, nämlich die gemeinsame Bearbeitung von Zukünftigem, materiell Unkonkretem, kommt den Briefings bei der Herstellung einer gemeinsamen Vorstellung eine besondere Bedeutung zu. Hier wird eine Art *potenzielle Konkretheit* des Gestaltungsobjekts erarbeitet, das heißt der Entwurf mit all seinen Parametern (»Spielfeld für ADC-Einreichungen«), Zeitkontexten (Abgabetermine) und personellen Bedingungen (Person A kann nur heute, nicht aber die nächsten Tage an dem Projekt arbeiten) umrissen. Genau diese gemeinsame Arbeit an der Aufgabe stabilisiert eine Vorstellung der Zukunft des Entwurfs. Ohne dass dessen konkrete Gestalt benannt wird, stabilisiert die gemeinsame wie auch die individuelle Arbeit am Briefing das kreative Potenzial sowie dessen objektbezogenen Parameter. Zugleich verbindet es unterschiedliche Herangehensweisen und ebenso verschiedene Logiken.

3.2 Stabilisieren durch Entwerfen – grafisches Gestalten

Szenenwechsel: Stärker visuell und weniger diskursiv vollzieht sich die konkrete Arbeit am Entwurf während der Gestaltungsphase, also in Situationen des Entwerfens durch die Grafiker/innen am Computer. Für die Frage nach der Stabilisierung eines kreativen Produkts kommt dem Modus des Entwerfens eine besondere Stellung zu. In diesen Situationen werden zuvor visuell vage Ideen in konkrete materielle Formen überführt. Hinweise aus dem Briefing oder der Ideenfindung – etwa »Spielfeld für ADC-Einreichungen« zu sein (Berater, Audiomitschnitt Briefingübergabe) – müssen in Farben, Schrift und Formen übersetzt werden. Wie aber fokussieren die Akteure das Gestaltete als »kreative«, »gute« oder »geile Lösung« (Feldnotizen)? Es lassen sich mindestens fünf verschiedene Verfahren der Fixierung kreativer Entwürfe unterscheiden, die in nahezu allen beobachteten Entwurfsphasen vollzogen wurden: Ent-

werfen auf Probe, Vergleichen, Differenzieren von Entwürfen, Einbezug von Erfahrung und Gefühlen, Sprechen über den Entwurf.

Zunächst einmal arbeiten die Grafiker nicht nur mit einer, sondern mit verschiedenen Gestaltungspraktiken, mit denen sie Entwürfe hervorbringen (Krämer 2014a: 227ff.). Eine zentrale Praktik ist das *Entwerfen auf Probe*. Dieses Probehandeln zielt als eine Art experimenteller Akt auf das Aufdecken einer gestalterischen Fährte. Es geht darum, eine Idee sichtbar zu machen und sie als visuelle Form wirken zu lassen. Kreative Entwürfe müssen »sich sehen lassen« (Feldnotizen, Grafikerin), damit sie eingeschätzt und evaluiert werden können. Ein Beispiel:

> Der Blick der Grafikerin am Computer ist auf den Bildschirm gerichtet, eine Hand schwebt über der Tastatur, eine Hand führt die Maus, sie sitzt leicht vorgebeugt und wirkt konzentriert. Auf dem Bildschirm vor ihr ist die Gestaltungs-Software *Illustrator* geöffnet. Sichtbar sind dort verschiedene Seiten mit je einem Entwurf. […] Die Grafikerin wählt einen Entwurf aus, indem sie mit der Maus auf diesen klickt. Sie markiert einen Teil des Entwurfsobjekts (ein Logo) und beginnt, es zu verändern (die Umrandung des Logos wird breiter und niedriger). Nach kurzer Veränderung hält sie kurz inne und macht die Änderungen rückgängig. Dann springt sie zum nächsten Entwurf, betrachtet diesen kurz und kehrt wieder zurück zum ersten. Wieder beginnt sie, die Umrandung zu bearbeiten. (Feldnotizen)

Eine solche Praxis der Spurensuche thematisiert alternative Darstellungen, die erst durch ihre Visualisierung einschätzbar sind. Entsprechend dieses temporären Charakters ermöglichen Entwurfsänderungen nur knappe Einblicke in die potenzielle Gestalt eines Entwurfs, die nach kurzer Prüfung akzeptiert oder wieder gelöscht werden. Dem Probeentwurf wird durch die Gestaltungspraktiken eine Fraglichkeit zugesprochen, die sachlich auf Mehrdeutigkeit und temporal auf Flüchtigkeit angelegt ist. Indem einzelne Elemente ausprobiert werden, können verschiedene Anschlussmöglichkeiten realisiert oder eben verworfen werden.

Hieran schließen weitere Praktiken an. Entwürfe werden als Ergebnis des *Vergleichs* bestätigt oder ausgeschlossen, was wiederum stabilisierende Effekte zeitigt. Indem Varianten als besser oder schlechter markiert werden, erhalten die Entwürfe eine relationale Stabilität. Sie werden immer in Bezug auf andere (ältere oder neuere) Entwürfe eingeschätzt und so in einem imaginären Raum gestalterischer Möglichkeiten positioniert. Dieser imaginäre Raum der Gestaltungsmöglichkeiten sieht bereits verschiedene Positionen vor, denen sich die Produkte zuordnen lassen; etwa bildet die »Standardlösung« das oppositionelle Andere zur »kreativen Lösung«. Oder eine andere Möglichkeit besteht darin, Entwürfe als »Zusatzideen« oder »Spinnereien« zu markieren und ihnen damit andere Positionen zuzuweisen. Je mehr (direkte) Vergleiche ein Entwurf

übersteht, desto mehr verdichtet sich sein Status hin zu einer »Lösung«. Das Hauptverfahren zur Bestimmung relationaler Stabilität ist der direkte Vergleich. Das bedeutet, einzelne Entwürfe in eine gleichräumliche und gleichzeitige Beziehung zu setzen, entweder als Ausdruck oder am Bildschirm. Daneben sind aber auch indirekte Vergleiche möglich: Beispielsweise können visuelle Entwürfe am Computer mit erinnerten Entwürfen verglichen werden. Ebenso ließ sich beobachten, dass Entwürfe vergessen oder auf ein ›Abstellgleis‹ geschoben und in einem dafür vorgesehenen Ordner abgespeichert werden und sich so dem Vergleich entziehen. Bei den direkten sowie indirekten Vergleichen geht es um die Selektion von Gestaltungsvarianten, mithin um die erklärte Valuation und Evaluation »kreativer Entwürfe«.[9]

Eine weitere Strategie, die ebenfalls mit diesen Praktiken verknüpft ist, ist *die Differenzierung von Entwürfen* in eine begrenzte Anzahl von Versionen und Varianten. Kreative Entwürfe lassen sich auf horizontaler Ebene in verschiedene Varianten aufsplitten. Die Agentursprache reserviert dafür die Bezeichnung »Linien«. Gemeint sind unterscheidbare Gestaltungen, die auf differenten konzeptionellen Grundideen beruhen; etwa ein Werbeentwurf, der die Sportivität des Fußballclubs betont, während ein anderer auf die Erlebnisqualität im Stadion abhebt. Quer dazu liegen verschiedene Versionen. Das bedeutet, dass Varianten wiederum in unterschiedliche Entwicklungsschritte aufgegliedert sind. Diese Versionen, also die einzelnen Gestaltungs(fort-)schritte, werden während des Gestaltungsprozesses konstant verfügbar gehalten, indem sie in regelmäßigen Abständen unter verschiedenen Namen abgespeichert werden. Eine andere Möglichkeit des Verfügbarhaltens besteht in der Nutzung von sogenannten Protokollen innerhalb der Gestaltungsprogramme, die die Rückkehr zum vorherigen Status des Entwurfs ermöglichen – ähnlich der bekannten Rückgängig-Funktion. Darüber hinaus aber dient die Differenzierung von Versionen und Varianten einer Verzeitlichung des Entwurfsprozesses. Indem regelmäßig auf frühere Gestaltungen zurückgegriffen wird, sei dies zur Erinnerung, zur Inspiration oder als Datenquelle, erhalten Entwürfe eine ›Geschichte‹, auf die während der Gestaltung selbst, aber auch vor Präsentationen zurückgegriffen wird, um den Entstehungsprozess der Entwürfe nachzuvollziehen. Schließlich stabilisiert die praktische Orientierung an einer solchen ›Variantologie‹ Entwürfe dahingehend, dass sie Entscheidungen über diese entradikalisiert.[10] So wird erst zu einem späteren Zeitpunkt entschieden

9 | Zur begrifflichen Differenz des englischen *valuation* als positive Wertzuschreibung und Wertschätzung auf der einen und *evaluation* als Praxis der Bewertung auf der anderen Seite ist die Literaturreview von Lamont (2012) aufschlussreich.

10 | Ein stärker theoretisches Verständnis von »Variantologie« findet sich im gleichnamigen Forschungsprojekt von Siegfried Zielinski, der unter dem Begriff eine neue Lesart kritischer Mediengeschichtsschreibung begründen wollte.

(häufig erst am Ende des Produktionsprozesses durch den Kunden), ob dieser oder jener Entwurf auf Zustimmung trifft. Die Auswahl eines Entwurfes bedeutet entsprechend nicht den zwingenden Ausschluss anderer, so dass anstelle der Binarität des Selegierens eine Pluralität tritt. Diese fixiert Entwürfe zunächst als wertvoll, ohne diese bereits als absolute Lösung (»das Beste«, »die schönste Idee«) fixiert zu haben.

Eine weitere Praktik mithilfe derer Grafiker/innen entscheiden, welche Entwürfe als »gut« oder »kreativ« gelten, ist der systematische Einbezug ihrer »Erfahrung« und ihres »Gefühls«. Neben formalen Aspekten (Größe, Farbwelt, »mood«, Corporate Design etc.) begründen die Gestaltenden ihre Entscheidungen häufig mit »ich mache das schon ›ne Weile«, »man spürt das«, »es fühlt sich gut an« (Feldnotizen). Diese Subjektivierung von Evaluationskriterien bleibt aber kein rein innerlicher Prozess. In der Arbeitspraxis lässt sich dieser als eine affektive Bezugnahme auf den Gestaltungsgegenstand identifizieren. Dies kann sich etwa in einer besonderen körperlichen Zuwendung zu den Entwürfen zeigen. So lässt sich ein spezifisches körperliches Engagement, eine besondere Körperhaltung und -aktivität beobachten, die auf eine besondere Hinwendung zu den Gestaltungsgegenständen verweist: Die Gestaltenden konzentrieren sich auf den Bildschirm, das heißt ihre Augen sind auf das Geschehen gerichtet und weichen von diesem nur selten ab. Sie nutzen beide Hände (im Gegensatz etwa zu Situationen der Internetrecherche), mit denen sie Tastatur und Maus oder Tastatur und elektronisches Zeichenbrett bearbeiten. Zugleich lässt sich auf dem Bildschirm eine ständige Veränderung der Entwurfsobjekte beobachten, die kaum durch innehaltende Gesten unterbrochen wird, so dass ein solches »Entwurfshandeln« durch einen bestimmten Rhythmus der Gestaltung beobachtbar wird. Eine solche gestalterische Dynamik findet sich immer bei denjenigen Entwürfen oder Entwurfsdetails, die besonders positiv bewertet werden (Krämer 2014b). Hier wird durch eine körperlich-affektive Bezugnahme die Qualität der Entwürfe eingeschätzt. Gute Entwürfe zeichnen sich dann aus Sicht der Gestaltenden durch eine umfängliche körperliche sowie mediale Involviertheit in den Gestaltungsprozess aus.

Schließlich fixiert und stabilisiert noch das *Sprechen über den Entwurf* mit anderen Akteuren in der Agentur denselben. Hierbei lassen sich grundsätzlich zwei Formen unterscheiden – eine bewusst herbeigeführte und eine spontane Art der Konsultation. Im ersten Fall informieren sich Grafiker über die Güte der Entwürfe bei ihren Kollegen oder Vorgesetzten. So werden regelmäßig andere Personen aus der Kreativabteilung um Einschätzungen für die gestalterischen Entwürfe gebeten, wobei vor allem die Ratsuchenden das Augenmerk auf bestimmte Aspekte ihres meist unabgeschlossenen Entwurfs lenken. So etwa im nachfolgenden Beispiel, in dem eine Grafikerin den Blick der Bewertungsinstanz lenkt: »Vor allem hier unten [zeigt auf den unteren Bildrand]. Das muss nach mehr aussehen, damit das alles zusammenpasst« (Videomitschnitt Gestal-

tungssequenz, Grafikerin, Agentur A). Diese Ratsuchungen haben dabei sowohl den Charakter der Bitte um Hilfestellung als auch des Bemühens um allgemeine Bestätigung als eine Form der Selbstversicherung der Arbeitsfortschritte am Entwurf. Durch diese Einschätzungen der Kollegen können sich Unsicherheiten erhärten oder entproblematisieren. Die Kraft dieser Bestätigungen ist eng gekoppelt an die professionelle Kompetenz der Ratgebenden. Dadurch, dass sich hier meist Grafiker/innen und nicht etwa Projektmanager/innen besprechen, ist das ästhetische Urteil des Gegenübers immer auch ein gestalterisches Fachurteil. Anders verhält es sich, wenn Praktikant/innen oder Berater/innen befragt werden. Diese werden häufig als neutrale Personen angesprochen, als generalisierte Rezipienten, deren spezifische Erfahrungen »eingeklammert« (Husserl) werden. Diese, von einigen Beteiligten »Hausfrauentest« genannte, Probe zielt auf die vorurteilslose und unbeteiligte Meinung des Gegenübers ab. Quasi als »generalisierter Anderer« (Mead) übernimmt dieses die Rolle des Modellrezipienten und wird entsprechend nach seiner ›agenturfreien‹ und nicht professionellen Meinung gefragt. Im zweiten, spontanen Fall der kollektiven Gesprächsbewertung wenden sich Büro-Passanten an die Gestaltenden. Die Arbeitspraxis in den Agenturen lässt nicht nur Papiere oder Datenströme zirkulieren, sondern ebenso Personen, die auf dem Weg zum Schreibtisch, ins Meeting oder in die Küche sind. In solchen Fällen geschieht es regelmäßig, dass der zurückzulegende Weg für einen Blick auf den Entwurf und einen dazugehörigen Kommentar unterbrochen wird. Ein solches Bewerten im Passieren ist nahezu immer positiv. Erst wenn die Grafiker/innen über eine höfliche Dankbarkeitsbezeugung hinaus auf den positiven Kommentar eingehen, indem z.B. erläuternd auch noch andere Varianten gezeigt werden oder auf Gestaltungsdetails aufmerksam gemacht wird, kann aus dieser passierenden Evaluation ein Gespräch werden, welches auch Formen negativer Kritik beinhaltet.

4. Praxistheoretische Analyseheuristik

Inwiefern geben diese Beispiele nun Aufschluss über die Praxis der Kreativarbeit und zeigen zugleich den Analysegewinn einer praxistheoretischen Perspektive? Indem die praxistheoretische Arbeitsanalyse soziale Phänomene in ihrer konkreten Gestalt systematisch rekonstruiert, werden detaillierte Beschreibungen des Arbeits*alltags* und des Arbeits*vollzugs* generiert. Die vorgestellte praxistheoretische Forschungsheuristik liefert zunächst also wertvolle Daten. Für die soziologische Diskussion des Phänomens der Kreativarbeit etwa lässt sich so die analytische Leerstelle einer dezidierten Beschreibung der Arbeitspraxis schließen. Diese dichten Beschreibungen erlauben einen Einblick in die materielle und praktische Beschaffenheit von Erwerbsarbeit unterhalb umfassender Verallgemeinerungen wie etwa »Dienstleistungsarbeit«, »Wissensarbeit« oder

»Kreativarbeit« – ohne dabei allerdings derartige Konzepte aus dem Blick zu verlieren. Vielmehr ermöglicht die praxistheoretische Perspektive, Gewissheit gewordene theoretische Konzepte zu hinterfragen und zu präzisieren, zu revidieren oder zu bestätigen, also eine Art soziologische Selbstbefremdung anhand empirischer Phänomene zu betreiben (Kalthoff 2008).

Darüber hinaus wurde eingangs vorgeschlagen, in praxistheoretischen Arbeitsanalysen mindestens vier unterschiedliche Dimensionen besonders in den Blick zu nehmen: den Vollzug und die Prozessualität, die Materialität und Artefaktgebundenheit, die Körperlichkeit und die Habitualisierung sowie die alltägliche Implizitheit und Informalität des Arbeitens. Um sich dem Vollzug sowie der Prozessualität des Arbeitens zu nähern, wurde der analytische Blick sowohl auf einzelne Ereignisse – die Arbeitssituationen des Briefings und der Gestaltung –, als auch auf den Prozess – die allmähliche Produktion eines kreativen Objekts – gerichtet. In der Verschränkung dieser synchronen und diachronen Perspektiven erscheint das kreative Produkt nicht als Resultat eines singulären Einfalls, so wie es die klassische Kreativitätsforschung unterstellt, sondern als Ergebnis zahlreicher intervenierender und verflochtener Praktiken, die ein solches Produkt schrittweise figurieren. Dies wurde beispielhaft deutlich anhand der Fixierung und allmählichen Konkretisierung der kreativen Qualität eines Werbeobjekts während des Produktionsablaufes. Zu Beginn der Produktionsphase ist Originalität im Briefingdokument zunächst als eine unkonkrete Potenzialität angesprochen, welche erst in weiteren Bearbeitungsschritten nähere Gestalt annimmt. So nimmt etwa in der Gestaltungsphase das Werbeobjekt materielle Form an, über die die kreative Güte eines Produkts experimentell, komparativ, differenz-setzend, körperlich-empathisch sowie schließlich verbal verhandelt wird. Anhand der Analyse dieser einzelnen Momente setzt eine Praxeologie kreativ-künstlerischer Arbeit dem verrätselten Prozess kreativer Eingebung die Identifikation konkreter Praktiken und deren funktional-strategischer Einbindung in den Arbeitsprozess entgegen. Damit verweist sie auf die Alltäglichkeit und Routinehaftigkeit von Kreativität und bietet zugleich die Möglichkeit, einer mythischen Überhöhung des Begriffs eine mundane, aber nicht minder erkenntnisreiche Lesart gegenüber zu stellen.[11]

Ebenso fordert die Praxeologie einen präzisen Blick auf die Materialität des Arbeitshandelns, also auf diejenigen Gegenstände, Dinge, Werkzeuge, die den Arbeitsprozess mitstrukturieren. Praktiken des Arbeitens existieren demnach nicht losgelöst von ihrer materiellen Umwelt oder ihrem körperlichen Voll-

11 | An dieser Stelle kann eine praxistheoretisch informierte Kritik der Arbeit(sverhältnisse) anschließen. Diese bezieht dann den Maßstab der Kritik aus der Beobachtung und Analyse der Erwerbsarbeit selbst (und nicht nur aus theoretischen Prämissen) sowie aus den Relevanzsetzungen der Akteure (Boltanski 2010).

zug, sondern, im Gegenteil, sie erhalten erst durch diese Wirkmächtigkeit. So lassen sich etwa mächtige Artefakte innerhalb der Praxis kreativen Arbeitens identifizieren: beispielsweise das Briefingdokument, welches Akteure versammelt, Zirkulationen erlaubt und spezifische Aneignungen einfordert. Wie hier nur am Rande angedeutet werden konnte, übernimmt ebenso das technische Artefakt Computer eine maßgebliche Rolle in der Gestaltungsphase, da mit ihm ein maßgeblicher Teil der Entwurfspraktiken vollzogen wird. Dies bedeutet zugleich, die jeweiligen Software-Programme und deren Methodologie des Gestaltens als ein weiteres relevantes Bezugssystem der Gestaltung zu adressieren (Krämer 2014a: 227ff.).

Daran wird deutlich, dass technische Artefakte spezifische körperliche Responsivitäten nahelegen, die sich in einer somatischen Zuwendung offenbaren. Kreative Entwurfsarbeit lässt sich demnach auch als eine körperliche und nicht nur rein geistige Bezugnahme auf den Entwurf perspektivieren. Entwerfen kann so als eine Verflechtung technischer Artefakte mit Körpern beobachtet werden, die sich unter anderem in einer dem Computer zugeneigten Haltung oder spezifischen Seh- und Zeigepraktiken zeigt. Darüber hinaus ermöglicht ein solcher Fokus, innerliche Selbstbezüge soziologisch zu erfassen, indem ihre körperlich vollzogene Veröffentlichung, ihre im Sozialraum erfahrbare Gestalt als Praktik sichtbar gemacht wird (Schmidt/Volbers 2011). Beispielsweise wird der Gestaltungsprozess des Werbers analytisch in einzelne Bestandteile dekomponiert, indem sich »Gefühl«, »Eingebung« und »Erfahrung« praxeologisch als körperlicher und interaktiver Vollzug rekonstruieren lassen. Zugleich sind spezifische körperliche Ausdrucksformen ebenso an professionelle »Habitus« (Bourdieu 1987: 97ff.) geknüpft. Über diese etwa lassen sich nicht nur grundlegende allgemeine Feldstrukturen, sondern auch konkrete Differenzen innerhalb der Arbeitspraxis markieren – etwa die zwischen dem Typus des administrativen Beraters und des künstlerischen Kreativen.

Last but not least erhellt die praxistheoretische Arbeitsanalyse die Dimension impliziten Wissens und informeller Handlungsbereiche. Indem in der Praxisanalyse das *knowing-how* des Arbeitsvollzugs hervorgehoben wird, geraten mit der Subjektivität der Akteure auch jene impliziten Fertigkeiten (etwa Kreativität, Empathie, Engagement) in den Blick, die aktuell für den Bereich der Wissens- und Kreativarbeit als maßgeblich herausgestellt werden. Der Einbezug dieser subjektivierten Arbeitsressourcen sowie der strategische Zugriff auf sie lassen sich praxeologisch in der Situation konkreten Tätigseins nachvollziehen und hinsichtlich ihrer Leistung soziologisch analysieren. So kann beispielsweise gezeigt werden, dass sich die Kreativen nicht nur bei anderen Akteuren über die Güte der Entwürfe versichern, sondern über körperliche, mithin implizite Praktiken der positiven Bezugnahme auf den Entwurf verfügen, etwa die Aufrechterhaltung eines gestalterischen Rhythmus. So sind Entscheidungen über Design nicht nur bewusste Auseinandersetzungen,

sondern auch präreflexive Prozesse eines emotiven und körperlichen Wissens und unterlaufen damit die klassische Trennung von Hand- und Kopfarbeit (Suchman 2000). Zugleich dehnt sich das praxeologische Analyseinteresse von offiziellen Arbeitssettings auch auf informelle Situationen aus. Der praxisanalytische Blick auf die Alltäglichkeit der Tätigkeiten rückt prinzipiell alle Situationen, in denen im Arbeitskontext gehandelt wird, in den analytischen Fokus. Aufgrund dieser Blickerweiterung wird etwa deutlich, dass kreative Produkte nicht nur in den dafür vorgesehenen offiziellen Meetings, sondern maßgeblich auch in informellen Situationen, etwa am Schreibtisch der Kreativen, geprägt werden.

Zusammenfassend offenbart sich Erwerbsarbeit aus einer praxistheoretischen Perspektive nicht vordergründig als (zweck-)rationale und vornehmlich planvolle Tätigkeit, sondern als eine alltägliche Aktivität. In ihrem konkreten Tätigkeitsvollzug geht die Hervorbringung von Arbeitsprodukten damit auch nicht nahtlos in den Organigrammen und vorgegebenen organisationalen Leitunterscheidungen auf, sondern wird als ein praktisches und dynamisches Unterfangen deutlich. Dies bedeutet keineswegs, dass Arbeitspraxis nicht auch zielgerichtet oder, zumindest zu einem gewissen Grad, geplant ist. Nur wird die Geplantheit und Zielausrichtung hier als Gefüge heterogener Elemente, Praktiken, Artefakte, Körper und Prozesse deutlich. Ebenso wenig trifft es zu, dass praxistheoretische Arbeitsanalysen nur stabile Situationen betrachten (Böhle 2009: 206f.). Vielmehr betrachtet die Praxistheorie diejenigen kontingenten Elemente, mithilfe derer die ständigen Bemühungen vollzogen werden, Stabilität *und* Instabilität zu erschaffen. Auf nichts anderes zielte die vorstehende Analyse kreativer Arbeitspraxis: auf die Identifikation und Beschreibung zentraler Praktiken des De- und Re-Stabilisierens von Ideen.

Literatur

Bogusz, Tanja (2011): »Transdisziplinäre Gewinne einer pragmatischen Soziologie der Arbeit«, in: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 4 (2), S. 116-132.

Böhle, Fritz (2009): »Weder rationale Reflexion noch präreflexive Praktik – erfahrungsgeleitet-subjektivierendes Handeln«, in: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), Handeln unter Unsicherheit, Wiesabden, S. 203-228.

Böhle, Fritz (2010): »Arbeit als Handeln«, in: Fritz Böhle/G. Günter Voß/Günther Wachtler (Hg.), Handbuch Arbeitssoziologie, Wiesbaden, S. 151-176.

Boltanski, Luc (2010): Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008, Berlin.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.

Callon, Michel (2006): »Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht«, in: Andréa Belliger/David Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld, S. 135-174.

Castells, Manuel (2001): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Bd. 1: Das Informationszeitalter, Opladen.

Caves, Richard E. (2000): Creative Industries. Contracts between Art and Commerce, Cambridge, MA.

Dunkel, Wolfgang/Weihrich, Margit (2010): »Arbeit als Interaktion«, in: Fritz Böhle/G. Günter Voß/Günther Wachtler (Hg.), Handbuch Arbeitssoziologie, Wiesbaden, S. 177-200.

Engert, Kornelia/Krey, Björn (2013): »Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten«, in: Zeitschrift für Soziologie 42 (5), S. 366-384.

Florida, Richard (2002): The rise of the creative class. And how it's transforming work, leisure, community, and everyday life, New York.

Garfinkel, Harold (Hg.) (1986): Ethnomethodological studies of work. London.

Goodwin, Charles (1994): »Professional Vision«, in: American Anthropologist 96 (3), S. 606-633.

Hartley, John (Hg.) (2007): Creative industries, Malden, MA.

Hirschauer, Stefan (2010): »Editorial Judgments. A Praxeology of ›Voting‹ in Peer Review«, in: Social Studies of Science 40 (1), S. 71-103.

Hughes, Everett (1984): The Sociological Eye. Selected Papers. With a new Introduction by David Riesman and Howard S. Becker, New Brunswick.

Jacobsen, Heike (2010): »Strukturwandel der Arbeit im Tertiarisierungsprozess«, in: Fritz Böhle/G. Günter Voß/Günther Wachtler (Hg.), Handbuch Arbeitssoziologie, Wiesbaden, S. 203-228.

Kalthoff, Herbert (2008): »Einleitung: Zur Dialektik qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 8-32.

Koppetsch, Cornelia (2006): Das Ethos der Kreativen. Eine Studie zum Wandel von Arbeit und Identität am Beispiel der Werbeberufe, Konstanz.

Krämer, Hannes (2014a): Die Produktion von Kreativität. Eine Ethnografie der Kreativarbeit am Beispiel der Werbeindustrie, Bielefeld.

Krämer, Hannes (2014b): »Voll dabei. Affektivität und Effektivität in der Arbeitspraxis von Werbern«, in: Manfred Seifert (Hg.), Die mentale Seite der Ökonomie: Gefühl und Empathie im Arbeitsleben, Dresden, S. 125-139.

Lamont, Michèle (2012): »Toward a Comparative Sociology of Valuation and Evaluation«, in: Annual Review of Sociology 38 (1), S. 201-221.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.

Latour, Bruno (2010): The Making of Law. An Ethnography of the Conseil d'Etat, Cambridge.

Luff, Paul/Hindmarsh, Jon/Heath, Christian (Hg.) (2000): Workplace Studies: Recovering work practice and informing system design, Cambridge.

Menger, Pierre-Michel (2006): Kunst und Brot. Die Metamorphosen des Arbeitnehmers, Konstanz.

Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.) (2002): Subjektivierung von Arbeit, München.

Negri, Antonio et al. (1998): Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion, Berlin.

Nicolini, Davide (2013): Practice Theory, Work & Organization. An Introduction, Oxford.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Scheffer, Thomas (2008): »Zug um Zug *und* Schritt für Schritt. Annährungen an eine transsequentielle Analytik«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a.M., S. 368-398.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Schmidt, Robert/Volbers, Jörg (2011): »Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme«, in: Zeitschrift für Soziologie 40 (1), S. 24-41.

Smith, Chris/McKinlay, Alan (2009): »Creative Industries and Labour Process Analysis«, in: dies. (Hg.), Creative Labour. Working in the Creative Industries, Houndmills, S. 3-28.

Smith, Dorothy E. (1990): Texts, facts, and femininity: Exploring the relations of ruling, London.

Söndermann, Michael (2012): Monitoring zu ausgewählten wirtschaftlichen Eckdaten der Kultur- und Kreativwirtschaft 2010, Köln.

Suchman, Lucy (2000): »Making a case: ›knowledge‹ and ›routine‹ work in document production«, in: Jon Hindmarsh/Paul Luff/Christian Heath (Hg.), Workplace studies: Recovering work practice and informing system design, Cambridge, S. 29-45.

Sydow, Jörg/Lindkvist, Lars/DeFillippi, Robert (2004): »Project-based organizations, embeddedness and repositories of knowledge: Editorial«, in: Organization Studies 25 (9), S. 1475-1489.

Wolff, Stephan (2000): »Dokumenten- und Aktenanalyse«, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek, S. 502-513.

Zimmermann, Gunter E. (2000): »Arbeit«, in: Schäfers, Bernhard (Hg.), Grundbegriffe der Soziologie, Opladen, S. 22-29.

Soziologie des Alltags

Unterrichten

Praxistheoretische Dezentrierungen eines alltäglichen Geschehens

Tobias Röhl

Schulunterricht ist ein uns allen vertrautes Geschehen. Allein in Deutschland besuchen rund 11 Millionen Kinder und Jugendliche eine Schule und nehmen dort regelmäßig am Unterricht teil. Und den allermeisten Erwachsenen in westlichen Industrienationen vor ihnen erging es nicht anders. Gerade solche alltäglichen und vertrauten Vorgänge erscheinen uns oftmals allzu selbstverständlich; ihre Betrachtung bleibt dementsprechend oft bei unhinterfragten Bestimmungen stehen. So wird Unterricht häufig als »planmäßige, regelmäßige Unterweisung Lernender durch eine[n] Lehrende[n]« (Duden 2007: Unterricht) definiert. Dieser Vorstellung liegen drei Annahmen zugrunde: Unterricht ist (1) ein rein menschliches Unterfangen, (2) betrifft vor allem die Weitergabe expliziter Wissensbestände und ist (3) zeitlich und räumlich klar umrissen.

Ich skizziere im Folgenden eine praxistheoretische Perspektive auf den schulischen Unterricht, die diese Annahmen in Frage stellt. Zunächst stelle ich kurz dar, in welcher Weise sich die sozialwissenschaftliche Bildungsforschung mit Unterricht befasst (1.). Daran anschließend entwickle ich eine praxistheoretische Perspektive, die grundlegende Annahmen zum Schulunterricht irritiert (2.). Abschließend skizziere ich methodische und sozialtheoretische Folgen meiner Überlegungen (3.).

1. Der Unterricht der sozialwissenschaftlichen Bildungsforschung

In welcher Weise taucht der Schulunterricht in der sozialwissenschaftlichen Bildungsforschung auf? Die klassische Bildungssoziologie hat sich vor allem damit auseinandergesetzt, Bildung und Erziehung als Institutionen der Ge-

sellschaft zu bestimmen. Emile Durkheim definiert etwa Erziehung folgendermaßen:

> »Erziehung ist die Einwirkung, welche die Erwachsenengeneration auf jene ausübt, die für das soziale Leben noch nicht reif sind. Ihr Ziel ist es, im Kinde gewisse physische, intellektuelle und sittliche Zustände zu schaffen und zu entwickeln, die sowohl die politische Gesellschaft in ihrer Einheit als auch das spezielle Milieu, zu dem es in besonderer Weise bestimmt ist, von ihm verlangen.« (Durkheim 1972: 30)

Anliegen einer solchen institutionalistischen bzw. funktionalistischen Sichtweise ist die Frage nach den Funktionen, die das Bildungssystem für die Gesellschaft erfüllt: etwa die Sozialisation des Nachwuchses und die Selektion von Personen, die Zugang zu privilegierten Berufsrollen erhalten können (Parsons 1987). Früh wendet sich die Bildungssoziologie außerdem einem heute noch vorherrschenden Themenfeld zu: der Erklärung sozialer Ungleichheiten im Bildungssystem (etwa Peisert 1967). Zumeist werden auch heute noch sozialstrukturelle Faktoren zur Erklärung herangezogen – etwa der Einfluss der Herkunftsschicht auf Bildungsentscheidungen (Becker/Lauterbach 2008). Gemein ist solchen sozialstrukturellen und funktionalistischen Ansätzen, dass sie die Analyse der Unterrichtspraxis vernachlässigen.

In Abgrenzung von diesen Ansätzen hat sich in den 1970ern ein interdisziplinäres Forschungsfeld herausgebildet, das sich der Unterrichtspraxis annimmt. Konversationsanalytische Studien beschäftigen sich mit der Regelhaftigkeit und Struktur des Unterrichtsgesprächs (McHoul 1978; Mehan 1979). Unter Rückgriff auf die Objektive Hermeneutik (Oevermann 1995) rekonstruieren einige Unterrichtsforscher/innen einzelne Schulstunden als Fall, der für ein strukturelles Handlungsproblem steht (Helsper et al. 2008; Wernet 2002). Ethnografische Studien widmen sich der emischen Beschreibung von Schul- und Unterrichtskulturen (Jackson 1968; Willis 1979). Gemein ist diesen Ansätzen eine qualitative Vorgehensweise und eine Erforschung des Unterrichts *in situ*. Im Fokus stehen dabei Kommunikation und Kultur des schulischen Unterrichts.

Mit der Hinwendung zur Unterrichtspraxis weist die qualitative Bildungsforschung schon früh in Richtung einer praxistheoretischen Perspektive. Statt voreiliger funktionalistischer Bestimmungen des Unterrichts nimmt insbesondere die ethnografische Forschung die Praktiken und das Wissen der Teilnehmer/innen in den Blick. So verstehen etwa Jutta Wiesemann und Klaus Amann (2002) Lernen als eine Darstellungsleistung der Unterrichtsteilnehmer/innen. Aufgabe der Forschung ist es demnach, zu verfolgen, wie die Teilnehmer/innen Lernerfolg darstellen und zuschreiben. Christoph Wulf und Kollegen (2007) weisen auf den performativen Charakter der Unterrichtskultur hin und zeichnen nach, wie Unterrichtsteilnehmer/innen die schulische

Ordnung rituell aufführen und öffentlich sichtbar hervorbringen. Mit Rückgriff auf den Symbolischen Interaktionismus bzw. Ethnomethodologie begreifen viele Unterrichtsforscher/innen die Unterrichtssituation als ein Ergebnis praktischer Bemühungen seiner Teilnehmer/innen (Hammersley 1990; Hester/Francis 2000). Das Interesse gilt nicht Handlungsmotiven, sondern dem praktischen Vollzug des Unterrichtsgeschehens. Insofern ist es wenig verwunderlich, dass einige Publikationen auf den Ertrag einer praxistheoretischen Perspektive für die Bildungsforschung explizit hinweisen (etwa Alkemeyer et al. 2015; Hillebrandt 2012). Aus erziehungswissenschaftlicher Sicht wird beispielsweise die Öffnung des Blicks für die empirische Erforschung von Bildungsprozessen jenseits festgefahrener pädagogischer oder didaktischer Begriffe begrüßt (Kolbe et al. 2008).

2. Praxistheoretische Dezentrierungen

Ich schließe an die neuere qualitative Bildungsforschung an und entwickle davon ausgehend eine praxistheoretisch informierte Sichtweise auf schulischen Unterricht. Die eingangs skizzierten gängigen Annahmen über Schulunterricht sollen hierzu systematisch irritiert werden. Drei Bereiche sind betroffen: 1. Wer unterrichtet? (*agency*); 2. Wie und was wird unterrichtet? (*Wissenserwerb/Curricula*); 3. Wo und wann wird unterrichtet? (*Situativität*). Im Folgenden werde ich diesbezügliche Annahmen einer praxistheoretischen Revision unterziehen. Ich beginne dabei mit der Vorstellung, dass Unterricht ein rein menschliches Unterfangen ist, und arbeite davon ausgehend die anderen Punkte heraus. Man könnte aber auch an anderer Stelle beginnen. Sobald man eine der Annahmen konsequent in Frage stellt, brechen auch die anderen in sich zusammen. Meine Überlegungen stützen sich einerseits auf ein abgeschlossenes ethnografisches Forschungsprojekt zur Rolle materieller Artefakte im mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterricht an Gymnasien (Röhl 2013). In meinen Ausführungen nehme ich immer wieder Bezug auf empirische Fallbeispiele dieser Studie. Darüber hinaus dienen mir einige Studien Dritter als Grundlage einer praxistheoretischen Diskussion des Schulunterrichts.

2.1 Wer unterrichtet? Die sozio-materiellen Teilnehmer des Unterrichts

Im Zusammenhang einer praxistheoretischen Wende wird oftmals auch ein »turn to things« (Preda 1999) postuliert. Setzt man Praktiken als zentrales Forschungsobjekt, lässt sich weder die Suche nach dem Ursprung intentionaler Handlungen noch deren einseitige Zuweisung zu Menschen aufrechterhalten. Stattdessen lässt sich danach fragen, wie Menschen, Dinge und

andere (materielle) Entitäten an Praktiken beteiligt sind (Schatzki 2002). In der qualitativen Bildungsforschung hat man sich allerdings lange Zeit nicht mit den materiellen Mitspielern des Unterrichts auseinandergesetzt. In Abgrenzung zu funktionalistischen Ansätzen hat man die kulturelle Leistung menschlicher Unterrichtsteilnehmer/innen gegenüber strukturellen und auch materiellen Vorgaben stark gemacht. Jüngst finden sich jedoch vermehrt Forscher/innen, die sich der materiellen Dimension – meist unter dem Einfluss der neueren Technik- und Wissenschaftsforschung – annehmen (etwa Kalthoff 2011; Nohl 2011; Sørensen 2009; Wiesemann/Lange 2014). Die Konsequenzen einer solchen sozio-materiellen Perspektive für die Unterrichtsforschung werden im Folgenden erörtert.

Während die qualitative Unterrichtsforschung den materiellen Artefakten und Materialien lange Zeit kaum Beachtung schenkte, finden sich in angrenzenden Feldern Hinweise für eine Beschäftigung mit dem Materiellen. Ich möchte hier nur zwei Beispiele anführen: In der historischen Bildungsforschung hat man sich beispielsweise schon früh für die Architektur von Schulgebäuden interessiert und nach den sich dort ausdrückenden pädagogischen Ideen gefragt (etwa Lange 1967). Und in der didaktischen Literatur versteht man Wandtafeln und andere didaktische Artefakte als Unterrichtsmedien bzw. Lehrmittel (Döring 1973; Martial/Ladenthin 2005). Welchen Mehrwert hat nun demgegenüber eine praxistheoretische Sichtweise auf das Materielle? Aus praxistheoretischer Sicht verkürzen beide Positionen die Rolle des Materiellen für die Praxis. Ich gehe im Folgenden auf die beiden Positionen und ihre Differenz zur Praxistheorie ein.

(1) Die *historische Forschung zu den Schulräumen* fasst Schularchitekturen einseitig als Symbol für eine dahinterliegende soziale Wirklichkeit oder kulturelle Idee. Einer solchen textualistischen Sicht auf schulische Architekturen hält die neuere Bildungsforschung eine Herangehensweise entgegen, die sowohl die Dynamik als auch die praktische Wirkung schulischer Räume aufzeigt. Mit der neueren Raumsoziologie (Löw 2001) versteht sie Klassenzimmer und Schulgebäude weder als reines Symbol noch als statisches Gebilde. Stattdessen kommen einerseits die Praktiken der Hervorbringung von Schulräumen (Breidenstein 2004) und andererseits ihr disziplinierender Charakter in den Blick (Rieger-Ladich/Ricken 2009). Historische Forschungen zeigen beispielsweise, dass beginnend mit dem 19. Jahrhundert ein spezifisch auf die Schule zugeschnittenes Mobiliar entwickelt und hinsichtlich ergonomischer und hygienischer Überlegungen gestaltet wird (Hnilica 2010). Fest montierte Schulbänke sollen etwa erreichen, dass die Schüler/innen in aufrechter Sitzposition dem Unterricht aufmerksam folgen. Als Teil eines »zentralperspektivisch« (Göhlich 1993: 311) auf die Frontwand ausgerichteten Klassenzimmers sorgen sie dafür, dass der moderne Zusammenunterricht mit den durch die allgemeine

Schulpflicht in die Schulen strömenden Schülermassen zurecht kommt (Markus 1996: 40ff.). Das moderne Klassenzimmer richtet eine große Zahl von Schüler/innen auf einen Bereich aus, stellt ihre Körper an ihren Plätzen ruhig, vereinzelt sie dort und macht sie dadurch durch eine einzelne Lehrperson handhabbar. Als »Machtbehälter« (Giddens 1997: 189) schirmt es ferner den Unterricht von den Störungen der Außenwelt ab und rahmt die dort stattfindenden Interaktionen.

(2) *Didaktische Arbeiten und Lehrbücher* folgen hingegen oftmals einer technikdeterministischen Sichtweise und konzipieren Unterrichtsmedien und Lehrmittel als von außen auf den Unterricht einwirkenden »Sachzwang« (Schelsky 1961). Sie nehmen die Dinge dabei einerseits zu ernst und andererseits zu wenig ernst. Was ist damit gemeint? (a) Zum einen vernachlässigt eine solche Perspektive die praktische Rahmung schulischer Artefakte im Gebrauch; (b) zum anderen blendet sie aus, *wie* Dinge die schulische Darstellung von Wissen leisten.

(a) Zunächst zum praktischen Gebrauch: Didaktische Lehrbücher entwerfen zwar Anwendungsszenarien und machen Vorschläge zum schulisch angemessenen Gebrauch – etwa zur adäquaten Körperhaltung beim Anschreiben an der Tafel. Sie gehen aber zugleich von stabilen Objekten aus, denen der praktische Gebrauch nichts weiter hinzuzufügen hat. Die Idee eines stabilen Objekts wurde vor allem von der neueren Wissenschafts- und Technikforschung kritisiert. Die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) versteht beispielsweise die Wirkmacht materieller Artefakte nicht als deren essenzielle Eigenschaft, sondern als Ergebnis einer Assoziation aus menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren (Akrich/Latour 2006). Und die ethnomethodologisch informierten Workplace Studies (Knoblauch/Heath 2006) richten ihren Blick unter anderem auf die praktische Hervorbringung von »interindividual objects« (Hindmarsh/Heath 2000: 555) in unterschiedlichen Arbeitsumgebungen. In ähnlicher Weise äußert sich Karl H. Hörning: »Die Alltagsbedeutung eines technischen Dings, einer Sache, eines Sachverhalts, steckt in den sozialen Praktiken« (Hörning 2005: 309). Erst im Gebrauch erhalten die Dinge ihre Bedeutung – so der »post-wittgensteinianische« (Reckwitz 2003: 298) Kniff dieser Autor/innen.

Besonders deutlich wird der Nutzen einer solchen Gebrauchstheorie im Fall des Schulunterrichts. In der ANT stehen oft Artefakte im Zentrum, die nach Maßgabe eines festen »Skripts« (Johnson 2006) wirken und von den Nutzern festgelegte Handlungen im Umgang mit ihnen verlangen: etwa der automatische Türschließer, der unweigerlich die Tür hinter den Hindurchgehenden schließt und sie dadurch zwingt, mit angemessener Geschwindigkeit weiterzugehen. Dieses Modell des materiellen Zwangs greift für viele schulische Artefakte nicht. Oft geht es vor allem um eine die Artefakte rahmende

Interpretation: Eine in ihren Gebrauch und ihre Rezeption initiierte Person (die Lehrperson) weist eine Gruppe von relativ passiv rezipierenden Novizen (die Schüler/innen) an, die Dinge in schulisch adäquater Weise zu betrachten. Hierzu ein Beispiel aus dem Mathematikunterricht einer 10. Klasse:

Heute gehe ich zum ersten Mal mit Herrn Frankfurter in den Mathematikunterricht der Klasse 10 b. Nachdem er seinen Schlüsselbund auf den Tisch gelegt hat, stellt er seine Tasche neben dem Pult ab. Er holt daraus Stifte, Unterlagen und das grellbunte Plexiglas-Modell eines geometrischen Prismas hervor und legt auch diese Dinge auf den Tisch. Dann stellt er sowohl mich als auch das mitgebrachte Prismamodell vor: »So, ich hab euch zwei Sachen mitgebracht. Ein Prisma und den Herrn Röhl!« Die Klasse mustert mich eingängiger, einige Mädchen in der ersten Reihe lachen über Herrn Frankfurters Bemerkung. Er übergibt mir das Wort und ich stelle mein Anliegen kurz und in einfachen Worten vor. Ich bekomme einen Platz in der letzten Reihe links zugewiesen.

Sowohl die Anwesenheit einer fremden erwachsenen Person als auch des unbekannten Plastikgegenstands im Klassenzimmer sind (anders als etwa die mitgebrachte Tasche) offensichtlich erklärungsbedürftig. Der Lehrer rechtfertigt ihre Anwesenheit und stellt sie den Schüler/innen vor. Er weist sich den Schüler/innen gegenüber als derjenige aus, der ihnen einen Platz im Klassenzimmer zuweisen kann. Im späteren Verlauf schulischer Demonstrationen benennen Lehrer/innen dann einzelne Teile dinglicher Arrangements und markieren sie dadurch als bedeutsame Entitäten: »Ich habe hier ein Gefäß gefüllt mit Wasser, eine Centmünze und ein Kupferrohr.« Andere Bauteile wie etwa Halterungen und Schrauben finden hingegen keine Erwähnung und erhalten so den Status rein technischer Hilfsmittel. Oft zeigt sich an den Dingen auch etwas, das sich der Wahrnehmung der Schüler/innen aufzudrängen droht, obwohl es schulisch keine Relevanz beansprucht. Hier müssen einzelne Bestandteile oder sich an ihnen zeigende Phänomene explizit in den thematischen Hintergrund zurückgeführt werden: »Der Kasten ist nur dazu da, als Resonanzkörper zu dienen«; »Das Plexiglas reflektiert leider, darum geht es aber nicht!« Die Lehrer/innen schaffen dadurch didaktische Objekte, auf die im Lehrgespräch zurückgegriffen werden kann und die als »indexical ground« (Roth 1999: 28) für das Gesprochene dienen. Ohne das Zutun der Lehrer/innen mit all ihren sprachlichen und gestischen Rahmungen gäbe es an den Dingen nichts zu sehen und keinen Referenten des Lehrgesprächs.

(b) Eine technikdeterministische Sichtweise nimmt die Dinge aber bezeichnenderweise auch zu wenig ernst und behandelt ihre Funktionsweise als *black box*. Unbeantwortet bleibt so, wie die Dinge selbst zur schulischen Wissensvermittlung im Unterricht beitragen und dort praktisch eingebunden sind. Neben Mobiliar und Architektur finden sich in den Klassenzimmern eine Reihe von

materiellen Artefakten, die der Darstellung schulischen Wissens dienen. Hier gibt es einerseits Artefakte, die Wissen präsent machen sollen: Demonstrationsexperimente und Anschauungsobjekte veranschaulichen naturwissenschaftliche Phänomene und mathematische Sachverhalte. Diese *Wissensobjekte* sind nicht einfach Zeichen für Phänomene, sondern verkörpern, was sie zeigen. Andererseits stoßen wir im Klassenzimmer auf repräsentierende *Wissensmedien*, die vor allem Zeichen zum Vorschein bringen – hierzu zählen beispielsweise Wandtafel und zunehmend Computerpräsentationen.

Im Unterricht kann man sehr gut beobachten, welche unterschiedlichen Haltungen diese Wissensobjekte bzw. Wissensmedien Schüler/innen abverlangen und wie sie auf eine jeweils passende sinnliche Gestalt schulischer Artefakte treffen. *Wissensmedien* bieten Wissen so in Zeichenform dar, dass sie selbst als präsente Dinge nicht in den Vordergrund treten (Krämer 2008). Die Wandtafeln sind beispielsweise flach an der Wand montiert und meist in einem zurückhaltenden dunklem Grünton gehalten. Die grüne Farbe hebt sich zwar deutlich von den meist hellen Wänden der Klassenzimmer ab, bietet aber vor allem der hellen Schrift auf ihrer Oberfläche einen unauffälligen Untergrund. Die Wandtafel ist ein relativ dauerhaftes Beglaubigungs- und Aufzeichnungsinstrument des Unterrichts, auf das sich die Unterrichtsteilnehmer/innen verlassen. Sie erlaubt eine wandernde Aufmerksamkeit: Blicke können sich auch einmal von ihr ab- und den Mitschüler/innen zuwenden, um dann wieder zu ihr zurückzukehren. Die Tafel selbst wird selten zum Gegenstand des Unterrichtsgesprächs, stattdessen begegnet man ihr mit großer Selbstverständlichkeit und blickt gewissermaßen durch sie hindurch auf das Angeschriebene. *Wissensobjekte* sind hingegen auf die deutliche Sichtbarkeit der Phänomene angelegt, die sie verkörpern. An Messgeräten sind große analoge Zeiger angebracht, die jede Veränderung eines Messwerts deutlich erkennen lassen. Geometrische Modelle werden in angemessener Größe hergestellt und verkörpern die Eigenschaften einer ganzen Gattung von Objekten (z.B. Prismen) in idealisierter Form. An all diesen Wissensobjekten zeigen sich (aus Schülersicht) relativ unbekannte Sachverhalte, die aus dem »interaktionalen Gleichfluss« (Krummheuer 2002: 46) des Unterrichtsgeschehens herausstechen. Entsprechend ziehen sie die Aufmerksamkeit eines Klassenkollektivs auf sich: Körper recken sich gen Experiment und Schwätzer/innen verstummen. Anders als die Wandtafel sind die Wissensobjekte der Rede wert: Einerseits müssen sie sprachlich eingeführt und gerahmt werden (s.o.), andererseits führen sie bei der Schülerschaft bisweilen zu freudigen Ausrufen (»Boah!«) bis hin zu Hallelujagesängen.

Die Frage danach, wer am Unterricht beteiligt ist und zur gelungenen Vermittlung schulischen Wissens beiträgt, kann mit der hier vorgenommenen praxistheoretischen Dezentrierung neu beantwortet werden: Es sind nicht bloß Lehrer/innen als Unterrichtende und Schüler/innen als zu Unterrich-

tende, sondern auch Artefakte, Materialien, Architekturen und Körper. Sie sind in je unterschiedlicher Weise am Unterrichtsgeschehen beteiligt. Mit der postphänomenologischen Technikphilosophie (Ihde 1990) kann man hier verschiedene Mensch-Ding-Beziehungen unterscheiden. Dinge können gänzlich im Hintergrund unserer Wahrnehmung bleiben und dennoch etwas bewirken (die das Klassenzimmer abgrenzende Tür). In anderen Fällen vermitteln sie etwas, ohne selbst in den Vordergrund zu treten (die Zeichen darbietende Wandtafel). Und dann können sie uns als klar von uns unterschiedenes Objekt gegenübertreten (das Anschauungsobjekt).

Statt eine symmetrische und letztlich indifferente Position gegenüber dem Schulunterricht mit seinen unterschiedlichen Teilnehmer/innen einzunehmen und nach der Leistung delokalisierter Netzwerke im Sinne der ANT zu fragen, plädiere ich deshalb für eine Perspektive, die nach dem jeweiligen Beitrag einzelner Entitäten zur Unterrichtssituation fragt. Es geht also um eine differenzierte Betrachtungsweise, in der beispielsweise auch die unterschiedlichen Mensch-Ding-Beziehungen analysiert werden. Die Dinge und Materialien des Schulunterrichts können auf ganz unterschiedliche Weise für Lehrer/innen und Schüler/innen relevant sein: als den Unterricht rahmende Begrenzung, als repräsentierendes Medium oder als vergegenwärtigendes Gegenüber. Mal wirken sie in Form eines Zwangs, mal geht es um Bedeutungen und Passungen in der Praxis.

2.2 Was und wie wird unterrichtet? Praktisches Wissen

Die Berücksichtigung der Dinge als Bestandteil unterrichtlicher Praktiken lenkt den Blick auch weg von einem Modell des Lernens, das von neueren Lerntheorien als »Trichter-Modell« kritisiert worden ist (siehe etwa Hansen 2010: 7ff.). Die Vermittlung von Wissen ist kein einseitiger, linearer Prozess, bei dem Lehrer/innen Wissen in Form von Fakten in die als Behälter konzipierten Köpfe der Schüler/innen hineinschütten. Stattdessen ist das Vorwissen der Schüler/innen für die Aufnahme und Verarbeitung (nicht nur) schulischen Wissens entscheidend. Und mit der Idee des *situated learning* (Lave/Wenger 1995) betont die neuere Lernforschung, dass Lernen nicht bloß im kognitiven Nachvollzug besteht, sondern vor allem in einer zunehmend involvierten Teilnahme an zu erlernenden Praktiken. Dementsprechend geht es um die impliziten und körperlichen Wissensbestände, die auch über materielle Artefakte schulisch vermittelt werden. Der Blick auf in den Praktiken steckende implizite Wissensbestände erkennt jedwede Praxis als epistemisch relevant an. Folglich findet auch Lernen grundsätzlich immer statt. Praktiken machen sich verständlich, besitzen eine öffentlich sichtbare Seite (Schatzki 2002; Schmidt/Volbers 2011) und geben unwillkürlich Wissen preis (Schindler 2011). Wir ahmen nach und passen unser Verhalten aneinander an, bestärken oder überdenken unsere Er-

wartungserwartungen, Lernen an den Dingen, die uns umgeben, spüren die Widerständigkeit der Welt, passen unsere Routinen an etc.

Die Unterrichtsforschung kennt solche impliziten schulischen Wissensbestände spätestens mit dem Begriff des »hidden curriculum« (Jackson 1968: 33ff.). In der Schule lernen Schüler/innen nicht nur ein faktisches Wissen (z.B. Formeln zur Berechnung des Volumens eines Prismas), sondern z.B. auch die Beherrschung der zahllosen expliziten und vor allem impliziten Regeln des Schulalltags (Kalthoff/Kelle 2002). Damit sie den »Schülerjob« (Breidenstein 2006) ausführen können, müssen sie etwa wissen, wann man sich melden kann, was man tun muss, um aufmerksam zu wirken usw. Einige Unterrichtsforscher/innen gehen gar davon aus, dass die Beherrschung dieser impliziten Regeln mindestens ebenso wichtig für den Schulerfolg ist wie die Beherrschung faktischen Wissens (etwa Mehan 1979). Mit diesem Interesse am impliziten Wissen geht auch eine Hinwendung zum Körper als Ziel und Bestandteil lehrender und lernender Praktiken einher. Körper sind für die Praxistheorien nicht mehr nur ein Anhängsel eines sinngebenden Bewusstseins, sondern gleichberechtigte »materielle Partizipanden des Tuns« (Hirschauer 2004). Dementsprechend nimmt eine Reihe von Bildungsforscher/innen die an Bildungsprozessen beteiligten Körper und das in sie eingeschriebene Wissen in den Blick (siehe etwa die entsprechenden Beiträge in Alkemeyer et al. 2009). Wie müssen etwa Körper diszipliniert werden, damit sie an schulischen Praktiken teilnehmen können? Inwieweit unterwerfen sie sich einer schulischen Ordnung?

Die schulischen Artefakte stehen zum einen für eine solche Ordnung und erinnern an ihre Einhaltung – etwa als zeitliche Abschnitte markierender Gong –, aber auch als unterrichtliche Tätigkeiten einfordernde Wissensmedien und -objekte. Es gilt, den oft implizit bleibenden schulisch angemessenen Gebrauch der Dinge zu beherrschen und die Antworten auf folgende Fragen praktisch zu kennen: Wann darf der Gong auch mal außer Acht gelassen werden? Was soll von der Wandtafel abgeschrieben werden? Was am Experiment ist fachlich relevant?

Zum anderen lernen die Schüler/innen an den Dingen aber auch eine disziplinäre Sicht auf die Welt. Was ist damit gemeint? Der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht kann als eine fortwährende Übersetzung präsenter Dinge in die schriftliche Form beschrieben werden (ausführlich hierzu Röhl 2015). Schritt für Schritt überführen Lehrer/innen und Schüler/innen etwa konkrete Experimente in verallgemeinerbare mathematische Formeln. Mit der Übersetzung vergessen die Unterrichtsteilnehmer/innen auch die kontingente Entstehungsgeschichte der Dinge und blenden Unwesentliches (Farbe, Material) und Pannen aus. An der Wandtafel und in den Heften findet sich dann nur noch eine stilisierte Skizze des Versuchsaufbaus und die mathematische Formel. Ein ethnografischer Blick in die Klassenzimmer und Fachräume zeigt

aber die voraussetzungsreiche Arbeit, die von den Unterrichtsteilnehmer/innen geleistet werden muss, damit sie didaktischen Wissensobjekten in disziplinärer Weise begegnen können: Weit vor Unterrichtsbeginn stellen die Lehrpersonen die korrekte Funktionsweise und Sichtbarkeit der Experimente sicher; mit ihren Zeigegesten und sprachlichen Verweisen scheiden sie vor der Klasse Relevantes von Irrelevantem; sprachlich muss eine wissenschaftliche Rezeptionshaltung und Sprechweise über die Dinge eingefordert werden; die Schüler/innen müssen eine entsprechende Haltung einnehmen; die Unterrichtsräume müssen durch Positionierung und Ausrichtung der Schüler/innen eine geeignete Bühne für das wissenschaftliche Spektakel schaffen usw. Mit den schulischen Übersetzungen lernen die Kinder und Jugendlichen deshalb an den Dingen nicht nur ein faktisches Wissen etwa im Themengebiet Mechanik, sondern auch eine disziplinäre Art des Wahrnehmens, die fachlich Relevantes von Irrelevantem scheidet. Dies gelingt dadurch, dass im Laufe der Übersetzung vom vieldeutigen Ding zum eindeutig bestimmten Objekt die dafür erforderlichen Übersetzungspraktiken dem Vergessen anheim fallen. Am Ende bleibt nur die schriftliche Generalisierung und Spezifizierung, die kein Zeugnis über das kontingente Geschehen im Unterricht mehr ablegt. Die Objekte – so die implizite Annahme – waren immer schon in dieser Weise da und sind hinsichtlich ihrer materiellen Eigenschaften unabhängig von den kulturellen Praktiken der Unterrichtsteilnehmer/innen. Der mathematisch-naturwissenschaftliche Schulunterricht unterscheidet damit zwischen stabilen materiellen Objekten auf der einen und instabilen kulturellen Subjekte auf der anderen Seite. Zugespitzt formuliert: Die kulturelle Leistung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterrichts ist es, aus den Kindern und Jugendlichen Menschen der Moderne im Sinne Latours (2008) zu machen, die zwei deutlich voneinander getrennte Welten kennen: eine materielle und eine kulturelle Welt.

2.3 Wann und wo findet Unterricht statt? Außerschulisches Lernen und Transsituativität

Mit der hier skizzierten praxistheoretischen Blickverschiebung wird auch ein enger Begriff der Unterrichtssituation aufgegeben. Unterricht findet auch jenseits des Gongs statt. Zum einen entdeckt die Forschung schon seit längerem außerschulische Kontexte des Lernens. Wenn (praktisches) Wissen sichtbarer Bestandteil jedes Tuns ist, dann kann Lernen nicht mehr auf institutionalisierte und klar umrissene Orte beschränkt werden. Dementsprechend wendet sich die Forschung auch anderen Lernkontexten zu: Neben außerschulischen Lernorten wie Museen (Hemmings et al. 2000) sind hier beispielsweise die berufliche (Aus-)Bildung (Fenwick 2014), das sportliche Training im Verein (Schindler 2011), das Referendariat angehender Lehrer/innen (Pille 2013) sowie die Sozialisation innerhalb der Peerkultur (Zinnecker 2001) zu nennen.

Mit der skizzierten Hinwendung zu den materiellen Teilnehmern des Unterrichts gerät ferner eine rein situative Sichtweise an ihre Grenzen, die bereits von verschiedenen Autor/innen hinterfragt worden ist. Für Karin Knorr Cetina (2009) sind es vor allem Bildschirmmedien, die dafür sorgen, dass die Goffman'sche Situation und ihre räumliche Kopräsenz von Körpern zunehmend von »synthetic situations« abgelöst werden, in denen sich Akteure in technisch-medial vermittelter »response presence« zueinander befinden. Mit dem Begriff der Interobjektivität weist Bruno Latour (2001) auf die übersituative Stabilisierung von Praktiken mittels Artefakten hin – wenn etwa Kund/innen und Angestellte der Post aufeinandertreffen, ist ihre Begegnung durch die Gestaltung des Schalters bereits gerahmt; die Architekt/innen des Postgebäudes sind vermittelt über das Artefakt des Postschalters in der Situation anwesend. Theodore R. Schatzki (2005) beschreibt Organisationen als Bündel von sich überlappenden Praktiken und materiellen Arrangements. Da materielle Artefakte (etwa Formulare) bestimmte Gebrauchsweisen aufrufen, erzeugen sie wiederkehrende Praktiken, mit denen die soziale Ordnung einer Organisation perpetuiert wird. Folgendes lässt sich festhalten: Artefakte weisen über das situative Hier und Jetzt hinaus und verbinden weit entfernte Situationen miteinander.

Für den Schulunterricht heißt dies, auf die zahlreichen Mittler zu achten, die Schule und andere Praxisfelder miteinander verbinden. Über die Lehrpläne regieren etwa die Kultusministerien in den Schulunterricht hinein (Edwards 2011). Ein Aufgabenblatt macht ein Fach und seine Wissenspraktiken am heimischen Schreibtisch präsent, umgekehrt kann die zu Hause erbrachte Leistung der Schüler/innen in den Unterricht hineingetragen werden (Nespor 1994). Schulbücher und Lehrmittel tragen nicht bloß Inhalte, sondern auch didaktische Ethnotheorien der Schulbuchverlage und Lehrmittelhersteller in die Klassenzimmer. Dabei handelt es sich nicht um einfache Implementationen, sondern um größtenteils unberechenbare, wechselseitige Anpassungsprozesse mit Brüchen und Widerständen (Fenwick/Edwards 2010).

Schon bei den Überlegungen zum schulischen Mobiliar und zu den schulischen Wissensartefakten wurde angedeutet, dass staatliche Institutionen und Lehrmittelhersteller über die materiellen Teilnehmer des Unterrichts in die Klassenzimmer hineinragen. Am Beispiel eines zeitgenössischen Schülerexperimentierkastens gehe ich hierauf genauer ein (siehe Abb. 1).



Abbildung 1: Ein Schülerexperimentierkasten im Fach Physik (Themengebiet Mechanik)

Der schwarze Kunststoffkasten misst etwa 40 x 30 cm und beinhaltet allerlei Gegenstände für unterschiedliche von den Schüler/innen durchzuführende Experimente: Messbecher und -stäbe, Gewichte, Newtonmeter, Federn und Gummibänder usw. Auffällig ist zunächst die Reduktion des Kastens und seines Inhalts auf das Wesentliche. Man folgt hier einem modernen minimalistisch-funktionalen Prinzip des Designs: Weder Kasten noch Gegenstände weisen Verzierungen oder Muster auf. Nichts soll von ihrer vorgesehenen Verwendung als didaktische Artefakte ablenken. Dabei stützen sich die im Kasten versammelten Gegenstände gegenseitig in ihrer didaktischen Funktion: Einzelne Gegenstände mögen bei den Schüler/innen auch nicht-schulische Assoziationen wachrufen, im Zusammenhang mit den anderen Gegenständen ist ihre vorgesehene didaktisch-experimentelle Verwendung aber offenkundig. So finden sich etwa mit Ösen versehene Gewichte aus transparentem Kunststoff im Kasten, die entfernt auch an Schlüsselanhänger oder Dekoartikel erinnern. Neben einem Newtonmeter, einem Messbecher und prototypischen Metallgewichten, wie man sie auch auf Wochenmärkten findet, ist ihre vorgesehene Verwendung jedoch relativ eindeutig. Ein zum Kasten hinzugehörendes Aufgabenheft gibt Auskunft über den korrekten Zusammenbau sowie die Rolle einzelner Dinge im Experiment und sichert dadurch den didaktischen Zusammenhang weiter ab. Der Kasten selbst hält sich in seinem schlichten Schwarz zurück und bietet den eigentlich relevanten Bestandteilen einen Untergrund,

von dem sie sich abheben können. Farblich hervorgehoben an ihm sind lediglich zwei rote Schnurösen, mit dem eine die Gegenstände aufbewahrende Einlage herausgehoben werden kann. Die Vereindeutigung und Reduzierung didaktischer Artefakte auf das Wesentliche ist ein generell zu beobachtendes Gestaltungsprinzip schulischer Wissensobjekte (siehe auch 2.1).

Neben der Vereindeutigung prinzipiell vieldeutiger Dinge leistet die Gestaltung des Kastens noch etwas anderes. Jeder Bestandteil des Kastens findet genau in einer Mulde der Einlage Platz. Jeder fehlende Gegenstand fiele sofort auf. Dies erleichtert den Lehrpersonen die Kontrolle darüber, ob die Kästen am Ende einer Schulstunde auch vollständig zurückgegeben werden. In die Kästen ist nicht nur eine Ethnotheorie des Lernens, sondern auch ein moralischer Imperativ eingeschrieben: »Bringe alle Bestandteile wieder zurück!«[1] Die Gestaltung derjenigen schulischen Artefakte, die den Händen der Schüler/innen anvertraut werden, ist grundsätzlich vom Modell des vandalistischen oder zumindest unachtsamen Schülers geprägt. Dementsprechend werben die Hersteller nicht nur mit der Übersichtlichkeit ihrer Kästen, sondern auch mit ihrer robusten Ausführung. So heißt es etwa im Prospekt eines Herstellers: »Alle Elemente des Systems sind übersichtlich, stabil und schülergerecht konstruiert.« Dies gilt auch für andere schulische Artefakte: Auf Bildungsmessen schlagen etwa Marketingmitarbeiter/innen demonstrativ auf neuartige interaktive Whiteboards ein, um deren unverwüstliche Stabilität zu beweisen. In einem Prospekt des Herstellers Legamaster wird Vandalismus gar explizit angesprochen:

> »Die Gefahr von Schäden durch Vandalismus ist nahezu ausgeschlossen – durch eine emaillierte, robuste und kratzfeste Metalloberfläche mit 25 Jahren Garantie. Damit sind unsere qualitativ hochwertigen Projektionsflächen dauerhaft einsetzbar, denn sie wurden für den strapazierfähigen Einsatz konzipiert.«

Die Lehrmittelindustrie ist über die Gestalt(ung) schulischer Artefakte im Klassenzimmer anwesend und figuriert den Schulunterricht mit. Die von ihr produzierten Artefakte erleichtern einerseits, dass die Lehrer/innen den Schüler/innen an den Dingen fachlich Relevantes zeigen können. Andererseits verringern sie die Chance des unsachgemäßen Gebrauchs durch die Schüler/innen. Vermittelt über die schulischen Artefakte diszipliniert die Lehrmittelindustrie also in zweierlei Hinsicht den Schulunterricht: Zum einen stellt sie die schulischen Dinge in den Kontext einer fachlichen Wissensordnung und zum anderen fördert sie die Einhaltung einer schulischen Verhaltensord-

1 | Zur Idee einer in die Dinge eingeschriebenen Moral siehe Johnson (2006) sowie Verbeek (2011).

nung.[2] Dies heißt freilich nicht, dass ein problemloser Ablauf des Unterrichts gewährleistet ist. Artefakte entziehen sich auch stets dem menschlichen Zugriff, gehen im Gebrauch nicht vollständig auf (Langeveld 1955): Pannen und Störungen sind Bestandteil ihres Gebrauchs; Schüler/innen sehen trotz aller didaktischen Vereindeutigung schulisch Irrelevantes (ein Gebläse wird etwa zum »Staubsauger« profaniert); und oft reizen gerade die didaktisch eindeutigen Artefakte die Schüler/innen dazu, Schabernack zu treiben und beispielsweise ihre Mitschüler/innen mit den Messgeräten des Experimentierkastens zu piesacken.

Im Vergleich mit Artefakten, die nicht eigens für schulische Zwecke hergestellt worden sind, wird dennoch die Leistung der Lehrmittelindustrie bei der Gestaltung didaktischer Artefakte deutlich. Als einmal ein Lehrer drei Stapel Kopierpapier in das Klassenzimmer mitbringt, ruft eine Schülerin ängstlich aus: »Schreiben wir etwa einen Test?«; woraufhin der Lehrer die Klasse beruhigen muss: »Meinst du wir brauchen dafür 1500 Seiten? Das habe ich mir nur geliehen, um euch damit etwas zu zeigen.« Und wenn Lehrer/innen an solchen nicht-didaktischen Gegenständen etwas fachlich Relevantes zeigen wollen, so müssen sie wesentlich mehr erläutern und auch praktisch nachhelfen. Als der Lehrer mit dem Kopierpapier schließlich ein geometrisches Prinzip veranschaulichen will, hängt beispielsweise eine Ecke ungewollt herunter, woraufhin der Lehrer die Ecke hochbiegt und kommentiert: »Das soll jetzt nicht schlapp herunterhängen.« Mit anderen Worten: Die Arbeit an der Transformation eines (relativ) unbestimmten Dings in ein didaktisches Objekt ist bei solchen didaktisch nicht zugerichteten Artefakten ungleich aufwändiger.

Was kann man an solchen transsituativen Verbindungen analytisch sehen? Bildungsinstitutionen zielen offenbar darauf, über die Dinge und ihre Positionierung im Raum eine bestimmte Ordnung des Unterrichthaltens auf Dauer zu stellen und in den Unterricht hineinzuwirken. In Bezug auf die Tafel kann man sich das so vorstellen: Die Lehrperson soll an der ihr räumlich nahen Wandtafel anschreiben; den Schüler/innen ist sie hingegen haptisch entzogen, visuell aber nah – sie sind als passive Rezipient/innen des dort Angeschriebenen vorgesehen. Mit den ministerial und kommerziell gestalteten Räumen und Artefakten gelangt so auch eine bestimmte Form der Wissensvermittlung in die Klassenzimmer, die man mit John Dewey als »Zuschauertheorie des Erkennens« (Balke 2008: 272) charakterisieren kann. Ein Artefakt wie die Tafel und ihre Positionierung im Raum wirken zugleich an einer Interaktionsordnung mit, in der Teilnahmemöglichkeiten asymmetrisch verteilt sind. Ferner zeigt eine transsituative Perspektive, dass schulische Artefakte an verschiede-

2 | Zur Unterscheidung von Disziplin als Verhaltens- und Wissensordnung siehe Künzli (2008).

nen Stellen didaktisch zugerichtet werden. Während manche Dinge bereits von der Lehrmittelindustrie auf die didaktische Verwendung vorbereitet worden sind, gilt dies z.B. für einen Stapel Kopierpapier nicht. Dementsprechend müssen Lehrer/innen und Schüler/innen hier mehr situative Arbeit leisten, damit aus nicht-didaktischen Dingen didaktische Objekte werden. Die didaktische Zurichtung ist deshalb eine verteilte Arbeit an den Dingen, die in je unterschiedlichem Maße an verschiedenen Orten geleistet wird.

3. Vom Unterricht lernen — Methodische und sozialtheoretische Folgen

Was lernen wir aus einer praxistheoretischen Perspektive auf Unterricht und Bildung? Auf diese Frage möchte ich abschließend einige Antworten geben, die auch jenseits der Bildungsforschung Relevanz haben. Verschiedentlich wurde in der deutschen Soziologie auf die Wahlverwandtschaft von Praxistheorien und Ethnografie hingewiesen (etwa Kalthoff 2003). Wenn man die Idee eines Wissens jenseits sprachlich formulierbarer Assertionen ernst nimmt, muss man auch auf Methoden zurückgreifen, die ein solches Wissen verfügbar machen. Die quantitative Fragebogen-, aber auch die qualitative Interviewforschung geraten hier an ihre Grenzen. Es gilt, Sachverhalte zum Sprechen zu bringen, die anderenfalls oft schweigsam bleiben (Hirschauer 2001). In der teilnehmenden Beobachtung und der Verschriftlichung des Beobachteten gibt es zumindest ein Angebot, das implizite Wissen der Praxis für die soziologische Analyse verfügbar zu machen. Wie man dies aber konkret leistet, bleibt ein forschungspragmatisch jeweils aufs Neue zu lösendes Problem jedweder Studie. Die hier skizzierte praxistheoretische Dezentrierung des Schulunterrichts bietet dementsprechend keine letztgültigen Antworten an, sondern wirft mit der von ihr vorgeschlagenen Versprachlichung schweigsamer Phänomene weitere methodische und auch sozialtheoretische Fragen auf.

Die Frage nach den Teilnehmern des Unterrichts hat hier zu einer soziomateriellen Sichtweise auf Schulunterricht geführt. In den Blick kamen neben Lehrer/innen und Schüler/innen auch die materiellen Mitspieler des Unterrichts. Sie alle sind in unterschiedlicher Weise am Unterricht beteiligt. Für die ethnografische Erforschung des Schulunterrichts heißt dies, den Blick nicht bloß auf die Interaktion menschlicher Unterrichtsteilnehmer/innen zu werfen, sondern auch auf deren körperlich-praktischen Umgang mit Artefakten. Hinzu kommen müssen ferner Analysen der Artefakte und Materialien. Sozialtheoretisch wirft dies Fragen nach der Handlungsträgerschaft auf. Hier wurde vorgeschlagen, den Beitrag des Materiellen zur Praxis differenziert nachzuzeichnen. Phänomenologische Ansätze (etwa Ihde 1990) bieten hierzu ein brauchbares Vokabular an, das der praxistheoretischen Forschung dabei

helfen kann, unterschiedliche Mensch-Ding-Beziehungen in ihrer Sinnlichkeit empirisch zu unterscheiden und genau zu untersuchen.

Mit der Betonung eines impliziten praktischen Wissens stellt sich die ethnografische Forschung einer besonderen Herausforderung: Zum einen heißt es, den Teilnehmer/innen und ihren Praktiken zu folgen. Gleichzeitig weicht eine praxistheoretische Ethnografie auch von der Sichtweise der Teilnehmer/innen ab und wendet sich auch solchen Praktiken zu, denen sie kein explizites Interesse schenken. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Teilnehmer- und Beobachterperspektive muss forschungspragmatisch stets neu austariert werden. Sozialtheoretisch weist eine Hinwendung zum praktischen Wissen in Richtung einer Ausweitung des Sozialisationsbegriffes: Praktiken formieren die Beteiligten in stets neuer Weise und schreiben sich laufend in nicht gänzlich vorhersagbarer Weise ein (etwa in Form einer modernen Weltsicht). Sozialisation ist also nicht nur im Lebenslauf nie vollständig abgeschlossen, sondern ein beständig fortlaufender Prozess, in dem wir in je unterschiedlicher Weise sichtbar hervortreten: etwa als von Objekten klar unterschiedene Subjekte, die im mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterricht daran arbeiten, kulturelle Praktiken und materielle Artefakte auseinanderzuhalten.

Die Berücksichtigung der materiellen Teilnehmer des Unterrichts weist ferner in Richtung einer transsituativen Sichtweise. Methodisch bedeutet dies, den zwischen Situationen vermittelnden Artefakten und Körpern im Sinne einer »multi-sited ethnography« (Marcus 1998) zu folgen. Dies schließt für den Fall des Schulunterrichts beispielsweise ein, die Kultusministerien und Lehrmittelhersteller aufzusuchen, um dort mehr über das in die Lehrmittel und Lehrpläne eingeschriebene Wissen zu erfahren. Auf der Ebene der Sozialtheorie betrifft dies Fragen nach der Kontinuität von Ordnung und nach dem Verhältnis von Kontext und Situativität der Praxis.

Vom Unterricht bzw. der neueren Unterrichtsforschung lernen heißt auch, etwas über Praktiken und deren Erforschung im Allgemeinen zu erfahren. Hier betraf dies Fragen nach der sozio-materiellen Dimension der Praxis sowie nach Sozialisation und Transsituativität. Um zu solchen Dezentrierungen einer alltäglichen Sicht auf Praxis zu kommen, genügt es, an einem der Stützpfeiler der kulturellen Selbstverständlichkeiten zu rütteln, um auch die anderen zu Fall zu bringen. Sich solchen unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des alltäglichen Lebens anzunehmen, ist die Stärke einer praxistheoretischen Perspektive.

LITERATUR

Akrich, Madeleine/Latour, Bruno (2006): »Die De-Skription technischer Objekte«, in: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld, S. 399-405.

Alkemeyer, Thomas et al. (Hg.) (2009): Ordnung in Bewegung: Choreographien des Sozialen. Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung, Bielefeld.

Alkemeyer, Thomas/Kalthoff, Herbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.) (2015): Bildungspraxis. Körper – Räume – Objekte, Weilerswist.

Balke, Friedrich (2008): »Was ist ein Ding? Zum Pragmatismus der neueren Wissenschaftsforschung«, in: Andreas Hetzel/Jens Kertscher/Marc Rölli (Hg.), Pragmatismus. Philosophie der Zukunft, Weilerswist, S. 269-283.

Becker, Rolf/Lauterbach, Wolfgang (Hg.) (2008): Bildung als Privileg, Wiesbaden.

Breidenstein, Georg (2004): »KlassenRäume – eine Analyse räumlicher Bedingungen und Effekte des Schülerhandelns«, in: Zeitschrift für Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 5 (1), S. 87-107.

Breidenstein, Georg (2006): Teilnahme am Unterricht. Ethnographische Studien zum Schülerjob, Wiesbaden.

Döring, Klaus W. (1973): Lehr- und Lernmittel. Medien des Unterrichts, Weinheim.

Duden (2007): Deutsches Universalwörterbuch, Mannheim.

Durkheim, Emile (1972): Erziehung und Soziologie, Düsseldorf.

Edwards, Richard (2011): »Translating the Prescribed into the Enacted Curriculum in College and School«, in: Educational Philosophy and Theory 43, S. 38-54.

Fenwick, Tara/Edwards, Richard (2010): Actor-Network Theory in Education, London.

Fenwick, Tara (2014): »Knowledge Circulations in Inter-Para/Professional Practice. A Sociomaterial Enquiry«, in: Journal of Vocational Education & Training 66, S. 264-280.

Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M.

Göhlich, Michael (1993): Die pädagogische Umgebung. Eine Geschichte des Schulraums seit dem Mittelalter, Weinheim.

Hammersley, Martyn (1990): Classroom Ethnography. Empirical and Methodological Essays, Milton Keynes.

Hansen, Gerd (2010): Unterstützende Didaktik. Ein Konzept zur Planung und Durchführung von Unterricht an Allgemeinen Schulen und Förderschulen, München.

Helsper, Werner et al. (Hg.) (2008): Pädagogische Professionalität in Organisationen. Neue Verhältnisbestimmungen am Beispiel der Schule, Wiesbaden.

Hemmings, Terry et al. (2000): »Task, Talk and Closure. Situated Learning and the Use of an ›Interactive‹ Museum Artefact«, in: Stephen Hester/David Francis (Hg.), Local Educational Order. Ethnomethodological Studies of Knowledge in Action, Amsterdam, S. 223-244.

Hester, Stephen/Francis, David (2000): Local Educational Order. Ethnomethodological Studies of Knowledge in Action, Amsterdam.

Hillebrandt, Frank (2012): »Der praxistheoretische Ansatz Bourdieus zur Soziologie der Bildung und Erziehung«, in: Ullrich Bauer/Uwe H. Bittlingmayer/Albert Scherr (Hg.), Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie, Wiesbaden, S. 437-452.

Hindmarsh, Jon/Heath, Christian (2000): »Sharing the Tools of the Trade. The Interactional Constitution of Workplace Objects«, in: Journal of Contemporary Ethnography 29 (5), S. 523-562.

Hirschauer, Stefan (2001): »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen«, in: Zeitschrift für Soziologie 30 (6), S. 429-451.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 73-91.

Hnilica, Sonja (2010): »Schulbank und Klassenzimmer. Disziplinierung durch Architektur«, in: Rudolf Egger/Bernd Hackl (Hg.), Sinnliche Bildung? Pädagogische Prozesse zwischen vorprädikativer Situierung und reflexivem Anspruch, Wiesbaden, S. 141-162.

Hörning, Karl H. (2005): »Lob der Praxis. Praktisches Wissen im Spannungsfeld zwischen technischen und sozialen Uneindeutigkeiten«, in: Gerhard Gamm/Andreas Hetzel (Hg.), Unbestimmtheitssignaturen der Technik. Eine neue Deutung der technisierten Welt, Bielefeld, S. 297-310.

Ihde, Don (1990): Technology and the Lifeworld. From Garden to Earth, Bloomington, IN.

Jackson, Philip W. (1968): Life in Classrooms, New York.

Johnson, Jim (2006): »Die Vermischung von Menschen und Nicht-Menschen. Die Soziologie eines Türschließers«, in: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld, S. 237-258.

Kalthoff, Herbert (2003): »Die beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (1), S. 70-90.

Kalthoff, Herbert (2011): »Social Studies of Teaching and Education. Skizze einer sozio-materiellen Bildungsforschung«, in: Daniel Suber/Hilmar Schäfer/Sophia Prinz (Hg.), Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens, Konstanz, S. 107-131.

Kalthoff, Herbert/Kelle, Helga (2002): »Pragmatik schulischer Ordnung. Zur Bedeutung von ›Regeln‹ im Schulalltag«, in: Zeitschrift für Pädagogik 46 (5), S. 691-709.

Knoblauch, Hubert/Heath, Christian (2006): »Die Workplace Studies«, in: Werner Rammert/Cornelius Schubert (Hg.), Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik, Frankfurt a.M., S. 141-161.

Knorr Cetina, Karin (2009): »The Synthetic Situation. Interactionism for a Global World«, in: Symbolic Interaction 32 (1), S. 61-87.

Kolbe, Fritz-Ulrich et al. (2008): »Lernkultur. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Grundlegung qualitativer Unterrichtsforschung«, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 11 (1), S. 125-143.

Krämer, Sybille (2008): Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität, Frankfurt a.M.

Krummheuer, Götz (2002): Der mathematische Anfangsunterricht, Weinheim.

Künzli, Rudolf (2008): »Schule als Ort des Wissens und seiner Bewertung«, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 4 (3), S. 405-414.

Lange, Hermann (1967): Schulbau und Schulverfassung der frühen Neuzeit. Zur Entstehung und Problematik des modernen Schulwesens, Weinheim.

Langeveld, Martinus J. (1955): »Das Ding in der Welt des Kindes«, in: Zeitschrift für Pädagogik 1 (1), S. 69-83.

Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11 (2), S. 237-252.

Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M.

Lave, Jean/Wenger, Etienne (1995): Situated Learning, Cambridge.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.

Marcus, George E. (1998): »Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography«, Ethnography Through Thick and Thin, Princeton, NJ, S. 79-104.

Markus, Thomas A. (1996): »Early Nineteenth Century School Space and Ideology«, in: Paedagogica Historica 32 (1), S. 9-50.

Martial, Ingbert von/Ladenthin, Volker (2005): Medien im Unterricht. Grundlagen und Praxis der Mediendidaktik, Hohengehren.

McHoul, Alexander (1978): »The Organization of Turns at Formal Talk in the Classroom«, in: Language in Society 7 (2), S. 183-213.

Mehan, Hugh (1979): Learning Lessons. Social Organization in the Classroom, Cambridge, MA.

Nespor, Jan (1994): Knowledge in Motion. Space, Time and Curriculum in Undergraduate Physics and Management, London.

Nohl, Arnd-Michael (2011): Pädagogik der Dinge, Bad Heilbrunn.

Oevermann, Ulrich (1995): »Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik«, in: Thomas Jung/Stefan Müller-Doohm (Hg.), ›Wirklichkeit‹ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M., S. 106-189.

Parsons, Talcott (1987): »Die Schulklasse als soziales System. Einige Funktionen in der amerikanischen Gesellschaft«, in: Klaus Plake (Hg.), Klassiker der Erziehungssoziologie, Düsseldorf, S. 103-124.

Peisert, Hansgert (1967): Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland, München.

Pille, Thomas (2013): Das Referendariat. Eine ethnographische Studie zu den Praktiken der Lehrerbildung, Bielefeld.

Preda, Alex (1999): »The Turn to Things. Arguments for a Sociological Theory of Things«, in: The Sociological Quarterly 40 (2), S. 347-366.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Rieger-Ladich, Markus/Ricken, Norbert (2009): »Macht und Raum. Eine programmatische Skizze zur Erforschung von Schularchitekturen«, in: Jeanette Böhme (Hg.), Schularchitektur im interdisziplinären Diskurs. Territorialisierungskrise und Gestaltungsperspektiven des schulischen Bildungsraums, Wiesbaden, S. 186-203.

Röhl, Tobias (2013): Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis, Stuttgart.

Röhl, Tobias (2015): »Die Objektivierung der Dinge. Wissenspraktiken im mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterricht«, in: Zeitschrift für Soziologie 44 (3), S. 162-179.

Roth, Wolff-Michael (1999): »Discourse and Agency in School Science Laboratories«, in: Discourse Processes 28 (1), S. 27-60.

Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change, University Park, PA.

Schatzki, Theodore R. (2005): »Peripheral Vision. The Sites of Organization«, in: Organization Studies 26 (3), S. 465-484.

Schelsky, Helmut (1961): Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation, Opladen.

Schindler, Larissa (2011): Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens, Stuttgart.

Schmidt, Robert/Volbers, Jörg (2011): »Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme«, in: Zeitschrift für Soziologie 40 (1), S. 24-41.

Sørensen, Estrid (2009): The Materiality of Learning. Technology and Knowledge in Educational Practice, Cambridge.

Verbeek, Peter-Paul (2011): Moralizing Technology. Understanding and Designing the Morality of Things, Chicago, IL.

Wernet, Andreas (2002): »›Wann geben Sie uns die Klassenarbeiten wieder?‹ Zur Bedeutung der Fallrekonstruktion für die Lehrerausbildung«, in: Klaus Kraimer (Hg.), Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt a.M., S. 275-300.

Wiesemann, Jutta/Amann, Klaus (2002): »Situationistische Unterrichtsforschung«, in: Georg Breidenstein et al. (Hg.), Forum Qualitative Schulforschung 2. Interpretative Unterrichts- und Schulbegleitforschung, Opladen, S. 133-158.

Wiesemann, Jutta/Lange, Jochen (2014): »Wissen schaffen durch die Dinge? Ergebnisse aus einer ethnographischen Studie zur Materialität im Sachunterricht«, in: Zeitschrift für Grundschulforschung 7 (2), S. 46-59.

Willis, Paul (1979): Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule, Frankfurt a.M.

Wulf, Christoph et al. (2007): Lernkulturen im Umbruch. Rituelle Praktiken in Schule, Medien, Familie und Jugend, Wiesbaden.

Zinnecker, Jürgen (2001): »Die Schule als Hinterbühne oder Nachrichten aus dem Unterleben der Schüler«, in: ders., Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule, Weinheim, S. 249-344.

Nachhaltigkeit und Konsum – eine praxissoziologische Kritik

Michael Jonas

1. Der Ausgangspunkt: Politische Anrufungen zum nachhaltigen Konsum

Nachhaltiger Konsum ist zu einem Schlagwort geworden.[1] Nicht nur in der Politik, sondern auch in den Medien wird der Konsum verstärkt mit dem Begriff der Nachhaltigkeit in Verbindung gebracht. Ratgeberliteratur, Protestbewegungen und die inzwischen etablierte Nachhaltigkeitsforschung (Defila et al. 2011) speisen ihrerseits ihre thematischen Positionen in den öffentlichen Diskurs ein. Eingebettet ist dieser Diskurs in die umfassenderen Diskussionen darüber, wie der weltweite Klimawandel und die daraus resultierenden negativen Folgen abgeschwächt werden können. Hier ist es vor allem die Klimaforschung, deren Analysen eine sofortige Reduktion von Schadstoffemissionen aller Art als zentrale Forderung nahelegen (IPCC 2007).

In diesem Kontext engagieren sich ganz unterschiedliche Akteure aus dem politischen Feld in diskursiven Praktiken, durch die die Bürger/innen dazu aufgerufen werden, nachhaltig zu konsumieren. In den Verlautbarungen unterschiedlicher Ministerien und anderer offizieller Stellen, die in Deutschland in irgendeiner Weise mit dem Verbrauch von Gütern und Dienstleistungen in Verbindung stehen, spielt – neben Überlegungen zu nachhaltigen Produktionsweisen und einer so genannten grünen Modernisierung – der nachhaltige Konsum eine wichtige Rolle. Verbunden werden Ausführungen zum nachhaltigen Konsum oftmals mit einem gesamtgesellschaftlichen Wertewandel, der durch entsprechende Lebensstile vorangetrieben wird. Dies habe etwa in Deutschland dazu geführt, dass Aspekte nachhaltiger Entwicklung eine große Zustimmung in der Bevölkerung hätten (WBGU 2011) oder dass –

1 | Der Aufsatz ist im Rahmen des von der OeNB geförderten Projektes »Zwischen Moralisierung und Kolonialisierung: Das Beispiel Fairtrade« (OeNBProjekt Nr. 15216) entstanden.

so der Rat für nachhaltige Entwicklung im Mai 2012 (Bachmann 2012) – die Menschen, die sich am Kriterium der Nachhaltigkeit orientieren, die erforderlichen Veränderungen vorantreiben würden (Bachmann 2012: 11; vgl. auch: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2012: 191). Symptomatisch für das Engagement in solchen Praktiken sind diesbezüglich Publikationen etwa des Rates für nachhaltige Entwicklung (*Mission Sustainability*) (2008), aus dem Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (*Youth X Change*) (UNEP DTIE 2010) oder des Bundesumweltministeriums (*Umweltfreundlich Konsumieren*) (2013). Diesen kann man eine Vielzahl von Vorschlägen entnehmen, wie der oder die Einzelne im Sinne eines nachhaltigen Konsums agieren kann, angefangen von dem Vorschlag, nicht bei laufendem Wasserhahn etwas abzuspülen, mehr Fahrrad zu fahren, kein Fleisch zu essen, das aus Intensivtierhaltung stammt, bis hin zum Vorschlag, mit anderen etwa einen Bienenlehrpfad aufzubauen. Nachhaltiger Konsum wird als so genannter »bewusster Konsum« (BMELV 2012: 44f.) gefasst, also als ein solcher, in dem Bürger/innen sich reflexiv auf ihre Rolle als individuelle Konsument/innen beziehen und sich verantwortungsvoll im Hinblick auf den Konsum von als *gut* bewerteten Gütern und Dienstleistungen verhalten (Bachmann 2012: 11).

Es ist offensichtlich, dass das in diesen Praktiken vermittelte Verständnis nachhaltigen Konsums durch mehrere Aspekte bestimmt wird: Erstens gilt als nachhaltig in der Regel dasjenige menschliche Verhalten, das die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können (Dolan 2002). Zweitens werden diesem Verständnis zufolge die Bürger/innen als *responsible citizen consumers* adressiert, deren individuelles Konsumverhalten und deren individuelle Lebensstile maßgeblich zu einer nachhaltigeren Gesellschaft beitragen können. Und drittens basieren diese Anrufungen nachhaltig zu konsumieren auf einem Gemisch aus einer Verantwortungs- und einer Gesinnungsethik. In diesem Gemisch wird zum einen die individuelle Verantwortung für das Wohl der gesamten Menschheit herausgestellt und zum anderen die Innerlichkeit oder Gesinnung der Konsumentin, also die im Bewusstsein der Konsumentin ablaufende reflexive Bewertung, was *gut* und was *schlecht* ist, als die zentrale Instanz begriffen (Adorno 1996: 221).

Die nachfolgenden Ausführungen verdeutlichen, dass dieses Verständnis alle Aspekte nachhaltigen Konsums individualisiert und damit von der Notwendigkeit tiefgreifender Veränderungen sozietärer Verhältnisse, Ordnungen und Praktikenkomplexe, die im Zusammenhang mit Prozessen der Konsumtion stehen, ablenkt. Weil die in diesen Praktiken vorgeschlagenen Wege individueller Verhaltensänderungen an der Lebenspraxis der Menschen vorbeiführen, sind diese Anrufungen aus dem politischen Feld weitgehend wirkungslos. Wie gezeigt wird, steht das in diesen politischen Praktiken inszenierte Verständ-

nis nachhaltigen Konsums einem praxissoziologischen Verständnis diametral gegenüber: In Abgrenzung zu enger gefassten soziologischen Definitionen, in denen Konsum »als Erlangung und private Nutzung wirtschaftlicher Güter und Dienstleistungen« (Wiswede 2000: 24) definiert wird, beinhaltet nachhaltiger Konsum aus einer praxeologischen Perspektive betrachtet eine breite Palette etwa von Praktiken der Wahrnehmung, Aneignung, Verwendung, Verwertung und Entsorgung nicht nur marktwirtschaftlich gehandelter, sondern auch nicht-marktwirtschaftlich vermittelter Entitäten, in denen sich individuelle Akteur/innen in spezifischen sozioräumlichen Kontexten aktiv oder passiv engagieren (Schneider 2000), ohne sich selbst, ihrer Umwelt wie auch zukünftigen Generationen zu schaden. In diesem Sinne ist der Prozess der Konsumtion inhärenter Bestandteil wenn zwar nicht aller, so doch aber vieler sozietärer Verwendungs- und Gebrauchsweisen außerhalb der so genannten Produktionssphäre. Erstens wird deutlich, dass es streng betrachtet nachhaltige Konsumpraktiken per se nicht gibt, sondern Konsumtion als wesentlicher Bestandteil ganz unterschiedlicher Praktikenbündel begriffen wird (Warde 2005), die im sozialen Raum Distinktionseffekte (Veblen 1934; Bourdieu 1979) auslösen. Zweitens beinhaltet diese Konzeption, dass Nachhaltigkeit stets in Relation zu anderen Aspekten (wie etwa: Macht [Sayer 2013]) gesetzt und etwaige nachhaltige (wie nicht-nachhaltige) Effekte entsprechender Praktiken allenfalls unter Berücksichtigung dazugehöriger Kontexte benannt werden können (Swyngedouw/Heynen 2003), die nur in einem geringen Ausmaß durch individuelles Verhalten oder in individuellen Lebensstilen enthaltene allgemeine Wertorientierungen beeinflusst werden. Im Gegensatz zur individualistischen Auffassung nachhaltigen Konsums kann ein praxeologisches Verständnis drittens auf Anrufungen an *citizen consumers*, Betonungen eines zentralen Stellenwertes bewusster Wahlakte (nachhaltigen Handelns) sowie Inszenierungen individueller Verantwortungs- und Gesinnungsethiken verzichten, ohne die Bedeutung einer reflexiven Lebensführung zu schmälern (Jonas/Littig 2015).

2. Zur (Nicht-)Nachhaltigkeit von Konsum

Wie einerseits wünschenswert und notwendig, andererseits aber auch vollkommen illusorisch solche *statements* sind, in denen nachhaltiger Konsum als tief in der Gesellschaft verankert eingeschätzt wird oder in denen Bürger/innen zu nachhaltigem Konsum aufgerufen werden, wird unmittelbar deutlich, wenn man sich unterschiedlichen Konsumbereichen zuwendet. Auf einer so genannten gesamtgesellschaftlichen Ebene werden beispielsweise solche Bereiche wie Wohnen und Energie, Verkehr, Ernährung, Freizeit und andere (bpb 2011: 139) voneinander unterschieden. Untersucht wird anschließend etwa, wie hoch die prozentualen Einkommensanteile sind, die die zu Haus-

halten zusammengefassten Konsument/innen für diese Bereiche im Durchschnitt ausgeben (hier für das Jahr 2008: 32,6 %, 14,6 %, 14,3 %, 11,4 %; vgl. ebd.). Kombinierbar sind diese Angaben mit Pro-Kopf-Größen, mit deren Hilfe Zusammenhänge zwischen einer gesellschaftlichen und einer individuellen Ebene hergestellt werden und die dazu dienen, einen Einblick in individuelle Konsumtionsweisen etwa im Bereich der Mobilität (infas DLR 2010) oder der Ernährung (Max Rubner-Institut 2008) zu gewinnen. Die Pro-Kopf-Angaben, die sich etwa auf das Mobilitätsverhalten oder auf das Ernährungsverhalten beziehen, belegen erst einmal, wie wenig nachhaltig bestehende Konsumtionsweisen sind. Um nun nicht pauschal von Konsumtionsweisen zu reden, die über alle Bereiche hinweg betrachtet gleich sind, wende ich mich exemplarisch dem Bereich der Ernährung zu, dem, wenn man einen weiteren bezogen auf Nachhaltigkeit wichtigen Aspekt hinzunimmt, laut entsprechenden Studien beispielsweise etwa 15 % der deutschen Treibhausgasemissionen zurechenbar sind (Wiegmann et al. 2005: 25). Des Weiteren wähle ich aus den Nahrungsmittelgruppen, die in solchen Studien genutzt werden, dasjenige Nahrungsmittel aus, das in hiesigen Kulturkreisen im Vergleich zu anderen bislang besonders positiv konnotiert ist, dessen Verzehr immer noch in erheblichem Maße als soziales Distinktionsmittel eingesetzt wird (Brunner et al. 2007) und das zudem unter dem Gesichtspunkt ökologischer Nachhaltigkeit gemeinsam mit anderen tierischen Nahrungsmitteln besonders schlecht abschneidet. Ich wähle also den Konsum fleischlicher Produkte aus. Laut derzeit aktuellen Angaben (DFV 2011) wies die in Deutschland lebende Bevölkerung im Jahr 2011 einen Pro-Kopf-Konsum von Fleisch von 61kg (ohne Knochen usw.) auf, ein Verbrauch, der bezogen auf den Pro-Kopf-Konsum in der EU über dem Durchschnitt liegt[2] und zudem dadurch gekennzeichnet ist, dass etwa ökologische Kriterien nur eine untergeordnete Rolle spielen (BÖLW 2012). Das ist schon unter Tierhaltungsaspekten bedenklich genug. Gravierend kommt hinzu, dass allein schon der seit Jahren auf viel zu hohem Level befindliche, nur marginal zurückgehende Pro-Kopf-Konsum an Fleisch, der in den meisten postindustriellen Staaten wie Deutschland feststellbar ist, aber auch der rasante Anstieg des entsprechenden Pro-Kopf-Konsums in den so genannten Schwellenländern auf inzwischen etwa 30kg pro Kopf, zu verheerenden ökologischen und sozialen Problemen sowie massiven Verdrängungseffekten vor allem in der Landnutzung führen. Insofern mag dieser Pro-Kopf-Verbrauch zwar Indiz dafür sein, dass die Menschen in postindustriellen Gesellschaften so etwas wie ihre Bedürfnisse befriedigen. Angesichts des dadurch entstehenden gegenwärtigen wie zukünftigen Schadens kann von Nachhaltigkeit aber keineswegs gesprochen werden.

---

2 | http://de.globometer.com/viehzucht-europa.php, abgefragt am 01.10.2013.

Gegen diese Deutung kann man natürlich einwenden, dass sie viel zu pauschal ausfällt. Zeigen nicht die Daten, die etwa in der *Nationalen Verzehrstudie* (Max Rubner-Institut 2008) enthalten sind, dass Männer fast doppelt so viel Fleisch konsumieren wie Frauen (ebd.: 44) und dass auch das Alter (Jüngere konsumieren mehr als Ältere, ebd.: 45) wie auch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen sozialen Schichten (in der Oberschicht wird vergleichsweise etwas weniger, in der Unterschicht vergleichsweise etwas mehr Fleisch konsumiert, ebd.: 61) Einfluss auf den Fleischkonsum haben, dass also die Analyse viel differenzierter ausfallen müsste? In Teilen der Konsumsoziologie und der Nachhaltigkeitsforschung wird diesem Einwand dadurch Rechnung getragen, dass die von mir genannten Umgangsweisen der Aneignung, Verwendung, Verwertung und Entsorgung (hier von Fleisch) als heterogene und multiple Bündel von Ernährungsstilen begriffen werden, die ihrerseits Bestandteile unterschiedlicher individueller Lebensstile sind (Götz et al. 2011). Unter einem Lebensstil verstehe ich in Anlehnung an Stefan Hradil ein wiederkehrendes, relativ stabiles, aber nicht starres Organisationsmuster von Verhaltensweisen, Interaktionen, Meinungen, Wissensbeständen und bewertenden Einstellungen eines Menschen (Hradil 1999: 431). Ein Lebensstil besteht demzufolge aus unterschiedlichen Stilen der Ernährung, des Wohnens, des Arbeitens oder der Mobilität, in die auch Aspekte der sozialen Lage (Bildung, Einkommen, Berufsstatus u.a.) eingehen. Folgen wir zudem Silke Kleinhückelkotten, führen vor allem die »in einem Lebensstil angelegten den Konsum leitenden Einstellungs- und Präferenzmuster« (2011: 142) zu einem entsprechenden Verhalten, auch wenn situative Faktoren und Merkmale des Konsumgutes nicht zu vernachlässigen seien. Des Weiteren wird davon ausgegangen, dass individuelle Lebensstile in spezifischen kollektiven Milieus zusammen gefasst sind. Sieht man davon ab, dass der Milieubegriff noch uneinheitlicher gebraucht wird als das Lebensstilkonzept (Otte/Rössel 2011: 15), werden Milieutypologien vor allem in der angewandten Konsum- und der Marktforschung genutzt, um Prognosen über Orientierungen von Konsument/innenkollektiven zu treffen, die als durch bestimmte Werte geprägt gedacht werden. Aus der vorhandenen Vielzahl solcher Typologien (vgl. etwa Brunner et al. 2007: 26ff.) greife ich zu Illustrationszwecken auf die weit verbreitete, wissenschaftlich aber umstrittene Milieutypologie von Sinus zurück. In der bis zum Jahr 2010 gültigen Typologie, auf die sich Kleinhückelkotten bezieht, wird zwischen vier Milieugruppen unterschieden und zwar gesellschaftlichen Leitmilieus, traditionellen Milieus, Mainstream-Milieus und zuletzt hedonistischen Milieus. Interessiert an dem Zusammenhang zwischen Konsum und Lebensstil, fokussiert die Autorin auf diejenigen milieuspezifischen Einstellungen, die »entweder den Konsum fördern oder zu einem reflektierten Konsumverhalten beitragen können« (Kleinhückelkotten 2011: 147). Als Ergebnis einer solchen Vorgehensweise kommt dann heraus, dass die Angehörigen der »Milieus Postmaterielle, Bürgerliche

Mitte, Etablierte und Moderne Performer« (ebd.: 150), also die, die überwiegend den gesellschaftlichen Leitmilieus zugerechnet werden, die einen hohen Bildungsgrad haben und tendenziell über höhere Einkommen verfügen, den Kern einer so genannten »Umwelt-Avantgarde« (ebd.) ausmachen und demzufolge als Adressat/innen nachhaltiger Politikstrategien besonders geeignet erscheinen. Aufgrund der in diesen Milieus ausgeprägten Wertorientierungen im Hinblick etwa auf Erhaltung der Umwelt müssten sich hier folgerichtig besonders ressourcenschonendes Verhalten und damit etwa auch ein viel niedriger Fleischkonsum belegen lassen.

Empirische Studien, die Auskunft über das tatsächliche Verhalten dieser milieuspezifischen Lebensstile geben, sind allerdings selten, weil der von Hradil in die Lebensstilkonzeption integrierte Aspekt der Verhaltensweisen in vielen derartigen Untersuchungen ausgeklammert bleibt. Eine der wenigen Ausnahmen bildet hier die Forschung, die im Rahmen des Verbundprojektes »Ernährungswende.de« durchgeführt wurde (Stieß/Hein 2005). Auf der Basis einer quantitativen Untersuchung arbeiten die Autor/innen eine Typologie von sieben Ernährungsstilen heraus, die sich durch spezifische Lebensmittelwarenkörbe auszeichnen. Anschließend wird die Nachhaltigkeit der in den Körben enthaltenen Produkte von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verbrauch mittels Stoffstromanalysen (etwa bezogen auf den Aspekt Treibhausgasemissionen) berechnet. Laut diesen Ergebnissen verursachen diejenigen Ernährungsstile die geringsten CO_2-Emissionen, in denen der Außerhausverzehr von Nahrungsmitteln am niedrigsten ausfällt. Interessanterweise schneiden diejenigen Stile dabei am besten ab, die vor allem von älteren Menschen praktiziert werden und in denen explizit ökologische oder nachhaltige Werthaltungen keine große Rolle spielen. Dahingegen ist derjenige Ernährungsstil, der diejenigen Menschen umfasst, die als ernährungsbewusste Anspruchsvolle bezeichnet werden und bei denen nachhaltige Wertorientierungen besonders ausgeprägt sind, nur auf dem dritten Platz, obwohl man der Logik der bislang herangezogenen Lebensstilforschung nach eigentlich ein besonders nachhaltiges Verhalten erwarten hätte können. Die Ergebnisse weisen also auf eine offensichtliche Diskrepanz zwischen allgemeinen Einstellungen und Wertorientierungen einerseits und tatsächlichem Verhalten in spezifischen Lebensstilsegmenten andererseits hin (Wiegmann et al. 2005), die von Protagonist/innen eines gesellschaftlichen Wertewandels (WBGU 2012) entweder schlichtweg übersehen oder als vernachlässigbar eingestuft wird.

Die Diskrepanz zwischen subjektiven Einstellungen und Leitorientierungen auf der einen Seite und den tatsächlichen konsumtiven Verhaltensweisen auf der anderen Seite gewinnt vor dem Hintergrund der eingangs genannten Anrufungen aus der Politik zusätzliche Relevanz, weil hier die Forderung nach einem bewussten und nachhaltigem Konsum an die Bildung spezifischer Werthaltungen und Einstellungen auf Seiten der einzelnen Konsument/innen

gekoppelt wird. Diesbezüglich hat vor allem die britische Soziologin Elisabeth Shove darauf aufmerksam gemacht (Shove 2010), dass solche Politiken implizit oder explizit von einem unrealistischen kausalen Verhaltensmodell ausgehen, das aber als Garant eines nachhaltigen Klimawandels (sowie eines nachhaltigen Konsums) eingestuft wird. Shove nennt dieses Modell das ABC-Modell, wobei A für *attitudes* (also: Einstellungen und Werte), B für *behaviour* (also: Verhalten) und C für *choice* (also: Wahl) steht. Der in diesem Modell enthaltenen Logik zufolge steuern Einstellungen und Werte das Verhalten der involvierten Individuen, dessen Ausprägungen dann entweder sozialen Wandel ermöglichen oder verhindern. Bezogen auf die in der Politik oftmals vertretene Auffassung, wonach der nachhaltige Konsum als bewusst vollzogener Konsum verstanden wird, wird sozialer Wandel ganz im Sinne des ABC-Modells von bestimmten Werten und Einstellungsänderungen abhängig gemacht, die sich unmittelbar in den bewusst ausgewählten Verhaltensweisen der Konsument/innen niederschlagen. Die Kritik am ABC-Modell zielt nun darauf ab, dass in der Ausrufung von Leitbildern wie der *reflexiven Konsumentin*, dem *verantwortungsvollen Bürger* oder einer *Umwelt-Avantgarde* (s.o.) diejenigen Aspekte, in die Konsumtionsprozesse eingebettet sind, entweder gar nicht thematisiert oder als Kontextfaktoren ausgeflaggt werden. Solange diese Faktoren aber nicht ursächlich berücksichtigt werden, wird unterschlagen, dass menschliche Aktivitäten unausweichlich in die soziomateriellen Räume und die dazu gehörenden Praktikenbündel eingebunden sind, deren Bestandteile sowie deren Konfigurationen sich in den meisten Fällen viel gravierender ermöglichend und einschränkend auf das tatsächliche Verhalten auswirken.

3. Organisierende Aspekte von Kauf-/Verkaufspraktiken

Sowohl die Kritik am ABC-Modell als auch die vorher herangezogenen Studien, in denen ernährungsstilbezogene Verhaltensweisen mit Stoffstromanalysen verkoppelt werden, machen darauf aufmerksam, dass die Thematik nachhaltigen Konsums keinesfalls unabhängig von den soziomateriellen *settings* und Praktiken behandelt werden kann, die die Herstellungsbedingungen und -prozesse, die Distribution sowie die Verwendung maßgeblich prägen. Um zu illustrieren, worum es dann geht, macht es Sinn, exemplarisch den Fokus beispielsweise auf die Orte zu richten, an denen Nahrungsmittel an die Konsument/innen verkauft werden. Zu Illustrationszwecken sind die genannten Begegnungsorte und die inszenierten Aktivitäten vor allem deshalb interessant, weil hier die Lebensmittel ge- beziehungsweise verkauft werden, die anschließend verzehrt oder weggeschmissen werden. Hier werden also die Aktivitäten entfaltet, die die Individuen, an die Akteure aus dem politischen Feld ihre Appelle richten, immer wieder zu Konsument/innen auf privatwirtschaftlich

organisierten Märkten werden lassen. Als Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen dienen diejenigen Orte, die sich in vielen europäischen Staaten seit einigen Jahrzehnten breitflächig und dominant durchgesetzt haben. Die Rede ist von den Supermärkten, die in der Regel Bestandteile großer Handelsketten und -konzerne sind und als solche die Schnittstellen zu den Verbraucher/innen darstellen. Kauf/Verkauf konventionell und nicht-nachhaltig hergestellter Nahrungsmittel (3.1) wie derjenige so genannter fairer und nachhaltiger Nahrungsmittel (3.2) dienen als Beispiele, um zentrale Aspekte diesbezüglicher Praktiken zu thematisieren und die Frage zu stellen, welche organisierenden Aspekte Praktiken aufweisen, die dem vorgeschlagenen Verständnis nachhaltiger Konsumtion gerecht werden können (3.3).

3.1 Praktiken marktvermittelter Konsumtionsintensivierung

Wie vor allem Stephan Voswinkel betont hat, gehören Supermärkte demjenigen Typ von Orten an, an dem Kundensouveränität schon früh durch die Durchsetzung weitgehender Selbstbedienung ihren besonderen Ausdruck bekam. Der moderne Selbstbedienungsmodus, »in dem der Kunde als autonomes Subjekt positioniert ist« (Voswinkel 2005: 90), lässt sich als Resultat spezifischer Praktiken fassen. Diese sorgen dafür, dass Verkäufer/innen und Käufer/innen füreinander in den Gängen, an den Theken und an den Kassen sichtbar aufeinander treffen, während »die Organisation und ihre Leistungen für den Kunden im Prinzip unsichtbar« (ebd.: 93) bleiben. Die Wirkungsweise entsprechender Praktiken besteht nun aber gerade nicht darin, etwa eine Kundin in ihrer Autonomie in Form einer bewussten reflexiven Vorgehensweise zu stärken, sondern genau umgekehrt Routinisierungsprozesse anzustoßen, die es ihr ermöglichen, »den Vorgaben des Selbstbedienungssystems ohne Reflexionserfordernis nachkommen zu können« (ebd.: 97; vgl. auch: Keim 2005). Wie dabei vorgegangen wird, kann man von der Verhaltensforschung lernen, der zufolge die Aktivitäten von Menschen nur im begrenzten Ausmaß durch Wissen, Einstellungen oder bewusste Kompetenzen geprägt werden und stattdessen sowohl immanente Wahrnehmungsheuristiken und Verhaltenstendenzen als auch die Konfiguration der so genannten situationsspezifischen Entscheidungskontexte eine große Rolle spielen. Lucia Reisch und Kornelia Hagen (2011) zufolge sind in unseren sozietären Zusammenhängen beispielsweise Begrenzungen der mentalen Verarbeitungskapazitäten oder Kontrollillusionen in der Entscheidungssituation wichtig und führen etwa dazu, dass die Auswahl eines Produktes selektiv und nach emotional relevanten Kriterien erfolgt oder dass Kontrollmöglichkeiten wahrgenommen werden, die gar nicht vorhanden sind (Reisch/Hagen 2011: 228f.). Die Autorinnen führen eine Liste entsprechender Heuristiken und Tendenzen auf, die etwa vom Marketing der Supermarktketten gezielt zur Verhaltenssteuerung der Kund/innen eingesetzt

und bei der Ausgestaltung der so genannten Entscheidungskontexte, also der soziomateriellen *settings*, in denen sich die Kund/innen bewegen, mit berücksichtigt werden. Als zentrale Organisationsaspekte dieser Kontexte gelten Positionierung von Produkten (etwa teure in Griffweite, billigere ganz unten im Regal), die zentrale Relevanz des Verkaufsortes, symbolische Aufladung der Produkte sowie die Wirkungskraft von Voreinstellungen (etwa: Mengenrabatte), weil Kund/innen »in der Regel der Voreinstellung eines Angebotes folgen, auch wenn sie die Möglichkeit des Austritts« (ebd.: 233) haben. Aus einer praxeologischen Perspektive betrachtet, geht es hier um sozietäre Ein- und Verkaufspraktiken, die nicht nur durch die *doings* und *sayings* der Verbraucher/innen, sondern unmittelbar und mittelbar auch durch eine Vielzahl weiterer Akteure (etwa des Supermarktes, des Marketing usw.) und Aktivitäten in den davorliegenden Wertschöpfungsschritten konstituiert werden. Die *doings* und *sayings* sowie die materiell räumlichen Arrangements mit ihren Entitäten, also die Anordnung der Regale, die Einordnung der Produkte, die Reduktion und Vermeidung von Information oder die gezielte Inszenierung von Informationsplätzen, die in den Supermärkten implizit vorhandenen Einbahnwege und Vorfahrtsregeln, Werbung und so weiter dienen dazu, dass Kund/innen dabei geholfen wird, im eher unbewussten Eigensteuerungsmodus die *scripts* der entsprechenden Praktiken zu aktivieren. Neben einer Reihe von Fertigkeiten, derer es hierbei bedarf, zeichnen sich entsprechende Praktiken durch eine Vielzahl teils staatlicher, teils vom Handel vorgegebener, teils von den Verbraucher/innen beeinflusster Regeln aus, die von den Beteiligten, die sich in den Praktiken engagieren, bewusst oder unbewusst eingehalten und nicht offen in Frage gestellt werden.

Aus heuristischen Zwecken unterteile ich diese Regeln in solche des Verdunkelns und Abkoppelns einerseits und in solche des Hervorhebens andererseits. Unter die erstgenannte Kategorie fallen alle Regeln (also rechtliche Gebote, Richtlinien, Zertifizierungen, Bräuche bis hin zu Ratschlägen), die dabei helfen, Produkte als selbstverständliche Gegebenheiten zu inszenieren. Anwendung dieser Regeln sorgt dafür, dass die Darbietung der Produkte komplett von den in ihrer Herstellung vorhandenen Arbeitspraktiken, Herstellungsprozessen, geschlechts-, milieu- oder ethnienspezifischen Benachteiligungs- und Ausbeutungspraktiken, der Einhaltung von Menschenrechten, den Arten und Weisen des Ressourcenverbrauches wie etwa dem Einsatz schädlicher Düngemittel oder der Verseuchung der Äcker durch extensive Gülleausbringung, den Überlebenspraktiken der kommodifizierten Tiere, dem Einsatz von Medikamenten, den ökologischen Auswirkungen und den Versuchen der Konsument/innenzurichtung mit Hilfe von Geschmacksverstärkern abgekoppelt und höchstens über spezifische Markenlabel wie *fair trade* oder diverse Biolabel in Form idealisierter Versprechungen und Glaubwürdigkeits- sowie Vertrauensanrufungen thematisiert wird. Unter die zweitgenannte Kategorie zählen

folgerichtig alle solche Richtlinien, Versprechungen, Faustregeln, Zertifizierungen oder Direktiven, die dazu dienen, etwa einer Kundin die Illusion zu vermitteln, sie könne als autonomes Individuum frei auswählen und handeln, und die ihr signalisieren, dass die angegebenen Preise irgendetwas mit rein marktförmig regulierten Preisen zu tun haben und dass die gewählten Marken Qualitätsgaranten wären. Hinzu kommen Regeln unterschiedlicher Art, die etwa dieser Kundin durch Ausweitung der Produktvielfalt und der Abstraktion von saisonalen und regionalen Gegebenheiten vermitteln, dass ihr der gesamte Globus als Nahrungsmittellieferant jederzeit zur Verfügung steht. Das teleoaffektive Orientierungsangebot (Schatzki 2002) dieser Praktiken ließe sich etwa als *marktvermittelte Konsumtionsintensivierung als Lebensweise* bezeichnen. Diese Orientierung beinhaltet kulturelle Kodes (Reckwitz 2003) beziehungsweise basiert auf solchen Kodes, in denen einerseits der Konsum aller am Markt erhältlichen Produkte positiv konnotiert ist, wenn man sie bezahlen kann. Andererseits wirken in dieser Orientierung mehr oder minder binäre Kodierungen, in denen der Mensch als überlegenes Wesen über die Natur und ihre lebenden und nicht lebenden Entitäten gesetzt wird und in denen etwa selbst im Fleischkonsum vorwiegend hierzulande produzierter Tiere das Nord-Süd-Gefälle zwischen reich und arm permanent reproduziert wird. Mit nachhaltigem Konsum hat all das nichts oder kaum etwas zu tun. Vielmehr kann man der Diagnose Axel Honneths zustimmen, der zufolge dem Bereich der Konsumsphäre heute »all die institutionellen Voraussetzungen fehlen, die sie zu einer gesellschaftlichen Institution der sozialen Freiheit machen könnten« (Honneth 2011: 408).

3.2 Praktiken des *moral consumerism* — Das Beispiel *fair trade*

In der Konsumsoziologie, in der Nachhaltigkeitsforschung und auch in anderen Diskurssträngen mehren sich Stimmen, die sich kritisch gegenüber einer solchen, aus ihrer Sicht wohl zu pessimistischen, Analyse äußern: Verdeutlicht nicht beispielsweise das stetige Wachstum des Absatzes ökologischer Nahrungsmittel den Beginn einer Trendwende? Lässt sich nicht eine Moralisierung des Konsums in der sogenannten westlichen Welt beobachten, die sowohl die Privatwirtschaft als auch die Verbraucher/innen dazu bringt, sich nachhaltig(er) zu verhalten? Können wir nicht von der allmählichen Durchsetzung von *moralized markets* und *moral consumerism* ausgehen (Stehr 2007), in denen ökologische und soziale Nachhaltigkeitsaspekte genuin enthalten sind und die eine neue Phase des Kapitalismus einläuten, in der der moralische Wert gleichgewichtig neben den ökonomischen Wert von Produkten tritt?

Aus dem breiten Fundus von Initiativen und Bewegungen, die gängigerweise von Vertreter/innen einer solchen Sichtweise herangezogen werden, greife ich im Folgenden den so genannten fairen Welthandel heraus und fokussiere hier noch einmal auf die Marke *fair trade*. Die betreffende Diskussion

ist in besonderer Weise dazu geeignet, das Thema sozietärer Nachhaltigkeit im Konsum auf den Punkt zu bringen, weil *fair trade* erstens die Grenzen nationalstaatlicher Betrachtungsweisen nicht nur in Frage stellt, sondern auch überwinden kann, indem automatisch internationalisierte Wertschöpfungsketten thematisiert werden und der hiesige Konsum unmittelbar an die Rohstofferzeugung vor allem von Nahrungsmittelprodukten in ausgewählten geografischen Regionen der südlichen Hemisphäre angekoppelt wird. Und zweitens beinhaltet fairer Handel implizit wie explizit den von Stehr herausgehobenen Aspekt der Moralisierung, der als Beleg für einen Wandel zu einem nachhaltigen Kapitalismus herangezogen wird. Die zwei basalen Grundideen von *fair trade* bestehen zum einen darin, das Ausgeliefertsein von Rohstoffproduzent/innen an zu niedrige Weltmarktpreise sowie die in vielen Gebieten der Welt übliche Praxis erzwungener Kinderarbeit bis hin zur Sklaverei durch die Einführung sogenannter fairer, weil stabiler Preise und spezifischer monetärer Prämien einerseits sowie durch das Gebot demokratischer Beziehungen zwischen den Mitgliedern von Produzent/innenkollektiven und das Verbot von Ausbeutung andererseits lokal abzuschaffen. Zum anderen zielt eine durch Label und Zertifizierungen versprochene Garantie dieser moralischen Ge- beziehungsweise Verbote darauf ab, eine enge Beziehung zwischen den einzelnen Verbraucher/innen (im Norden) und den Produzent/innen (im Süden) zu erzeugen. Vollkommen im Einklang mit den eingangs angeführten Anrufungen aus dem politischen Feld werden auch hier die Verbraucher/innen dazu aufgefordert, durch ihr individuelles Kaufverhalten einen Beitrag zur Steigerung sozialer, zumeist auch ökologischer und zudem wirtschaftlicher Nachhaltigkeit zu leisten (Jonas et al. 2014).

Auch in der Thematisierung dieses Beispiels fokussiere ich wieder auf diejenigen Praktiken, in denen wir als Individuen in geldmarktförmigen Märkten positioniert werden, also den Praktiken des Auswählens und Kaufens, und vernachlässige wiederum alle daran anschließenden Praktiken. In den Blick genommen werden wie zuvor die Regeln sowie das Leitmotiv, die in den betreffenden Praktiken moralisierten Konsums zur Anwendung kommen. Auffallend sind bei solchen Praktiken etliche Unterschiede zu den zuvor diskutierten Praktiken, die sich etwa in den Regelwerken niederschlagen: Ging es zuvor um den Grundsatz der freien Wahl, geht es hier um die Richtschnur der freien und fairen Wahl. Galt zuvor die Richtlinie eines geldmarktförmig ausgehandelten Preisbildes, gilt hier die Direktive einer aushandelbaren fairen Preisvorstellung. Bauen die zuvor genannten Praktiken auf der Ausblendung und Verdunklung der Herkunft der Produktrohstoffe auf, sind in diesem Fall Direktiven unmittelbarer Bestandteil, die eine Einblendung und explizite Thematisierung des Herkunftsortes nahelegen. Verbraucher/innen folgen demnach, wenn sie in diese Praktiken eintreten, bewusst oder unbewusst der Prämisse, sich dann ökologisch und nachhaltig zu verhalten, wenn sie ein unfair hergestelltes und

gehandeltes, ökologieschädliches durch ein fair hergestelltes und gehandeltes, ökologisches Produkt ersetzen. Neben diesen Unterschieden weisen die Regelwerke dieser Praktiken aber auch starke Überlappungen zu denen der zuvor diskutierten auf: Wie diese enthalten sie die Vorstellung, dass der gesamte Globus prinzipiell immer als Nahrungsmittellieferant zur Verfügung steht. Wie diese bauen sie auf der Glaubwürdigkeit von Zertifizierungen und Markenversprechungen auf. Wie diese, wenn nicht gar noch stärker als diese, basieren sie auf der Vermittlung der Maxime autonom und frei entscheidender Individuen, die daran glauben mögen, dass ein Kauf eines so genannten fairen Produktes nicht nur ein marktförmiger, sondern auch ein politischer Akt ist, durch den sich eine direkte Beziehung zu Rohstoffproduzent/innen herstellen ließe.

Das weist darauf hin, dass auch Praktiken moralisierten Konsums Regeln des Abkoppelns und des Verdunkelns beinhalten. So gehört zum Leitgedanken einer Sichtbarmachung fiktiver Produzent/innen von Kaffeebohnen, Kakaofrüchten, Teeblättern oder anderen fair gehandelten Rohstoffen beispielsweise zugleich das Prinzip, alle Wertschöpfungsprozesse zwischen Rohstoffherstellung und fertigem Produkt vollkommen auszublenden. Zudem basieren sie auf dem Motto, die Imagination etwa einer Rohstoffproduzentin aus ihrem unmittelbaren sozietären Kontext herauszulösen und vorhandene Ungleichheiten sowie Machtprozesse zwischen dieser und anderen Akteuren (bis hin zur besagten Schnittstelle Supermärkte, in denen inzwischen prozentual die meisten Umsätze an fair gehandelten Produkten erzielt werden) abzudunkeln. Dazu kommen des Weiteren Ansätze, ökologische Nachhaltigkeitsaspekte – man denke nur an den Verkaufsschlager *fair trade*-Rosen aus Afrika – über Bord zu werfen, um die auch hier wirksame Vorstellung eines globalen Konsummarktes nicht zu unterminieren. Das teleoaffektive Orientierungsangebot dieser Praktiken besteht aus einer positiv besetzten Lebensvorstellung eines regulierten, marktvermittelten, ethisierten und politisierten Konsums. Auch dieses Leitmotiv wird durch spezifische Unterscheidungskodes geprägt, deren eine Seite positiv und deren andere Seite negativ besetzt ist (wie etwa die Kodes *fair trade* versus *free trade*, faire Schokolade versus konventionelle Schokolade oder weitere). Bemerkenswert ist dabei, dass dieses Orientierungsmuster auch auf derjenigen dichotomen Sichtweise beruht, die die Praktiken marktvermittelter Konsumtionsintensivierung prägen, nämlich auf einer Unterordnung des so genannten Südens unter die Vorstellungen – vor allem die Luxusvorstellungen – des so genannten Nordens. Praktiken des fairen Handels sind deshalb nur sehr bedingt als Beispiele sozietär nachhaltiger Konsumtionsweisen aufzufassen. Auch wenn sie sich in einigen zentralen Aspekten eindeutig von den vorherrschenden Praktiken marktwirtschaftlich vermittelter Konsumtionsintensivierung unterscheiden, führt ihre Ausübung allein keineswegs zu einem radikalen Wandel konsumtiver Aneignungs- und Verwendungspraktiken, wie er im Nachhaltigkeitsdiskurs eingefordert wird oder gar als schon eingeleitet

angesehen wird. Von einer Durchsetzung moralisierter Märkte und *citizen consumers* auszugehen, ist deshalb nicht verfrüht, sondern grundsätzlich falsch.

3.3 Organisationale Aspekte von Praktiken nachhaltiger Konsumtion

Das bislang Ausgeführte sollte deutlich gemacht haben, dass moralisierende Appelle, in denen etwa die einzelnen Verbraucher/innen aufgefordert werden, sich reflexiv, verantwortungsvoll und bewusst nachhaltig zu verhalten, viel zu kurz greifen und auf falschen Annahmen beruhen. Wie Jörn Lamla herausgestellt hat, können solche einseitigen Postulate der Konsumentenverantwortung leicht als sozietärer Offenbarungseid gelesen werden, demzufolge die Gesellschaft »ihre kollektive Gestaltungs- und Steuerungsfähigkeit verloren« (Lamla 2011: 107) hat und sich nun nur noch mit Appellen an jeden Einzelnen zu helfen weiß, der oder die sein oder ihr Verhalten reflexiv an der besagten Mischung von Verantwortungs- und Gesinnungsethik ausrichten soll. Sieht man davon ab, dass man sich kaum etwa eine Konsumentin vorstellen kann, die ihr Verhalten anders als in Form eines Monstrums permanent an dieser Maxime ausrichten könnte, lässt sich diese Kombination aus Verantwortungs- und Gesinnungsethik zudem als Zuschreibungskategorie bezeichnen, die »Prozesse des Zuschiebens, Wegschiebens und Weiterreichens« (ebd.: 108) zwischen den Beteiligten provoziert. Als solche mag dieses Verantwortungskonzept zwar ausreichen, um etwa vermeintlich *Schuldige* von *Unschuldigen*, also nicht-nachhaltig agierende von nachhaltig agierenden Konsument/innen, Produzent/innen oder Politiker/innen abzugrenzen. Sucht man aber nach einem Verantwortungsbegriff, der im Sinne einer Transformation vorhandener nichtnachhaltiger Herstellungs-, Verteilungs- und Verwendungsweisen von Gütern, Dienstleistungen und nicht marktwirtschaftlich gehandelten Entitäten nutzbar ist, reicht dies nicht aus. Vielmehr wird dann ein Verantwortungsbegriff gesucht, der sowohl der situativen Einbettung von Aktivitäten in entsprechende soziomaterielle *settings* gerecht wird, als auch an der Verantwortungszuschreibung festhält, ohne diese aber individualistisch zu verkürzen (Gunder/Hillier 2007). Als aussichtsreiches Konzept gilt hier sicherlich der Vorschlag von Iris Young, die von Ungerechtigkeitskonstellationen ausgehend ein so genanntes *social connection model of responsibility* (Young 2008) entwickelt hat. Diesem Modell zufolge bekommen alle Akteur/innen, die sich durch ihre Aktivitäten an der Erzeugung von Ungerechtigkeit beteiligen, die Verantwortung zugeschrieben, vor dem Hintergrund ihrer Aktivitäten an deren Überwindung zu wirken (ebd.: 137). Verantwortung wird hier also weder in Form der genannten Verantwortungs- und Gesinnungsethiken individualisiert, noch von den strukturierenden Kontextbedingungen abgelöst. Sie wird stattdessen als kollektives Phänomen begriffen, das zwischen den Beteiligten

in welcher Weise auch immer ausgehandelt werden muss. Zudem basiert ein solches Verantwortungskonzept auf global gültigen Gerechtigkeitsvorstellungen und ist dem Ziel verpflichtet, Beiträge anzustoßen, die ungerechte Ordnungsmuster und Praktiken beseitigen können.

Wenn wir nicht dem vereinfachenden Bild aufsitzen, hiermit seien nur eine homogene Gruppe von Endverbraucher/innen und eine homogene Gruppe von Produzent/innen gemeint, wird sehr schnell klar, wie weitreichend diese Forderung ist. Dabei geht es gerade nicht um einen individuellen Moralismus, der nur darauf abzielt, erst ein so genanntes nachhaltiges Bewusstsein zu schaffen, das sich dann automatisch in einem nachhaltigen Verhalten und Handeln ausdrückt, oder der darauf fokussiert, die auch vorhandene grundlegende Inkonsistenz und den basalen *patchwork*-Charakter menschlichen Tuns und Sprechens zu verleugnen und abzubauen zu suchen. Insofern können alle Aktivitäten etwa in Form von Informationskampagnen, die sich nur oder in erster Linie auf Wissensvermittlung an die Konsument/innen beziehen, gerade nicht als konstituierend für sozietär nachhaltige Praktiken aufgefasst werden. An Nachhaltigkeitskriterien orientierte Praktiken der Aneignung und der Nutzung basieren auf einer prinzipiellen Infragestellung marktförmig regulierter Konsumtion. Charakteristische Merkmale solcher Praktiken wären den Aktivitäten inhärent eingeschriebene oder enthaltene normative Elemente, die sowohl auf eine Symmetrierung des Mensch-Natur-Verhältnisses als auch auf eine Symmetrierung des Nord-Süd-Verhältnisses abzielten und in denen nicht der Ausbau oder die Tolerierung von Machtasymmetrien, sondern deren Infragestellung und deren immer wieder aufs Neue erforderliche Abbau im Vordergrund stünden. Was die in solchen Praktiken nachhaltiger Lebensweisen enthaltenen Regelwerke betrifft, gelte es etwa, die Gestaltungsmacht der Verbraucher/innen durch Formen direkter Partizipation (Vinz 2005: 29) zu stärken oder die sogenannten *rebound*-Effekte zu berücksichtigen, also die nicht nachhaltigen Effekte, die durch die Nutzung nachhaltiger Konsumangebote erst produziert werden. Verhaltens- und handlungsanleitend wären in solchen Praktiken aber auch Maximen des möglichst weitgehenden Aufhellens der den Produkten zugrunde liegenden Wertschöpfungsketten und -stufen, situationsspezifisch anpassbare Richtlinien des Verhaltens zwischen Konsum und Konsumvermeidung, Maßstäbe der Produktevaluation und so weiter und so fort, die alle der teleoaffektiven Orientierung folgten, dass erst eine erhebliche Reduktion marktvermittelter Konsumtion und ein nachhaltiger Umgang mit den in der Natur existierenden lebenden und nichtlebenden Entitäten sozietäre Nachhaltigkeit erzeugen. Auf Seiten der Träger/innen solcher Praktiken bedarf es hierzu bislang ohne Zweifel einer reflexiven Eigenarbeit und Infragestellung eigener lebensstilsegmentspezifischer Verhaltensweisen, wie sie von der Politik so hervorgehoben wird. Im Rahmen dieser reflexiven Arbeit an der eigenen Lebensweise oder dem eigenen Lebensstil können beispielsweise

Selbstexperimente ein gutes Mittel sein, um sich der Scheinbarkeit vermeintlich notwendiger nicht nachhaltiger Gewohnheiten und Routinen körperlich und auch mental gegenwärtig zu werden. Beispielsweise ein halbes Jahr ohne Fleischkonsum, drei Monate ohne Auto oder ein Monat ohne Kaffee könnten in diesem experimentellem Sinne neue Möglichkeiten und Chancen eröffnen, Ernährung und Fortbewegung nachhaltiger zu gestalten. Wirklichen Wandel wird diese Eigenarbeit aber nur dann erzeugen, wenn sie in entsprechende Praktiken und soziomaterielle Ordnungen umstandslos eingepasst werden kann.

4. Schlussfolgerungen einer praxeologischen Perspektive auf nachhaltige Konsumtion

Auch die wenigen weiteren in Europa durchgeführten Studien (Barr et al. 2011; Birzle-Harder et al. 2013), in denen eine lebensstilorientierte Forschung mit einer praxeologischen Perspektive kombiniert wird, zeigen, dass es bezogen auf Nachhaltigkeitsaspekte normalerweise keine in sich konsistenten Lebensstile (etwa einer nachhaltigen Lebensweise) gibt. Vielmehr weisen die untersuchten Lebensstile nebeneinander existierende nichtnachhaltige (etwa: klimaschädliche Flüge) und nachhaltige Aspekte (etwa: umweltschutzorientierte Urlaube in fernen Destinationen) auf, die als Ergebnis lebensstilsegmentspezifischer Praktikenbündel (hier: der Mobilität und des Urlaubmachens) begriffen werden können. Weitergehende Einblicke in die Nachhaltigkeit, die Performanz und die Organisationsweise ganz unterschiedlicher Praktiken bieten zudem weitere Studien in den Feldern der Mobilität (Middleton 2011; Nixon 2012), der Freizeit (Shove/Pantzar in diesem Band), der Energienutzung (Spinney et al. 2012) und anderen Bereichen des Alltagslebens (Gregson et al. 2009). Auch diese Studien verdeutlichen, dass die Performanz alltäglicher Praktiken etwa des Autofahrens oder des Gehens, der Ernährung, des Duschens oder des Laptop-Nutzens primär durch Gewohnheiten, Routinen und Alltagsregeln (Warde/Southerton 2012) geprägt ist. Nur in Ausnahmefällen wirken dabei rationale Abwägungen und die in den üblichen Nachhaltigkeitspolitiken präferierten *freien Wahlakte*. Und die Studien stellen heraus, wie wichtig unterschiedliche Wahrnehmungssinne, Affekte und Emotionen in der Ausübung beziehungsweise der Ablehnung von Praktiken sind. Zusätzlich zu entsprechenden praktikspezifischen Kompetenzen sowie impliziten und expliziten Regelungen reproduzieren vor allem teleoaffektive Leitmotive dominierender Praktiken immer wieder die in vielen Gesellschaften durchgesetzten Imaginationen etwa der marktwirtschaftlich vermittelten Konsumtionsintensivierung, des übermäßigen Fleischverzehrs oder des motorisierten Individualverkehrs. Beispielsweise auf letztgenannten bezogen, unterbinden solche Leitmotive zu-

gleich auch die Entfaltung und Verbreitung alternativer, so genannter CO_2-armer Praktiken des Gehens oder des Fahrradfahrens (oder der Nutzung des öffentlichen Nah- und Fernverkehrs). Die genannten Praktiken des Gehens oder des Fahrradfahrens, die um ein Vielfaches energieeffizienter sind als Praktiken des Autofahrens, wurden in vielen europäischen Ländern durch automobilzentrierte Planung, Politik und Aufbau einer dementsprechenden soziomateriellen Infrastruktur weitgehend marginalisiert. Alle Initiativen zur Förderung klimaverträglicher Mobilität sind demnach so lange wenig erfolgreich, wie nicht die genannten Aspekte an die Erfordernisse von Praktiken des Gehens oder Fahrradfahrens angepasst werden. Dabei machen die zitierten Studien darauf aufmerksam, dass es die eine Praktik etwa des Gehens nicht gibt, sondern vielmehr eine Variationsbreite von Praktiken des Flanierens, Schlenderns bis hin zum zielorientierten Gehen. Diese weisen zwar eine Reihe von Übereinstimmungen auf, aber eben auch Unterschiede. Außerdem ist zu fragen, inwiefern etwa geschlechts- oder milieuspezifische, altersbedingte oder andere, auch außerhalb ihrer Träger liegende Aspekte (Wetterlage usw.) für ihre Aktualisierung relevant sind und ob die Performanz solcher Praktiken in den vorhandenen oder geplanten soziomateriellen Räumen mit positiven Sinneswahrnehmungsmöglichkeiten verbunden ist. Demnach müssen folgerichtig für gewünschte Verhaltensveränderungen die entsprechenden infrastrukturellen Veränderungen mit berücksichtigt werden (Jonas/Littig 2015). Akteure etwa aus dem politischen Feld könnten hieraus mitnehmen, dass es keiner Anrufungen an die einzelnen Bürger/innen bedarf, um die bestehenden sozietären Verhältnisse nachhaltiger zu gestalten, sondern einer Politik, die sich einem radikalen und systematischen Wandel verpflichtet fühlt (Shove/Walker 2011). Solange das nicht passiert, ist bezogen auf die Verbraucher/innen die Diagnose Theodor W. Adornos weiterhin zutreffend, dass es kein wahres Leben im falschen gibt (Adorno 1951). Hinzuzufügen ist jedoch Herbert Achternbuschs (1989) aufmunternder Slogan »Du hast keine Chance – aber nutze sie!«.

Literatur

Achternbusch, Herbert (1989): Wind, Frankfurt a.M.

Adorno, Theodor W. (1951): Minima Moralia, Frankfurt a.M.

Adorno, Theodor W. (1996): Probleme der Moralphilosophie, Frankfurt a.M.

Bachmann, Günther (2012): Zehn Jahre Nachhaltigkeitsstrategie. Der lange Weg zur Langfristigkeit. Stellungnahme. Rat für Nachhaltige Entwicklung, Berlin.

Barr, Stewart/Shaw, Gareth/Coles, Tim (2011): »Sustainable Lifestyles: sites, practices, and policy«, in: Environment and Planning A 43, S. 3011-3029.

Birzle-Harder, Barbara/Dehmel, Christian/Marg, Oskar/Stieß, Immanuel (2013): Ansatzpunkte, Handlungsspielräume und Barrieren für CO_2-arme Alltagspraktiken und Lebensstile, Projektbericht, Frankfurt a.M.

BMELV (2012): Verbraucherpolitischer Bericht der Bundesregierung 2012, Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Berlin.

BÖLW (2012): Zahlen. Daten. Fakten – Die Bio-Branche 2012, Bund Ökologische Landwirtschaft, Berlin.

Bourdieu, Pierre (1979): La distinction. Critique social du jugement, Paris.

bpb (2011): Datenreport 2011, Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.

Brunner, Karl-Michael/Geyer, Sonja/Jelenko, Marie/Weiss, Walpurga/Astleithner, Florentina (2007): ernährungsalltag im wandel – chancen für nachhaltigkeit, New York.

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (2013): Umweltfreundlich konsumieren. Handreichung für Lehrkräfte, Berlin.

Defila, Rico/di Giulio Antonietta/Kaufmann-Hayoz, Ruth (Hg.) (2011): Wesen und Wege nachhaltigen Konsums, München.

Dolan, Paddy (2002): »The Sustainability of ›Sustainable Consumption‹«, in: Journal of Macromarketing 22 (2), S. 170-181.

DFV (2011): Geschäftsbericht Deutscher Fleischer-Verband, Frankfurt a.M.

Götz, Konrad/Deffner, Jutta/Stieß, Immanuel (2011): »Lebensstilansätze in der angewandten Sozialforschung – Am Beispiel der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung«, in: Jörg Rössel/Gunnar Otte (Hg.), Lebensstilforschung, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 51, Wiesbaden, S. 86-112.

Gregson, Nicky/Metcalfe, Alan/Crewe, Louise (2009): »Practices of Object Maintenance and Repair«, in: Journal of Consumer Culture 9 (2), S. 248-272.

Gunder, Michael/Hillier, Jean (2007): »Problematising responsibility in planning theory and practice: On seeing the middle of the string?«, in: Progress in Planning 68, S. 57-96.

Honneth, Axel (2011): Das Recht der Freiheit, Frankfurt a.M.

Hradil, Stefan (1999): Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen.

infas DLR (2010): Mobilität in Deutschland 2008, Struktur – Aufkommen – Emissionen – Trends, Berlin.

IPCC (2007): Climate Change 2007: Synthesis Report.

Jonas, Michael/Littig, Beate (2015): »Sustainable Practices«, in: James D. Wright (Hg.), The International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences, Oxford, S. 834-838.

Jonas, Michael/Littig, Beate/Penz, Otto (2014): »Kaufen für eine nachhaltige Welt? Das Beispiel Fairtrade«, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 43 (1), S. 91-109.

Keim, Gerhard (2005): »Zwischenräume des Konsums: Überlegungen zur Praxis der Selbstbedienung«, in: Kai-Uwe Hellmann/Dominik Schrage (Hg): Das Management der Kunden. Studien zur Soziologie des Shopping, Wiesbaden, S. 110-130.

Kleinhückelkotten, Silke (2011): »Konsumverhalten im Spannungsfeld konkurrierender Interessen und Ansprüche: Lebensstile als Moderatoren des Konsums«, in: Ludger Heidbrink/Imke Schmidt/Björn Ahaus (Hg.), Die Verantwortung des Konsumenten – Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum, Frankfurt a.M., S. 133-156.

Lamla, Jörn (2011): »Verbraucherdemokratie: Ein Zwischenbericht zur Politik der Konsumgesellschaft«, in: Ludger Heidbrink/Imke Schmidt/Björn Ahaus (Hg.), Die Verantwortung des Konsumenten – Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum, Frankfurt a.M., S. 93-114.

Max Rubner-Institut (2008): Nationale Verzehr-Studie II. Ergebnisbericht, Teil 2, Karlsruhe.

Middleton, Jennie (2011): »›I'm on autopilot, I just follow the route‹: Exploring the habits, routines, and decision-making practices of everyday urban mobilities«, in: Environment and Planning A 43, S. 2857-2877.

Nixon, Denver V. (2012): »A sense of momentum: mobility practices and dis/embodied landscapes of energy use«, in: Environment and Planning A 44, S. 1661-1678.

Otte, Gunnar/Rössel, Jörg (2011): »Lebensstile in der Soziologie«, in: Jörg Rössel/Gunnar Otte (Hg.), Lebensstilforschung, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 51, Wiesbaden, S. 7-34.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (2012): Nationale Nachhaltigkeitsstrategie. Fortschrittsbericht 2012, Berlin.

Rat für Nachhaltige Entwicklung (2008): Mission Sustainability, Berlin.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.

Reisch, Lucia A./Hagen, Kornelia (2011): »Kann der Konsumwandel gelingen? Chancen und Grenzen einer verhaltensökonomisch basierten sozialen Regulierung«, in: Ludger Heidbrink/Imke Schmidt/Björn Ahaus (Hg.), Die Verantwortung des Konsumenten – Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum, Frankfurt a.M., S. 221-244.

Sayer, Andrew (2013): »Power, sustainability and well being«, in: Elisabeth Shove/Nicola Spurling (Hg.), Sustainable Practices – Social theory and climate change, London, S. 167-180.

Schatzki, Theodore (2002): The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.

Schneider, Norbert (2000): »Konsum und Gesellschaft«, in: Doris Rosenkreuz/Robert F. Schneider (Hg.), Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven, Opladen, S. 9-23.

Shove, Elisabeth (2010): »Beyond the ABC: climate change policy and theories of social change«, in: Environment and Planning A 42, S. 1273-1285.

Shove, Elisabeth/Walker, Gordon (2011): »Governing transitions in the sustainability of everyday life«, in: Research Policy 39, S. 471-476.

Spinney, Justin/Green, Nicola/Burningham, Kate/Cooper, Geoff/Uzzell, David (2012): »Are we sitting comfortably? Domestic imaginaries, laptop practices, and energy use«, in: Environment and Planning A 44, S. 2629-2645.

Stehr, Nico (2007) Die Moralisierung der Märkte – Eine Gesellschaftstheorie, Frankfurt a.M.

Stieß, Immanuel/Hein, Doris (2005): Ernährungsstile im Alltag. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung, Ernährungswende Diskussionspapier Nr. 5, Frankfurt a.M.

Swynegedouw, Erik/Heynen, Nikolas (2003): »Urban Political Ecology, Justice and the Politics of Scale«, in: Antipode 35 (5), S. 898-918.

UNEP DTIE (2010): Youth X Change, New York.

Veblen, Thorsten (1934): The Theory of the Leisure Class, New York.

Vinz, Dagmar (2005): »Nachhaltiger Konsum und Ernährung«, Prokla 35, S. 15-34.

Voswinkel, Stephan (2005): »Selbstbedienung: Die gesteuerte Kundensouveränität«, in: Hellmann, Kai-Uwe/Schrage, Dominik (Hg): Das Management der Kunden. Studien zur Soziologie des Shopping, Wiesbaden, S. 89-109.

Warde, Alan (2005): »Consumption and Theories of Practice«, in: Journal of Consumer Culture 5 (2), S. 131-153.

Warde, Alan/Southerton, David (Hg.) (2012): The Habits of Consumption. COLLeGIUM, Studies across Disciplines in the Humanities and Social Sciences, Vol. 12.

WBGU (2011): Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation. Hauptgutachten, Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung – Globale Umweltveränderungen, Berlin.

Wiegmann, Kirsten/Eberle, Ulrike/Fritsche, Uwe/Hünecke, Katja (2005) Umweltauswirkungen von Ernährung – Stoffstromanalysen und Szenarien, Diskussionspapier Nr. 7, Öko-Institut e.V., Darmstadt/Heidelberg.

Wiswede, Günther (2000): »Konsumsoziologie – eine vergessene Disziplin«, in: Doris Rosenkreuz/Robert F. Schneider (Hg.), Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven, Opladen, S. 23-72.

Young, Iris M. (2008): »Responsibility and Global Justice: A Social Connection Model«, in: Andreas G. Scherer/Guido Pallazo (Hg.), Handbook of the Research on Global Corporate Citizenship, Cheltenham, S. 137-165.

Der »Alltag« der Soziologie und seine praxistheoretische Relevanz

Julia Reuter und Diana Lengersdorf

Praxistheoretische Überlegungen nehmen seit einigen Jahren in den Kultur- und Sozialwissenschaften einen großen Stellenwert ein. Insbesondere innerhalb der Soziologie hat die Theoretisierung wie konkrete Analyse sozialer Praktiken Konjunktur. Nach anfänglicher Konstituierungs- und Orientierungsphase, in der es zunächst einmal um die (Wieder-)Entdeckung und dichte Beschreibung sozialer Praxis in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und interdisziplinären Diskussionszusammenhängen ging (exempl. Hörning/Reuter 2004), verspürt die praxistheoretische *Community* nunmehr das Bedürfnis, sich weiter zu systematisieren, theoretische und method(olog)ische Grundlagen einzugrenzen, Wissensbestände zu kanonisieren und Lehrmaterialien, wie etwa Handbücher, zu entwickeln. Ein vormals facettenreiches Bündel von Analyseansätzen, die nur lose miteinander verbundene konzeptuelle Bausteine liefern (Reckwitz 2003: 282), wird zunehmend zu einem festen Paket geschnürt. Man könnte auch sagen, das Unternehmen *Praxistheorie* wird selbst immer mehr diszipliniert, denn mit der Systematisierung der praxistheoretischen Diskussion gehen auch theoretische Zuspitzungen einher, es bilden sich gewissermaßen bestimmte Praktiken des Theoretisierens heraus, die den Spielraum sozialer Praxis auch empirisch eingrenzen. Tatsächlich war das Verhältnis zwischen Forschungsgegenstand und Theorie in der anfänglichen praxistheoretischen Diskussion viel stärker als eines konzipiert, das auf eine empirische Relativierung von Theorie zuläuft und als ein ›empirischer Stresstest‹ für soziologische (Groß-)Theorien verstanden werden konnte (Hirschauer 2004: 89). Es waren starke Parallelen zum Programm der Grounded Theory und Ethnomethodologie, nicht zuletzt auch zur antidisziplinären und antiakademischen Haltung der Cultural Studies erkennbar. Nun lässt sich gegenwärtig eine Tendenz hin zu einem geistigen *Gewusst-dass* in der Theoriebildung ausmachen, die mit einer sich abzeichnenden Ausdifferenzierung einer Praxistheorie auf der einen Seite und einer Soziologie der Praktiken auf der anderen einhergeht. Letztere plädiert für eine Theoriebildung des *knowing-how* oder, wie Robert Schmidt (2012) titelt,

für »konzeptionelle Studien und empirische Analysen«. Die Theoriebildung des *knowing-how* verbleibt zwangsläufig im Vagen, Uneindeutigen, in unsicheren Abstraktionen, denn sie kann ja gerade nicht vollständig von der beobachtbaren Wirklichkeit abstrahieren, die unhintergehbar praktisch und damit selten umfassend formalisiert ist (Kaufmann 1999: 284).

Ohne an dieser Stelle auf die machttheoretischen Implikationen eines Kanonisierungsprozesses weiter einzugehen, möchten wir in unserem Beitrag an jene praxissoziologische Diskussion anschließen, die den empirischen Sinn von Theorien und gleichzeitig die häufigste Form sozialer Praxis – die populäre Alltagspraxis – in den Mittelpunkt rückt. Interessantes empirisches Material wie fruchtbare theoretische Anschlüsse für dieses Bemühen sehen wir in den klassischen Alltagssoziologien, die ihre Wurzeln in den viel beachteten Arbeiten von Harold Garfinkel oder Erving Goffman besitzen, aber auch an der Alltagsphänomenologie Michel de Certeaus und den Forschungen zur ehelichen Konstruktion von Alltag des französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann anschließen, dessen Studien überraschenderweise bislang in der praxissoziologischen Diskussion einen ›blinden Fleck‹ darstellen. Kaufmanns empirische Reflexionen über die Alltagspraxis dienen uns im Weiteren dazu, theoretische Anschlussüberlegungen anzustellen, mit denen nicht nur die Kontingenz, sondern auch die Materialität und Irrationalität ebenso wie die Situativität und Temporalität von Alltagspraxis und Alltagsakteuren in der zukünftigen praxistheoretischen Diskussion wieder stärker akzentuiert werden kann. Waren populäre Alltagspraktiken vor einigen Jahren der Ausgangspunkt praxistheoretischer Überlegungen, ist das Patchwork des Alltäglichen in all seinen Details längst nicht mehr Dreh- und Angelpunkt zeitgenössischer soziologischer Praxistheorie. Unser Argument ist, dass sich gerade im ›Alltag‹, noch immer praxistheoretische Ansätze zu bewähren haben und dass dies durchaus keine banale Frage ist, wie sich im Folgenden zeigen wird.

1. Schwieriges Verhältnis von Alltag und Soziologie

Wenden wir uns einem zentralen Begriff innerhalb der Theorien sozialer Praktiken zu: dem Alltag. Ein Begriff, der eine so große Selbstverständlichkeit innerhalb praxistheoretischer Forschungen aufweist, dass er uns geradewegs aus dem Blick geraten ist bzw. uns nicht mehr reflexiv-verfügbar scheint. Dabei kann die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Alltags auf eine gewisse Tradierung verweisen, die allerdings nie im Mainstream wissenschaftlichen Wissens ankam und bis heute auf ihre vollständige Anerkennung wartet.[1]

1 | Hervorzuheben ist an dieser Stelle sicherlich die seit Ende der 1990er Jahre wachsende Anzahl von Arbeiten zur alltäglichen Lebensführung, die jedoch stärker auf das

Den forschenden Blick auf das *Tagein-Tagaus* sozialer Praxis zu richten, auf ihre Selbstverständlichkeit, Allgegenwärtigkeit und vermeintliche Trivialität, hat einen neuen Blickwinkel auf die vielfältigen Ausformungen von Gesellschaft eröffnet: Da konstituiert das Kochen Partnerschaft und Familie, da regelt die Organisation der schmutzigen Wäsche gesellschaftliche Tabus und Geschlechterordnungen, da verraten wir mit unserer Wohnungseinrichtung unsere soziale Position, da spiegelt sich in den Liebesempfindungen für unseren Partner/unsere Partnerin die ganze Logik spätkapitalistischer Gesellschaften. Zugleich wird deutlich, dass das alltägliche Handeln in eine Unzahl sich wiederholender und sich erneuernder Handlungsprozeduren, Vorgehensweisen und Techniken untergliedert ist, die in ihrer Differenziertheit und Abgestimmtheit aufeinander zu würdigen sind.

Eine Würdigung des Alltags ist in der Soziologie allerdings schon immer ein schwieriges Unterfangen gewesen, vor allem da die Anerkennung mit einer Neujustierung zentraler konzeptioneller und kategorialer Entscheidungen einhergeht, wie auch Kurt Hammerich und Michael Klein bereits in ihrem 1978 veröffentlichten Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie zur *Soziologie des Alltags* deutlich machen. Mit Beiträgen u.a. von Norbert Elias und Erving Goffman wird gegen die damalige Geringschätzung und fehlende Systematisierung des Alltagsbegriffs und von Alltagsanalysen in der Soziologie angeschrieben. Sie machten für diese Marginalisierung der Soziologie des Alltags vor allem die damalige Missachtung verstehender Soziologien (Hammerich/Klein 1978: 9) und deren methodologischer Implikationen (ebd.: 16) verantwortlich. Denn

»[i]m Gegensatz zu einer Soziologie, deren Anliegen es ist, Verhalten in einer als rational geordnet aufgefaßten Welt eindeutig zu identifizieren und kausal zu erklären, [...] käme es in einer Soziologie des Alltags weit eher darauf an, Forschungsmethoden einzusetzen, die aufzudecken imstande sind, wie hochkomplexe, widersprüchliche und ambivalente Orientierungen erworben, eingegangen und ausbalanciert werden, wie kollektive Mythen und Ideologien alltägliche Gebrauchsgüter werden, und wie latente oder bereits verdrängte und verschüttete Handlungsmuster dennoch rudimentäre Anteile von Alltagssituationen ausmachen« (Hammerich/Klein 1978: 16).

Es ist eine alte Differenzlinie in der Soziologie, die hier erneut angemahnt wird und sich in antagonistischen Polen festmachen lässt: hier Rationalitäten

Problem der Lebensführung in einem zunehmend entgrenzten Arbeits- und Familienalltag eingehen und weniger auf die Konzeption des Alltags. Dabei liegen ihre theoretischen Referenzen vor allem in Max Webers, Karl Marx' oder Georg Simmels Arbeiten zur modernen Lebensführung bzw. -stilisierung und weniger in den klassischen Alltagssoziologien (exempl. Weihrich/Voß 2001).

und Kausalitäten dort Komplexität und Ambivalenz, hier Normen und Werte dort Mythen und Ideologien, hier Reflexiv-Verfügbares dort Latent-Vorhandenes.

Jenseits der grundlegenden Auseinandersetzung um eine erklärende oder verstehende Soziologie lässt sich mit Alfred Schütz' Phänomenologie und den hier formulierten Konzepten der alltäglichen Erfahrung und des Alltagswissens auf eine zentrale ›Marke‹ theoretischer Ansätze zur Rehabilitierung von Alltag innerhalb der Soziologie verweisen. Auch in der Weiterentwicklung durch Peter L. Berger und Thomas Luckmann bildet die *Alltagswelt* einen zentralen analytischen Fokus, wobei sie mit Bezügen auf George H. Mead noch stärker interaktionistische Perspektiven integrieren. Hans-Georg Soeffners anschließende Arbeiten zur Entwicklung einer hermeneutischen Wissenssoziologie, auch in der Auseinandersetzung mit Erving Goffmans rahmenanalytischen Arbeiten, stellen die Auslegung des Alltags und den Alltag der Auslegung (Soeffner 2004) in das Zentrum der Analysen und der forschenden Praxis. In den Blick kommt der *Interaktionsraum Alltag*, in welchem »die Akteure des Alltags sich in ihrem Alltagshandeln wechselseitig Kompetenzen unterstellen« (ebd.: 18). Das Selbstverständliche wird so zu einem konstitutiven Moment des *Funktionierens* von Alltag, im Sinne einer Gewissheit des störungsfreien Ablaufs von Interaktionen.

Die analytische Fokussierung dieser *alltäglichen Handlungsabläufe* stellt eine weitere Markierung in der Hinwendung zum Alltag dar. Auch hier ist George Herbert Mead ein bedeutender Akteur, dessen Arbeiten zur symbolvermittelten Alltagsinteraktion und pragmatischen Identitätsformation zentral für die Herausbildung des symbolischen Interaktionismus wurden. Hierzu lassen sich vor allem auch Herbert Blumers Arbeiten zählen, der das gegenseitige Aufeinander-Abstimmen von Handlungslinien durch die an der Interaktion Beteiligten ins Zentrum seiner Analysen stellt. Dabei sind die wiederkehrenden und vorgefertigten Formen gemeinsamen Handelns, die Routinen des Alltags, besonders bedeutsam. Mit den Arbeiten zur Choreografie alltäglicher Interaktionsrituale Erving Goffmans sowie Harold Garfinkels Studien zur Methodologie und Rationalität von Alltagsroutinen lässt sich diese Perspektive auf Alltag fortsetzen. Es sind die alltäglichen Situationen, die in den forschenden Blick kommen, die »ordinary situations« (Goffman 1959: xi), das »ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life« (Garfinkel 1984: vii). Es ist weniger die wechselseitige Abstimmung aufeinander, als vielmehr das durch verschiedene Beteiligte und ihre performativen und nicht-performativen, ihre kognitiv-intentionalen und nicht-intendierten Aktivitäten erzeugte lokale Setting, das hier von Interesse ist.[2]

---

2 | Inwieweit dabei auch die verstehenden Soziologien in ihren Analysen des Alltagslebens den metatheoretischen wie epistemologischen Ansprüchen auf Objektivität und

Mit den französischen Sozialphilosophien, insbesondere Michel Foucaults Mikrophysik der Macht und Pierre Bourdieus Praxeologie, lässt sich die Perspektive auf lokal produzierte alltägliche Handlungsordnung weiter entwickeln, indem Fragen nach der Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und damit auch *Macht- und Herrschaftsverhältnisse im Alltäglichen* in den Fokus gerückt werden. Auch wenn die Phänomenologie und Allgegenwart der Alltagspraxis von Bourdieu und Foucault im Blick behalten wurde, schien doch die spannendere Frage diejenige nach der Beziehung zwischen Struktur und alltäglichem Handeln zu sein und damit auch diejenige nach den besonders wirkungsvollen, weil machterhaltenden, reproduktiven Praktiken. Während Foucault dabei vor allem die diskursiven Praktiken der Humanwissenschaften als Agenten einer modernen allgegenwärtigen Disziplinarmacht rekonstruiert, die sich einerseits in Form von Lehrbüchern, Gesetzen, Normen und ethischen Codes institutionalisiert sowie andererseits in alltägliche Körpertechniken übersetzt wird, geht es Bourdieu vor allem um die Entsprechung der Alltagspraxis mit der sozialen Position im Raum. Bourdieus Blick auf die Vielfalt der Alltagspraktiken dient vor allem dazu, die Performanz, aber auch die Omnipräsenz gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen zu dokumentieren.

2. Patchwork des Alltäglichen

Die Perspektiven Foucaults und Bourdieus blieben nicht unkritisiert. Mit de Certeaus Kritik an der verengten Perspektive seiner französischen Kollegen auf die Alltagspraxis setzt eine Auseinandersetzung mit dem Alltag ein, die bisherige konzeptionelle Grenzziehungen noch weiter in Frage stellt. De Certeau, französischer Kulturphilosoph und Phänomenologe der Praxis, setzt in seinem Buch *Kunst des Handelns* (1988) zum einen bei der Kritik an Foucaults Diskursanalyse ein, die seiner Ansicht nach blind gegenüber der Bedeutung des nicht-diskursiven Gestus sei, und zum anderen an Bourdieus Beschränkung auf eine geradezu idealtypische Kohärenz zwischen Habitus und Struktur, zwischen Habitus und Praxis. So wertet de Certeau Foucaults Allgegenwart der Diskurse bzw. der diskursiven Praktiken und Bourdieus Habitus als Komplizen der Struktur, als zu eng gefasste Konzepte, deren Lesart der Praxis zu wenig Spielraum lassen und vor allem die Foucault'sche Frage des Widerstandes *ad absurdum* führen. De Certeau befreit die Praxis von der, wie er sagt, »Mystik von Habitus und Diskurs« und legt das Geflecht differenter Mikroak-

---

Universalität der akademischen Sozialwissenschaft verhaftet blieben, kann hier nicht vertieft werden, gleichwohl es auch Kritik an ihren formalistischen, statischen und wenig kontextsensiblen Blick auf Alltag gibt (Winter 2007: insb. 23f., dessen Argumentation sich wesentlich auf Gardiner 2000 stützt).

tivitäten offen, die den »Marmor der Historizität« durchbrechen und die Differenz zwischen Struktur und Praxis offenlegen (de Certeau 1988: insb. 123ff.). Sein Versuch ist die Erschütterung des Bollwerks, das Foucault und Bourdieu mit ihren Theorien, Entwürfen und Schulen errichtet haben.

Wie Foucault und Bourdieu geht auch de Certeau von einer gelehrten Unwissenheit der Alltagsakteure im alltäglichen Miteinander-Tun aus, interessiert sich aber dabei insbesondere für jene Praktiken, die – bildlich gesprochen – das krebsartige Geschwür der Diskurse (ebd: 108) und des Habitus überlebt haben; jene widersprüchlichen und ungehorsamen Gebärden und Artikulationen, die keiner Reproduktion der hierarchischen Ordnung der Dinge dienen – im Gegenteil: die sie hinterfragen, mit ihr spielen. Es sind Praktiken, die nicht mit kalkulierten und motivierten Handlungsweisen gleichzusetzen sind; de Certeau spricht lieber von Finten, Listen und Taktiken, die ihren Ort im Kontext selbst haben.

»Die Taktik verfügt über keine Basis, wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansion vorbereiten und sich Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann. Das ›Eigene‹ ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig; sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil ›im Fluß‹ zu erfassen. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muß andauernd mit den Ereignissen spielen, um ›günstige Gelegenheiten‹ daraus zu machen« (de Certeau 1988: 23).

De Certeau spürt diese günstigen Gelegenheiten in einem strategisch besetzten und durchorganisierten Raum auf und erzählt die zahlreichen heterogenen Geschichten und Aktivitäten, die das ›Patchwork des Alltäglichen‹ ausmachen. In den vielen Praktiken des Alltags stecken demnach gelungene Streiche, Jagdlisten, glückliche Einfälle: »Das Alltägliche setzt sich aus allen möglichen Arten des Wilderns zusammen« (de Certeau 1988: 12). Dabei sind widerständige Gebärden und Artikulationen nicht mit kalkulierten und motivierten Handlungsweisen gleichzusetzen. Es ist kein lauter und auch kein organisierter Widerstand, sondern ein sehr leiser, häufig unwissentlich ablaufender Widerstand, improvisiert, unbemerkt, der nichtsdestotrotz das Kräftefeld zu unterwandern, zu stören, zu variieren vermag. Diese unauffälligen aber wirkungsvollen Praktiken sind Praktiken des Lesens, des Sprechens und Unterhaltens, des Umhergehens, des Unterwegsseins, des Wohnens, Kochens oder auch Essens: De Certeau nennt sie Kunstfertigkeiten, Kunstgriffe, Kniffe oder Tricks, um die Intelligenz, die Kunst und das Können nicht nur auf kognitive Prozesse des Bewusstseins zu lenken, sondern es in der Praxis zu verankern (de Certeau 1988: insb. 93f.). In den scheinbar simplen und marginalisierten Entäußerungen unseres Lebens lauern Fähigkeiten und Fertigkeiten, die viel zu schnell als »Lappalien«, »Irrlinien« oder »subtile Tätigkeiten« abgehandelt werden. Hier verbirgt sich seines Erachtens ein wirkungsvolles Potenzial, dass

es immer wieder aufs Neue schafft, die Foucault'sche Allgegenwart und Unausweichlichkeit der Macht auszuhebeln, zu umschiffen. Mehr noch: Je intensiver sich wissenschaftliche Analysen darauf kaprizieren, die Institutionen und Mechanismen der Unterdrückung zu beschreiben, desto eher haben die Alltagspraktiken eine Chance zu überleben, denn sie werden laut de Certeau schlichtweg durch den reduktionistischen Blick lateraler Untersuchungen auf Phänomene der Unterdrückung übersehen (de Certeau 1988: 96f.). Dabei gilt es, die eigene Form und Erfindungskraft sozialer Praxis im Verhältnis zu den Alltagsgegenständen zu betrachten. Nicht umsonst sieht de Certeau in den Gebrauchs- und Konsumpraktiken, z.B. von Landschaften und Orten in der Stadt – Straßenzügen, Brücken, Lattenzäunen, Wohnräumen, Häuserblocks usw. (z.B. ebd.: 215ff.) –, das größte Potenzial einer Kunst des Handelns. Es sind seiner Ansicht nach gewissermaßen die Materialitäten des Alltags, welche die Kreativität der sozialen Praxis hervorkitzeln.

Auch wenn de Certeau die Materialität sozialer Praxis in Körpern und Artefakten hervorhebt, stellt er keine systematischen Überlegungen zu einer Soziologie der Dinge und Gegenstände an. Um seinem Argument der »dichten Ubiquität« bzw. praktischen Mutation selbst totaler Räume (wie Büro oder Fabrik) Ausdruck zu verleihen, beschränkt sich sein Blick größtenteils auf den subversiven Umgang mit Dingen, und weniger auf die Routinen. Trotzdem lassen sich seine Analysen zur Kunst des Handels für eine Soziologie sozialer Praktiken in dreierlei Hinsicht fruchtbar machen: Erstens macht de Certeau deutlich, dass eine Trennung zwischen Wissenschaft und Alltag, zwischen Arbeit und Freizeit obsolet erscheint. Denn, zweitens, unter der Oberfläche der Gelehrten-Modelle und funktionalistischen Technokratie haben heterogene *mythische* Alltagspraktiken überlebt, die drittens einen rationalen Umgang mit den Materialitäten der Gesellschaft unterlaufen und ihre Unabgeschlossenheit, das Scheitern und die Inkohärenz des Sozialen verkörpern (ebd.: 354ff.).

3. Materialität und Irrationalität sozialer Alltagspraxis

De Certeaus Phänomenologie der Alltagspraxis wird in den zeitgenössischen Praxistheorien selten als Referenztheorie herangezogen,[3] dennoch ist das Argument der Performanz wie Materialität sozialer Praxis in den Diskussionen durchaus präsent. Neben stärker ritualtheoretischen sowie sprach- und kulturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen, die sich auf die materielle Gestaltung bzw. die körperliche Inszenierung des Sozialen beziehen (exempl. Rao 2006; Wirth 2002), sind innerhalb der Soziologien vor allem Arbeiten der

3 | Eine Neubelebung dagegen erfährt er in den Cultural Studies, die sein Potenzial für die Konzeptionalisierung widerständiger Praktiken erkennen (vgl. hierzu Winter 2007).

kulturtheoretischen Wissenschafts- und Techniksoziologie hervorzuheben. Eine gute Zusammenführung von alltags- und praxissoziologischen Überlegungen mit Blick auf die Materialität sozialer Alltagspraxis bietet hier sicherlich die Publikation *Experten des Alltags* von Karl H. Hörning (2001), der sich aus einer vor allem techniktheoretischen Perspektive gegen die Differenz zwischen einem im Alltag gewonnenen Laienwissen und einem im Außeralltäglichen des z.B. Wissenschaftsbetriebes gewonnen Expertenwissen wendet und damit den Antagonismus zwischen Außeralltäglichem und Alltäglichem in Frage stellt. Er plädiert vielmehr unter Bezugnahme wissenssoziologischer und kulturtheoretischer Traditionen für Mischungen. Es ist eine Absatzbewegung von einer eigenständigen Lebenssphäre oder einem exklusiven Objektbereich hin zum Alltag als einer theoretisch-kategorialen Entscheidung, der Komplexität der sozialen Praxis der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, ihrem alltäglichen, manchmal auch sperrigen Miteinander-Tun, ihrer Verwickeltheit mit den Dingen und den ständig ablaufenden Prozessen gemeinsamer Sinnproduktion Rechnung zu tragen (Hörning 2001: 33). Der Alltag an hochtechnisierten Arbeitsplätzen, wie im Kontrollzentrum einer U-Bahn (u.a. Heath/Luff 1992) oder in einer Internetagentur (u.a. Lengersdorf 2011), ist dann ebenso komplex wie der private Ehe-Alltag von Professoren mit Kind (u.a. Liebig et al. 2008) oder von Arbeiter-Ehepaaren ohne Kind (u.a. Kaufmann). Aber er ist auch zugleich ebenso trivial und entfaltet sich zwischen dem Eingeben von Zahlenkolonnen in eine digitale Datenbank ebenso wie zwischen dem Wechseln der Windeln.

International sind insbesondere die Arbeiten von Elizabeth Shove und Alan Warde zu nennen, die sich vor allem für Phänomene des Konsums interessieren. Alltag ist hier ein Bündel von Lebens-Domänen (»domains of everyday life«, Warde 2013: 21) oder Lebens-Bereichen (»realm of everyday life«, Shove et al. 2012: 12), in denen alltägliche Praktiken stattfinden bzw. eingebettet sind. So konzentrieren sich diese Untersuchungen auch stärker auf die alltäglichen Praktiken, die in den Lebensbereichen stattfinden bzw. die in die Domänen eingebettet sind, als auf eine Auseinandersetzung mit den Begriffen des *everyday* oder *daily*, diese bleiben eher unbestimmt. Dies sicherlich auch, da die Auseinandersetzungen um Alltag mit oder nach dem *practice turn* ansetzen. Man könnte formulieren, dass die vorherigen Tradierungen nicht mehr als Rahmung explizit eingezogen, sondern implizit, vielleicht auch nicht intendiert, als eine selbstverständliche Hintergrundfolie mitgeführt werden. Ein Hinweis auf eine *Everyday Life Sociology* (z.B. Adler et al. 1987) oder ihre Grundsätze bleiben aus. Problematisieren möchten wir an dieser Stelle, dass gerade eine analytische Nicht-Beachtung alltagstheoretischer Tradierungen dazu führen kann, Mischungen aus den Blick zu verlieren und implizit Grenzziehungen, z.B. zwischen als distinkt konstruierten Lebenssphären oder Wissensbeständen wieder einzuführen, die gerade durch den *practice turn* als überwunden galten. Denn erstaunlicherweise entzünden sich viele der Diskussionen zum Stellenwert der

Dinge in den soziologischen Praxistheorien gerade nicht an den Gegenständen des Alltags, sondern in Auseinandersetzung mit Forschungen im Bereich der Science & Technology Studies, vor allem den Laborstudien und den Forschungen Bruno Latours. So sind es die komplexen Materialitäten wissenschaftlicher wie technischer Arbeitszusammenhänge, die im Hintergrund der Diskussionen mitgeführt werden und damit indirekt eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Alltag, Arbeit und Freizeit nahelegen. Eine andere Hintergrundfolie bilden die Arbeiten Bourdieus zur »objektivierten Sozialität« (Hillebrandt 2009), gleichsam zeigt sich hier, dass selbst wenn Bourdieu auf alltägliche Dinge verweist, er sie »jedoch ausschließlich im Hinblick darauf [betrachtet], was sie über ihre Besitzer aussagen, die diese Objekte gewählt haben« (Schäfer 2013: 349). Genau in die entgegengesetzte Richtung weisen jene Arbeiten, die die Eigenaktivität der Dinge und nicht die der Akteure überbetonen, um möglicherweise vorschnell dem Argument der Gleichstellung von Ding und Mensch Vorschub zu leisten. Mit Jean-Claude Kaufmann gesprochen, würde dies jedoch die unterschiedlichen *Zyklen* im Umgang mit den Dingen übersehen, den z.T. sehr langwierigen und komplexen Prozess der Emanzipation von den Dingen wie der Gewöhnung an die Dinge. Vor allem vernachlässigt eine vorschnelle Personalisierung der Dinge die lange, mitunter vergessene Geschichte der Gegenstände, die im alltäglichen Umgang mit den Dingen wiederbelebt wird: Nur durch die Menschen kommt Leben in die Dinge, nur in unseren Beziehung zu den Dingen sedimentiert sich das kulturelle Gedächtnis (Kaufmann 1999: 48). Kaufmann, der sich für die Verdinglichung des Alltäglichen in Paarbeziehungen interessiert, greift zur Verdeutlichung des Bildes vom »Tanz mit den Dingen« (ebd.: 17) vorzugsweise auf das »häusliche Universum« (ebd.: 44) zurück, das er auch als ›Kosmos von Dingen‹, vor allem aber als zentralen Ort der Gewöhnung an die Dinge und Identitätsbildung wie -bewahrung begreift. Kaufmann sieht in den Dingen wichtige Stützen von Identität und sozialer Praxis, die »[...] die Funktion von Anhaltspunkten für die gewohnten Handlungsabläufe, Wege und Rhythmen [erfüllen], einfacher Anhaltspunkte, die jedoch dem Handeln Sinn verleihen« (Kaufmann 1999: 44). Es sind die banalen Gegenstände des häuslichen Alltags – die Kissenbezüge und Hemden, der Küchenkalender und der Fön, das Geschirr und Besteck, die Zahnpastatube und das Geschirrspülmittel, das Sofa und das Bett, die Waschmaschine und der Rasenmäher. Durch Rückgriff auf symboltheoretische, ethnologische wie (emotions-)soziologische Arbeiten zur kulturellen Evolution zeichnet Kaufmann das komplizierte Wechselspiel vom alltäglichen Umgang mit den Gegenständen und der Konstruktion von Identität nach. Vor allem aber zeigen seine empirischen Analysen zur alltäglichen Konstruktion von Paarbeziehungen, wie viel emotionale Arbeit im Umgang mit den Dingen steckt: Kaufmann berichtet von schwärmenden Frauen, die sich am Anblick gebügelter Wäsche und aufgeräumter Wohnungen ergötzen können und ein geradezu ästhetisches Vergnügen und eine tiefe körperliche Be-

friedigung daraus ziehen (ebd.: 230f.), aber auch vom Widerwillen und Ärger über den Anblick des schmutzigen Küchenbodens oder Wäschebergs (ebd.: 238f.). Kaufmann schildert aber auch das Gefühl der Sicherheit und Wärme, das frisch Verliebte am *Morgen danach* ausschließlich im Refugium Bett empfinden (Kaufmann 2004: 32) und von ihren Ängsten, die beim Anblick von Unterhosen, Badezimmerutensilien oder auch des Frühstücks ausgelöst werden. Viel stärker als de Certeau betont Kaufmann, dass Alltagspraktiken sich an und mit Alltagsgegenständen ereignen, vor allem aber, dass Alltagspraktiken zunächst einmal körperlich erlernte Praktiken sind, die einen inneren Handlungsantrieb besitzen und sich in Form sinnlicher Wissens- und Denkschemata ablegen. Für das Kochen bedarf es nicht nur der Töpfe und Pfannen, sondern es braucht auch einen Sinn für gemeinsame Mahlzeiten, einen Willen oder Widerwillen gegenüber dem anfallenden Abwasch wie Kochgerüchen. Für den Verzehr der Mahlzeit bedarf es nicht nur Messer und Gabel, sondern auch einer körperlichen Fertigkeit und Gewöhnung, mit diesem Besteck umzugehen; und schließlich erfordert es auch das Empfinden eines Genusses, mit diesem Werkzeug die Speisen zu sich zu nehmen, und eines entsprechenden Ekels, ›mit Händen und Füßen‹ zu essen. Selbst am Reinigen der Wohnung ist ein ganzer Kosmos an Dingen beteiligt, mitunter kleinste Kleinigkeiten, wie Kaufmann am Beispiel des Tischabräumens verdeutlicht, denn hier sind es nicht selten die Krümel auf der Tischdecke, die die Hauptrolle spielen (Kaufmann 1999: 60) und Anlass für Streit und Konflikte mit dem/der PartnerIn sind. Überhaupt manifestieren sich am Küchentisch laut Kaufmann die stärksten Emotionen, da hier die Intimitäten frontal aufeinanderprallen – trotz oder gerade weil er den Eindruck eines banalen Kontextes vermittelt (Kaufmann 2008: 177).

Auch wenn die Beispiele zunächst einmal von einem sehr begrenzten Untersuchungsterrain ausgehen, der alltäglichen Hausarbeit in Paarbeziehungen, lassen sich von ihnen Schlussfolgerungen für die einfachen Gesten des Alltagslebens ableiten, immerhin laut Kaufmann die häufigste Form des Handelns (1999: 286). So geht es ihm in keiner seiner Ethnografien des Details in Paarbeziehungen (nur) um einen Beitrag zur Psychologie oder Mikrosoziologie des Paares, sondern um ein authentisches Beispiel einer Soziologie, die sich der handlungstheoretischen Verzahnung von Determinismen einerseits und individueller Kreativität andererseits verschreibt (ebd.). Kaufmanns Beitrag besteht wohl im Wesentlichen in der Entdeckung des praktischen Wissens in seiner unterschiedlichen (lebens-)zyklischen Bedeutung und seiner Mobilisierung in körperlichen Minimalgesten (exempl. Kaufmann 1994: 63ff.). Gleichzeitig (über-)betont er damit ein Element, das von den üblichen Handlungstheorien häufig ignoriert oder nicht zu stark berücksichtigt wurde: den Körper (Kaufmann 1999: 286f.). Kaufmann konzipiert den Körper als Speicher, Stabilisator wie Mittler des praktischen wie gesellschaftlichen Wissens. Darüber hinaus interessieren ihn andere Materialitäten vor allem als Dinge, die über die

Ausdehnung des körperlichen Raumes angeeignet werden. Körper und Dinge sind für ihn also Orte des gesellschaftlichen Gedächtnisses, in denen Handlungsroutinen, Gewohnheiten und Alltagsgesten abgespeichert sind, jedoch nicht im Sinne eines statischen Stapelns abgelegter Waren in einem Lager (ebd. 287). Der Körper aus Fleisch und Blut ist bei Kaufmann immer auch ein Schauplatz eines emotionalen und empfindungsmäßigen Durcheinanders, er ist durch Bewegungen und Rhythmen gekennzeichnet, und damit bleibt er in seiner sinnlichen Eigenaktivität immer auch ein unhintergehbarer Störfaktor in Interaktionssituationen, nicht zuletzt auch für das Individuum selbst. Denn in seinen Studien zur alltäglichen Paarinteraktion geht es Kaufmann ja weniger um den störungsfreien, d.h. reibungslosen Ablauf des Normallaufes; seine Studien fokussieren vielmehr die vielen kleinen körperlichen *Verrücktheiten* in den scheinbar selbstverständlichen Automatismen des Alltags. Immer wieder erwischen sich die Individuen dabei, wie sie durch spontane Impulse oder auch heftige körperliche Reaktionen in alltäglichen Zusammenhängen überrascht werden, wie sie unbemerkt Kriegslisten und Liebestaktiken im Miteinander anwenden, kurzfristig ihre eigenen Absichten im Handeln unterlaufen und sich, ohne es zu wissen, in Widersprüche verwickeln und dadurch den Handlungsrahmen für zukünftiges Handeln neu stecken. Kaufmann analysiert die kleinen Dramen des Alltags, die sich zwischen den abstrakten Idealen rationaler Individuen und der Kontingenz ihrer tatsächlichen Praxis abspielen. Diese Dramen entzünden sich nicht zuletzt an den Reibeflächen zwischen dem Anspruch etwa das Handeln an gesellschaftlich akzeptierten Normen von Paarbeziehungen auszurichten und dem *Dschungel* von Dingen, Körpern, Tönen, Bildern und Gerüchen des Alltagslebens. Im Dickicht des Alltags, so zeigen seine Studien, wird auch die geringste Bewegung zum »Tanz mit den Dingen und Emotionen«.[4]

---

4 | Genau diese Irrationalität und Widerspenstigkeit des alltäglichen Umgangs mit den Dingen wird in den dingtheoretischen Diskussionen unserer Ansicht nach aber vernachlässigt, die sich entweder auf die Seite der Dinge stellen und ihre Eigenleben überbetonen (und dies gerne an besonders komplexen technischen Dingen verdeutlichen), oder aber auf die Seite der Akteure stellen und die instrumentelle Nutzung oder Fetischisierung der Dinge hervorheben (für einen Überblick über die Diskussion vgl. auch König 2012).

4. Über den Alltag hinaus?

Der Blick in den Beziehungsalltag von Paaren darf nicht darüber hinweg täuschen, dass hier der Begriff des Alltags gerade nicht auf einen separierten Lebens- und Tätigkeitsbereich – des Haushalts, der Privatsphäre, der Freizeit o.Ä. – reduziert wird. Es geht vielmehr darum, die Praxisperspektive der Handelnden stark zu machen und die Relevanz der alltäglichen Praktiken, jene einfachen Gesten des Alltagslebens, als zentralen Handlungsmodus aufzudecken. Dies bedeutet strenggenommen, dass es einerseits, wie Karl H. Hörning (2001: 32) es formuliert, überall Alltag gibt, und dass zweitens alltägliches Handeln gerade nicht als unproblematisches, weil reibungslos verlaufendes Handeln konzipiert werden kann. Im Gegenteil: Aus der Perspektive der Teilnehmer/innen ist der Alltag hochkomplex; er ist vollgestellt – nicht nur mit Erwartungen und Konventionen, Normen und symbolischer Sinnschemata (ebd.: 33). Er ist vor allem im wahrsten Sinne des Wortes mit Gegenständen und Körpern vollgestellt. Dies ist in Wirtschaftsunternehmen, in Bildungseinrichtungen oder medizinischen Versorgungszentren nicht anders als in Freizeit- und Ferienstätten, im öffentlichen Straßenverkehr oder im privaten Haushalt. Eine praxissoziologische Perspektive auf diese Orte zeigt dann genau, wie die Körper und Dinge miteinander interagieren, wie sie sich wechselseitig Kontur verleihen, aneinander reiben, wie die Teilnehmer/innen etwas tun, das Dinge geschehen macht oder geschehen lässt (Hirschauer 2004: 74), wie sie von den Dingen und Körpern um sie herum zum Handeln getrieben und herausgefordert oder aber im Handeln gelähmt werden, wie sie die Dinge und Körper gebrauchen und einsetzen, um Identität und Gemeinschaft herzustellen und zu bewahren, und wie diese selbst wieder im Umgang mit ihnen den Frieden der Routine zerstören.

Interessant erscheint uns, dass hieraus ganz unterschiedliche Bewertungen wie Schlussfolgerungen gezogen werden. Praxistheoretiker wie Karl H. Hörning etwa sehen in der Komplexität des Alltags und den vielen Störungen des Normallaufs die Chance für die Teilnehmenden, ihr praktisches Wissen weiter aufzubauen, zu vervollständigen, zu professionalisieren, so dass sie sich am Ende idealerweise als *Experten des Alltags* hervortun können. Andere, wie Kaufmann, sehen in der Komplexität und Unvorhersehbarkeit des Alltags eher die Gefahr, sich am empirischen Dickicht permanent aufzureiben und ihren Gefühlshaushalt (über-)zustrapazieren.[5] Überhaupt scheint die Frage nach der Verbindung von praktischem und emotionalem Wissen aus unserer Sicht noch

5 | So wundert es nicht, dass Kaufmanns Interviews mit Ehepaaren über Alltagszenen im Haushalt besonders lebhaft verlaufen: Nicht nur im konkreten Ehealltag auch im Erzählen über ihn wird permanent gelacht, gestritten, protestiert, sich erregt. Kaufmann (1994: 249ff.) geht davon aus, dass Emotionen wie Ärger oder Amüsement mit der Ri-

nicht hinreichend geklärt. Viel zu wenig wird etwa auf die emotionssoziologischen Aspekte der impliziten Wissensbestände eingegangen, wenngleich doch hier fruchtbare Anschlüsse an Nobert Elias‹ sozio- wie psychogenetischen Untersuchungen zur Modellierung der Emotionen und zu körperlichen Umgangsformen im alltäglichen Miteinander zu ziehen sind. Immerhin widmet Elias in seinem Buch Über den *Prozess der Zivilisation* (1939) der Beschreibung des handwerklich komplizierten wie emotional aufgeladenen Umgangs mit Messer und Gabel beim Essen mehrseitige eigenständige Kapitel. Daran anschließend lässt sich fragen, ob und inwiefern eine Praxistheorie zwischen körperlichen und leiblichen Praktiken differenzieren sollte (zur Diskussion: Gugutzer 2014; zu einer praxistheoretischen Körpersoziologie: Klein 2014; Meuser 2006; Alkemeyer 2010), um zentrale Dimensionen alltäglichen Lebens zu fassen. Stellt es beispielsweise einen heuristischen Mehrwert dar, zwischen Bewegungen und Empfindungen des Körpers zu unterscheiden? Gerade vor dem Hintergrund aktueller Debatten um die Bedeutung des Eigensinns innerhalb der Praxistheorien, könnte die Frage nach dem Eigensinn des Leibes (Gugutzer 2014) ein möglicher Weiterentwicklungspunkt sein. Im Anschluss daran lässt sich aus einer alltagstheoretischen Perspektive weiter fragen, ob eine Ausdifferenzierung praxistheoretischer Analysen auf ritualisierte Praktiken, die in eine höhere Ordnung eingebunden sind, z.B. Tischrituale (Audehm 2007) und routinisierte Praktiken, die einer alltäglichen Ordnung folgen, z.B. Autofahren (Shove et al. 2012), theoretisch und empirisch ertragreich wäre. In einer praxistheoretischen Auseinandersetzung zum Verhältnis von alltäglicher Routine und außeralltäglichen Ritualen ließe sich dann wiederum ein Raum eröffnen, um einen weiteren analytischen Zugang zu Vermengungen unterschiedlicher sozialer Ordnungen zu gewinnen. Und es ist doch gerade hier, wo schon immer das besondere praxistheoretische Interesse lag: die Organisiertheit und Etablierung sozialer Ordnung (u.a. Schatzki et al. 2001).

So bleibt die Einsicht, dass es für die empirisch vorfindbare unheilbare Kontingenz der Alltagspraxis sowohl praktisch wie theoretisch keine Lösung im Sinne einer *vernünftigen Ordnung* gibt. Der Frieden der Routine ist immer nur ein vorübergehender Friede (Kaufmann 1999: 294), die transparenten Analysen der Gelehrten bleiben allenfalls vorläufige Versuche, die Obszönität des Unterdeterminerten, des *mythischen* praktischen Umgangs zu verschleiern (de Certeau 1988: 354ff.).

tualisierung der alltäglichen Kleinkriege aufs engste verflochten sind und bestimmte Funktionen, in der Regel Kontroll- und Regulationsfunktionen, übernehmen.

Literatur

Adler, Patricia/Adler, Peter/Fontana, Andrea (1987): »Everyday Life Sociology«, in: Annual Review of Sociology 13 (1), S. 217-235.

Alkemeyer, Thomas (2010): »Verkörperte Gemeinschaftlichkeit. Bewegungen als Medien und Existenzweisen des Sozialen«, in: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnungen jenseits von Normen und Institutionen, Bielefeld, S. 331-348.

Audehm, Kathrin (2007): Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals, Bielefeld.

Bongaerts, Gregor (2007): »Soziale Praxis und Verhalten – Überlegung zum Practice Turn in Social Theory«, in: Zeitschrift für Soziologie 36 (4), S. 246-260.

Certeau, Michel de (1988): Die Kunst des Handelns, Berlin.

Gardiner, Michael E. (2000): Critiques of Everyday Life, London/New York.

Garfinkel, Harold (1984): Studies in Ethnomethodology, New York.

Goffman, Erving (1959): The Presentation of Self in Everday Life, London.

Gugutzer, Robert (2014): »Leibliche Praktiken der Geschlechterdifferenz. Zur neophänomenologischen Kritik an der Körperpraxeologie in handlungstheoretischer Absicht«, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden, S. 91-106.

Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hg.) (1978): Materialien zur Soziologie des Alltags, Sonderheft 20 der KZfSS, Opladen.

Heath, Christian/Luff, Paul (1992): »Collaboration and Control: Crisis Management and Multimedia Technology in London Underground Line Control Rooms«, in: Journal of Computer Supported Cooperative Work, 1 (1), S. 24-48.

Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität, Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H.Hörning/Julia Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld, S. 73-91.

Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.) (2004): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld.

Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens, Weilerswist.

Kaufmann, Jean-Claude (1994): Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag, Konstanz.

Kaufmann, Jean-Claude (1999): Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit, Konstanz.

Kaufmann, Jean-Claude (2004): Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt, Konstanz.

Kaufmann, Jean-Claude (2008): Was sich liebt, das nervt sich, Konstanz.

Klein, Gabriele (2014): »In Transit. Kulturelle Übersetzungen und soziale Rahmungen von Bewegungswissen«, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden, S. 79-90.

König, Gudrun M. (2012): »Das Veto der Dinge«, in: Karin Priem/dies./Rita Casale (Hg.), Die Materialität der Erziehung. Zur Kultur- und Sozialgeschichte pädagogischer Objekte, Weinheim, S. 14-31.

Lengersdorf, Diana (2011): Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur, Wiesbaden.

Meuser, Michael (2006) »Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers«, in: Robert Gugutzer (Hg.), Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld, S. 95-118.

Rao, Ursula (2006): Kulturelle VerWandlungen. Die Gestaltung sozialer Welten in der Performanz, Frankfurt a.M.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie, 32 (4), S. 282-301.

Reuter, Julia/Vedder, Günther/Liebig, Brigitte (2008): Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern, Frankfurt a.M.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.

Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.

Schatzki, Theodor/Knorr-Cetina, Karin/von Savigny, Eike (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, New York.

Shove, Elisabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes, London/Thousand Oaks/New Delhi.

Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Konstanz.

Warde, Alan (2013): »What Sort of Practice is Eating«, in: Elizabeth Shove/Nicola Spurling (Hg.), Sustainable Practices. Social Theory and Climate Change, New York, S. 17-30.

Weihrich, Margit/Voß, Günther (Hg.) (2001): Tagaus – Tagein: Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung, Mering.

Winter, Rainer (2007): »Das Geheimnis des Alltäglichen. Michel de Certeau und die Kulturanalyse«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 21-39.

Autorinnen und Autoren

Thomas Alkemeyer, Dr. phil., ist Professor für Soziologie und Sportsoziologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Nikolaus Buschmann, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftlichen Zentrum »Genealogie der Gegenwart« der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Hanna Katharina Göbel, Dr. rer. soc., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg.

Frank Hillebrandt, Dr. phil., ist Professor für Allgemeine Soziologie und Soziologische Theorie an der FernUniversität in Hagen.

Stefan Hirschauer, Dr. rer. soc., ist Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Michael Jonas, Dr. rer. pol., ist Senior Researcher am Institut für Höhere Studien (IHS) Wien und Privatdozent für Soziologie an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Herbert Kalthoff, Dr. rer. soc., ist Professor für Soziologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Hannes Krämer, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vergleichende Kultursoziologie und Projektleiter am Center B/Orders in Motion an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Stefan Laube, Dr. rer. soc., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Diana Lengersdorf, Dr. phil., ist Juniorprofessorin für Geschlecht, Technik und Organisation an der Universität zu Köln.

Mika Pantzar, PhD, ist Research Director an der University of Helsinki, Finnland.

Sophia Prinz, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder) und betreut das wissenschaftliche Programm am Johann Jacobs Museum in Zürich.

Andreas Reckwitz, Dr. phil., ist Professor für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Julia Reuter, Dr. phil., ist Professorin für Erziehungs- und Kultursoziologie an der Universität zu Köln.

Tobias Röhl, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich »Wissens- und Bildungssoziologie, Qualitative Methoden« der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Theodore R. Schatzki, PhD, ist Senior Associate Dean und Professor of Philosophy and Geography am College of Arts and Sciences an der University of Kentucky, USA.

Hilmar Schäfer, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Larissa Schindler, Dr. phil., vertritt z.Zt. die Professur für Körper-, Bewegungs- und Sportsoziologie an der Universität Hamburg.

Robert Schmidt, Dr. phil., ist Professor für Prozessorientierte Soziologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Elizabeth Shove, PhD, ist Professor of Sociology und Ko-Direktorin des DEMAND Centre an der Lancaster University, UK.

Sozialtheorie



Joachim Renn
Selbstentfaltung – Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven
Soziologische Übersetzungen II

Juli 2016, ca. 300 Seiten, kart., ca. 39,99 €,
ISBN 978-3-8376-3359-7



Andreas Reckwitz
Kreativität und soziale Praxis
Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie

Mai 2016, 314 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-3345-0



Silke Helfrich, David Bollier, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)
Die Welt der Commons
Muster gemeinsamen Handelns

2015, 384 Seiten, kart., zahlr. Abb., 19,99 €,
ISBN 978-3-8376-3245-3

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de